# Auswahl
## kleiner
# Romane und Gedichte
## für Freunde
## einer
## aufheiternden Lektüre.

---

Erstes Bändchen.

---

Inhalt:


Die Bohne, von H. Zschokke.
Die Pomeranzenschalen und die Melonenschalen, von A. v. Kotzebue.
Der alte Oberrock und die alte Perücke, von Ebendemselben.
Der Prälat, von J. v. Ittner.
Die alte Brücke, von K. Graß.
Gedichte von K. Graß und Andern.


---


Aarau 1812
bei H. R. Sauerländer

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Auswahl

kleiner

# Romane und Gedichte.

Die beliebte Monatsschrift: **Erheiterungen**, ist nicht nur im Allgemeinen in der Lesewelt noch nicht hinlänglich bekannt, sondern findet als **Journal** in manchen Gegenden nicht den ungehinderten Eingang, obgleich ihre Tendenz weit entfernt von jeder Berührung politischer Gegenstände ist, sondern einzig nur allein angenehme Unterhaltung in Erholungsstunden gewähren soll.

Die Verlagshandlung entschloß sich daher, unter vorstehendem Titel eine besondere Ausgabe davon zu veranstalten, um den

Wünschen der Literaturfreunde in jeder Gegend zu entsprechen, und damit diese Sammlung zugleich auch in Lesebibliotheken, wo keine Journale gehalten werden, Aufnahme finden möge.

---

# Prolog.

Wenn des Winters Schneegeflimmer
Draussen um die Fenster schwärmt;
Wenn der Sturm im Gärtchen lärmt,
Und das heimathliche Zimmer,
Des Kamines Flamme wärmt –
Hört, die Grillen zu zerstreuen,
Wohl mit Lust der weise Mann,
In dem Ringe der Getreuen,
Auch ein frohes Mährchen an.

Wenn, und lächelt gleich der Himmel,
Doch die Erde Trost versagt;
Wenn der Sterblichen Getümmel
Uns mit langer Weile plagt;
Wenn in des Berufes Gleise
Hinter uns die Sorge keucht,
Oder gar im Freundeskreise
Stille Wehmuth uns beschleicht:
Wohl, wenn mit dem Zauberstabe
Fantasus, der Götterknabe,
Unsre Seele dann berührt,
Sie mit seiner Glut entzücket,
Und, vom Irrdischen entstricket
Auf zu schönern Sternen führt!

Wenn der Jammer unsrer Zeiten
Um zerstörte Seligkeiten
Bis zu unsrer Klause dringt;
Wenn wirs scheu'n, hinauszublicken,
Wo, mit gräßlichem Entzücken,
Mavors seine Fackel schwingt,
Während hier die Waise ringt;
Dort in wilden Kriegeswettern
Eine ganze Welt versinkt,
Dann erquickt es, wenn die Schaale
Stiller Selbstvergessenheit,
In dem Reich der Ideale,
Freundlich uns die Muse beut;
Oder am bemoosten Mahle
Alternder Vergangenheit
Clio unsern Harm zerstreut;
Wenn sie lehrt, wie es gewesen?
Wie es ist und wie es wird?
Und wie, ohne zu genesen
Immerdar die Menschheit irrt.

Nun wohlan, was Clio lehret,
Was der Muse Scherz erfand
Leser, beut euch unsre Hand.
Was Erheiterung gewähret,
Wär's auch nur des Mährchens Tand,
Nur ein Mohnkorn heitern Schlummers
Ist, am Tage großen Kummers,
Ein Verdienst ums Vaterland.

# Die Bohne.

Ich war in Verzweifelung — erzählte in einer Abendgesellschaft der junge Bankier Walter: war in Verzweifelung, wie je nur ein Verliebter gewesen sein mag, seit man liebt. Neun Wochen lang hatte ich mich in Wien herumgetrieben; in allen Gesellschaften, bei allen Anlässen, in allen Polizeibüreaus hatte ich das Fräulein von Tarnau, die Tante, die Kammerjungfer beschrieben; keine Seele konnte mir Auskunft geben, wohin sie gekommen? An gutem Rath fehlte es freilich nicht, denn der ist immer wohlfeil. Man wies mich nach allen Richtungen der Windrose hinaus, um meine Göttin zu suchen.

Aber in Wien war sie nicht mehr. Ungeachtet mir das im Gasthof, wo sie gewohnt hatte, sehr deutlich gesagt wurde, ungeachtet ich dasselbe Zimmer bewohnte, welches einst das ihrige gewesen, suchte ich sie doch noch immer. Ich war in allen Kirchen und Messen, auf allen Redouten

und Bällen, in allen Schauspielen und Lustorten. Genug, der Liebe Mühe blieb umsonst. Meine Heilige war verschwunden.

So verlies ich trostlos die Kaiserstadt, und kehrte im bösesten Winterwetter nach meiner Heimath zurück.

Um Ihnen aber das ganze Seltsame meines Schicksals klar zu machen, muß ich Ihnen noch erzählen, wie ich das Fräulein kennen lernte? Sie werden in meiner Geschichte viel Wundersames finden; aber in der Liebe ist alles Roman.

************

Vor drei Jahren machte ich eine Geschäftsreise nach Wien. Unserm Hause drohte damals großer Verlust durch Bankozettel. Es gelang mir, das Unglück abzuwenden, und nun wollte ich von der Gelegenheit Nutzen ziehen, und Wiens gesammte Herrlichkeiten genießen. „Wer weis, dachte ich, du kommst in deinem Leben nicht wieder nach Wien!“

Meine Bekannte zogen mich in alle ihre Gesellschaften; ich ward in manchen Familienzirkel eingeführt; die Mütter empfingen mich sehr gütig; die schönen Wienerinnen meiner Bekanntschaft

waren es nicht minder. Man wußte, ich sei unvermählt, und der Name unsers Hauses war den Vätern nicht fremd. Ich galt allenthalben als der reiche Bankier, und jeder machte mich zum Herrn von Walter.

Wegen der Eigenheiten und Launen meines guten, alten Vaters dachte ich noch an kein Heirathen. Desto ungebundener flatterte ich von einer Schönheit zur andern. Sie waren mir alle lieb, aber lieben konnte und wollte ich keine.

„Das Fräulein von Tarnau wird ebenfalls erwartet“, lispelte in einer Gesellschaft einst eine ältliche Dame in meiner Nähe ihrer jungen Nachbarin zu.

„Es ist ein gutes, liebes Kind“, erwiederte die Nachbarin: sie würde noch manchmal für schön gelten können, wenn sie nicht das häßliche Gebrechen hätte.“

„Ah!“ sprach die ältliche Dame: „Sie meinen das Muttermahl, das sie auf der Brust, gerade unterm Halse hat? Man sagt, es gleiche einer Maus?“

„Einer Maus? Pardon, gnädige Frau, wenns weiter nichts wäre, hätte sie eben nicht nöthig, sich so nonnenhaft bis ans Kinn zu vermummen.

Nein, es sieht vollkommen einem Kameel mit zwei Hökern, vier Füßen und langem Halse ähnlich.“

„Glauben Sie das nicht!“ sprach eine Dritte, welche sich nun in das Gespräch mischte: „ich weis die Sache genau. Es ist ein Muttermahl von ganz eigener Art, von ungeheurer Größe. Der ganze Busen ist schwarzbraun, wie Kaffee; und hinauf bis zum Halse, denken Sie nur, ich bitte Sie um Gotteswillen, hinauf bis zum Halse mit dünnen, weißen Haaren bewachsen!“

„Ei, das ist entsetzlich!“ rief die alte Dame.

„Ja, wenn mir solch ein Unglück zugewachsen wäre“, sagte eine der beiden Jüngern, und schlug die Augen sittsam zu ihrem Busen nieder, um welchen, wie ein Nebel um Schnee, eine zarte Gase spielte: „ich glaube wahrhaftig, ich lebte nicht mehr.“

Jetzt mengten sich auch andere in dies interessante Gespräch; jeder bestätigte die Geschichte; aber alle bedauerten das Fräulein von Tarnau wegen dieses Uebels.

Die Thüren öffneten sich. Das Fräulein von Tarnau und ihre Tante traten herein.

Das Fräulein, wäre es mir auch nicht durch

jene Unterhaltung schon merkwürdig geworden, hätte mich durch seine seltene Schönheit und Grazie frappiren müssen. Ein wahrer Engel, mit Augen voller Unschuld und Güte, ein Ideal von Lieblichkeit, wie wir es zuweilen in den Bildern von Angelika Kaufmann bewundern, ein — nein, lächeln Sie nicht; ich war damals noch nicht verliebt; jetzt bin ich vermählt; also ist Wahrheit in meinem Munde.

Genug, die schöne Tarnau eroberte Blicke und Herzen aller Männer; alle nahten sich ihr mit einer durch süsses Mitleiden erhöhten Theilnahme. Aber ihre Brust war undurchdringlich verschleiert bis unter den Hals. Eben das erinnerte unaufhörlich diesen an die Maus, jenen ans Kameel. „Ach!“ dachte jeder im Stillen: „warum war das Schicksal so grausam und entstellte das reizendste Geschöpf unter der Sonne auf so empfindliche Art!“ — Und, ich läugne es nicht, ich dachte es auch.

Ich bin von Natur nicht neugierig, aber den Abend plagte mich diese Sünde wie noch nie. Auch der schönste Busen war mir gleichgültig; aber der häßlichste des liebenswürdigsten Mädchens zog meine Blicke an. Unaufhörlich schwärmten

meine Augen um die Falten des dichten Schleiers; ich wiederholte die Entdeckungsweise von Viertelstunde zu Viertelstunde; ich fand immer Gelegenheit, der holden Unglücklichen am nächsten zu stehen. Umsonst!

Man tanzte. Schon standen mehrere Paar bereit; die schöne Tarnau saß unengagirt da. — Was doch die Einbildung thut! — Ich forderte sie auf; sie gab mir die Hand. Nun blieb ich den ganzen Abend ihr Tänzer.

Sie schwebte so leicht um mich her, wie eine von Titania's Elfen; und in allen ihren Bewegungen, ihrem Lächeln, ihren Blicken, ihren Worten voll so unaussprechlicher Anmuth — ach, Schade um das Meisterstück der Natur, die ihr herrlichstes Werk in unbarmherziger Laune verdarb!

Man schied erst spät auseinander. Die schöne Unglückliche hatte mich entzückt. Sie war so harmlos und selig und unbefangen, — ach, sie wußte zum Glück nicht, was ich schon wußte, und was alle wußten! Desto besser für sie. Ich war nicht Fantast genug, mich auf der Stelle zu verlieben, wiewohl sie es doch werth gewesen wäre. Allein, das gestehe ich gern, noch nie hatte mich ein weibliches Wesen in solchem Grade für

sich eingenommen. Ein inniges Mitleiden bewegte mein Herz. Und solch ein Engel verdiente doch wohl ein wenig Mitleiden!

Vermuthlich hätte ich sie schon den andern Tag vergessen — vergessen? nein, das möchte ich doch nicht sagen; denn an eines der bizarresten Spiele der Natur, wo der Zauber des Schönen mit dem Häßlichsten alles Häßlichen vermischt war, denkt man noch wohl. Aber als ich von einem Gang zurückkam, und die Treppen meines Gasthofes hinaufgieng, kam mir die Tante mit dem Fräulein sehr unvermuthet von oben herab entgegen.

Natürlich, man blieb stehen. Man fragte sich gegenseitig um das Befinden seit gestern. Wir wunderten uns, mit einander unter gleichem Dache gewohnt zu haben, ohne es zu wissen. Ich äusserte darüber mein Vergnügen, und bat um Erlaubniß, die Damen in gelegenen Stunden auf ihrem Zimmer sehen zu dürfen. Bei dem Worte sehen, sah ich wirklich — denn meine Neugier regte sich wieder — nach den Gegenden des häßlichen Muttermahls. Aber ein dicker Shawl, sorgfältig unterm Kinn mit einer Nadel zusammengeheftet, umschlang des Fräuleins Brust und

Schultern; drum blickte ich lieber in das himmlischschöne Gesicht hinauf.

Sie gingen die Treppe hinab, ich schnell in mein Zimmer, um noch zum Fenster hinaus die schlanke Gestalt zu sehen. Sie stiegen in einen Wagen und fuhren davon. „Ach!“ seufzte ich: „Jammerschade, daß solch ein Engel so widerlich verunstaltet sein muß!“

Was mir erlaubt war, unterließ ich auch nicht. Ich machte von Zeit zu Zeit den Damen meinen Besuch. Sie waren fremd in Wien, wie ich, und nur durch ein Augsburger Haus, von dem sie Wechsel hatten, an meinen Bekannten empfohlen, bei dem ich sie vorigen Abend kennen gelernt hatte.

Ich führte die Hausgenossinnen in den Prater, ins Schauspiel, und wo es etwas zu sehen gab. Die schöne Josephine — ich will das Fräulein nennen, wie die Tannte sie nannte — entfaltete der schönen Eigenschaften des Herzens und Geistes immer mehr, je bekannter sie mit mir ward. Aber, das entging mir nicht! je länger unsere Bekanntschaft ward, je vorsichtiger verhüllte sie die traurig verunstaltete Brust. Josephine war das vollkommenste weibliche Wesen,

das ich in meinem Leben gesehen; aber ganz vollkommen darf doch unterm Monde nichts sein!

Weil wir uns täglich sahen, wurden wir täglich vertrauter. Es war zuletzt, als gehörte ich ganz zu ihnen. Die Tante behandelte mich mit jener Vertrautheit, die man auf Reisen so leicht zu einander gewinnt. In Josephinens Aeusserungen schien ich milde Spuren der Freundschaft zu finden. War ich einmal durch Geschäfte verhindert, bei den Damen zur bestimmten Zeit zu erscheinen, so mußte ich selbst kleine Vorwürfe hören, und wenn mich dann Josephine starr und schweigend eine Zeitlang ansah, als wollte sie mein ganzes Wesen durchschauen und fragen: wer bist du? — ach, ich weis nicht, wie mir ward!

Und zuletzt hinderten mich keine Geschäfte mehr. Ich erschien mit dem Glockenschlag.

Allein der Himmel dauerte nicht lange. Ich erhielt einen Brief von Hause. Meinen guten Vater hatte der Schlag gerührt; er sehnte sich nach mir. Ich sollte eilen, wenn ich ihn noch in dieser Welt einmal umarmen wollte.

Der Brief kam des Morgens. In einer halben Stunde war gepackt; die Post vor dem Gasthof. Ich war vor Schrecken wie von Sinnen. Mein

Bedienter meldete, alles sei berichtigt; ich könne einsteigen. Ich ging wie ein Träumender zur Straße hinab, dachte an keinen Abschied von den Hausgenossinnen, und eben wollte man mich in den Wagen heben, als eine Stimme von oben herab rief: „Wo wollen Sie hin?“

Das war Josephinens süße Stimme. Ich blickte hinauf; sie lag am Fenster, und wiederholte die Frage. Meine Besinnung kehrte zurück. Ich flog wieder in den Gasthof, die Treppen hinauf, um wenigstens zu thun, was Höflichkeit, oder auch Freundschaft, befahl.

Ich klopfte an. Die Thür sprang auf. Josephine, noch im einfachen Morgengewande, trat mir zuerst entgegen, und dann mit dem Ausdruck des lebhaftesten Schreckens einen Schritt zurück.

„Mein Gott!“ rief sie: „was fehlt Ihnen? was ist Ihnen begegnet? wie sind Sie bleich und entstellt?“

Indem sie das mit heftiger Bewegung sprach, und ihre Hand ausstreckte, die meinige zu ergreifen, fiel ihr Kasimirshawl, den sie nur leicht umgeworfen hatte, vorn auseinander. Und — mögen mirs die Manen meines guten Vaters verzeihen! — aber die Neugier ist eine der zudring-

lichsten Sünden; — ich vergaß Reise, Schlagfluß und Extrapost, und hatte nur Augen für das geoffenbarte Geheimniß von Josephinens Brust.

Denken Sie sich mein Erstaunen! — Ich sah eine Brust hell und weiß wie Elfenbein, und, zwei Zoll tief unter dem Grübchen des alabasternen Halses, das berüchtigte Muttermahl. Aber es war keine Maus, kein Kameel, sondern ein dunkelbrauner Fleck der Haut von der Größe und selbst von der Gestalt einer Bohne. Man hätte schwören mögen, es liege da eine Schminkbohne von bräunlicher Farbe auf dem blendenden Schnee.

Zwar zog Josephine, erröthend, und schnell genug den Shawl wieder zusammen — aber sprechen konnte ich nun doch nicht. War es der Schlagfluß, war es die Bohne — genug, ich stand betäubt da, wie eine Bildsäule.

„Um des Himmelswillen!“ rief die Tante: „sagen Sie doch, was ist Ihnen geschehen? Haben Sie Unglück gehabt?“

„Meinen Vater hat der Schlag gerührt — er ringt mit dem Tode — ich muß Sie verlassen.“

Das war alles was ich endlich vorbringen konnte. Ich küßte den Damen die Hände und nahm Abschied. Bei diesem Abschied hielt Jose-

phine einen Augenblick lang, — aber es war auch nur ein Augenblick! — meine Hand krampfhaft in der ihrigen geschlossen. Ihr Gesicht schien mir blässer und ihr Auge naß. Aber vielleicht war dem auch nicht so; denn ich sah fast nichts; es dämmerte alles schattenhaft vor meinen Blicken.

Im Wagen war alles vergessen, nur nicht meines guten Vaters Todeskampf. Ich fuhr Tag und Nacht; ich lebte wie im Fieber. Die Tage meiner Reise waren die fürchterlichsten meines Lebens. Nur in den verworrenen Träumen, die mich umgaukelten, hatte ich dann und wann noch einen frohern Augenblick; denn dann und wann zeigte mir Morpheus oder das Fieber auch die dunkle Bohne im Schnee.

Als der Wagen endlich vor dem väterlichen Hause still hielt, traten mir einige meiner Verwandten entgegen, alle in schwarzen Trauerkleidern. Es war geschehen. Mein Vater hatte die Welt verlassen; seine Asche ruhte schon im Grabe.

Ich will hier nicht sagen, wie gewaltig mein Schmerz war. Ich liebte meinen Vater, auch bei allen seinen Launen, mit der dankbarsten, kindlichsten Zärtlichkeit. Schrecken, Kummer und die Anstrengungen der Reise warfen meine

Gesundheit nieder. Ich fiel in ein hitziges Fieber, und das war mir Wohlthat; denn ich vergaß alles. Ein Vierteljahr lang verließ ich das Krankenlager nicht. Und da ich genas, und die Welt und die Vergangenheit wieder, wie aus zerfliessenden Nebeln, vor mein Bewußtsein trat, war ich so gelassen, so kalt, als wäre nichts vorgegangen, als hätte ich meine Gefühle alle eingebüßt.

Durch des Vaters plötzlichen Hintritt und durch die lange Dauer der Krankheit waren die Geschäfte meines Hauses in einige Verwirrung gerathen. Ein Glück für mich! da gab es der Arbeit vollauf, und Zerstreuung genug.

Doch binnen Jahr und Tag war alles geordnet; ich der Herr meines Hauses. Und wie der schwarze Krep von Arm und Hut verschwand, nahten sich Vettern, Tanten und Basen mit Hochzeitsplänen. Solche Ausbrüche vetterlicher und bäslicher Fürsorge sind so unvermeidliche Wirkungen der Naturnothwendigkeit, als Geburt und Tod. Ich ließ den Projektmachern ihren Lauf, und bekümmerte mich nicht viel um ihr Rathen und Thaten. Kein Vetter, keine Tante, Hymens allzeitfertige Diener, vermögen so viel,

als ein einziges, artiges Mädchen allein und zur rechten Stunde. Aber in unserer ganzen Stadt und Nachbarschaft war kein artiges Mädchen — nein, das wäre Verläumdung, allein die magische Stunde fehlte!

Indessen brachte mich doch das beständige Fragen und Antworten zum Nachdenken. Ich bemerkte wirklich, daß ich allein war; daß mir etwas fehlte. Mein Haus war, seit des Vaters Tode, eine wahre Einöde geworden. Und doch kannte ich unter den zehntausend Jungfrauen, die ich je gesehen, keine, mit der ich mein Leben und meine Wüste hätte theilen mögen.

Da fiel mir, ich weis nicht wie? — denn das war schon eine längst vergessene Geschichte, — mein Aufenthalt in Wien, und die schöne Tarnau ein. Zum Glück war ich in meinem Zimmer einzig, denn ich glaube, daß ich bei der Erinnerung feuerroth geworden bin; wenigstens sprang ich plötzlich vom Sofa auf, streckte in heftiger Gemüthsbewegung die Arme weit durch die Luft aus, als wollte ich das Götterbild umfangen, und seufzte — nein, ich rief mit Entzücken, mit Schmerz, mit Sehnsucht und Verzagen: „Josephine! Josephine!“

Das glaube ich, war die magische Stunde. — Mein Unheil zu vergrößern, ließ mich in der folgenden Nacht der Gott der Träume die Bohne im Schnee sehen. Josephine war schön genug für sich; aber die kupplerische Einbildung verklärte sie nun mit überirdischer Herrlichkeit. — Lache keiner! Ich hatte mich nüchtern zu Bette gelegt und stand von der gewaltigsten Leidenschaft berauscht am andern Morgen auf.

Nun erst war mir mein Haus öde und wüst, wie das alte Chaos der Schöpfung gewesen seyn mag. Ich suchte Josephinen überall; ich sah sie überall. Ich dachte sie mir, als mein Weib, bald dort mit kleiner, häuslicher Arbeit am hohen Fenstersitz; bald dort am Klavier, und mich hinter ihr horchend; bald neben mir im Sofa am kleinen runden Tisch beim Frühstück. Alle ihre unbeschreibliche Anmuth, ihr Lächeln, ihr Blick, ihr Nachtigallenton wirkte in diesen Verbindungen noch unendlich schöner. Ich blieb meiner nicht mächtig; ich war in einem Strom von Empfindungen aller Art aufgelöset; bald hätte ich im Uebermaas der Seligkeit, die ich mir träumte, jauchzen, bald vor Schmerz weinen mögen, wenn ich mir Josephine dachte, wie sie mich vielleicht

verwerfen könnte? Ich mag aber auch mitunter wirklich gejauchzt und geweint haben, denn ich glich einem wahnsinnigen Träumer, der nur unter seinen Idealen daheim ist, und für die Aussenwelt taub und blind ist.

Der Zustand war mir selbst unerträglich. Ich richtete meine Geschäfte ein, ließ Postpferde bestellen, und flog in meinem Wagen nach Wien.

Freilich kamen mir unterwegs dann und wann sehr nüchterne Ueberlegungen. Was kann sich nicht in sechszehn Monaten alles geändert haben? dachte ich. Vielleicht liebt sie einen andern. Vielleicht ist sie schon vermählt. Sie hat nicht über sich allein zu verfügen; sie ist zu jung, hat Eltern, Verwandte, und diese haben Rücksichten, auf die unser eins nicht immer sieht; sie ist vom Adelsstande.

Ich besann mich dann wohl noch auf das ehmalige freundschaftliche Verhältniß; tröstete mich durch die Erinnerung an ihr blasses Gesicht, an ihr bethräntes Auge, an ihren innigen, unwillkührlichen Handdruck beim Abschiede. Aus allem leitete ich Beweise von Josephinens Empfindungen für mich, sogar Beweise von Liebe, ungeachtet sich jene Erscheinungen auch wohl anders

erklären liessen. Aber um nicht zu verzweifeln, mußte ich mich überreden, ich sei dem Fräulein von Tarnau nicht gleichgültig gewesen. Lieber kein Leben, als Leben ohne sie; lieber Wahnsinn und glücklich, als Wahrheit und Elend!

Unter solchen Empfindungen und Ueberlegungen kam ich wieder in Wien an. Erst, als ich in der Ferne die Thürme vor mir sah, fiel mir ein, daß ich, der alle Möglichkeiten berechnet hatte, doch die einzige nicht in Erwägung genommen: Josephine sei vor einem Jahr eine Fremde zu Wien gewesen, wie ich, und schwerlich noch da.

...........

Wie mirs in Wien ging, habe ich gleich anfangs erzählt. Das Fräulein von Tarnau war verschwunden. Der Gasthof hatte einen neuen Herrn bekommen; da konnte mir kein Mensch rathen. Alle meine Bekannten wußten so wenig von ihr, und wohin sie gereiset? als ich. Man schrieb, mir zu Gefallen, nach Augsburg, von wo sie oder ihre Tante Wechsel und Empfehlungsbriefe mitgebracht hatten. Aber der Augsburger Korrespondent war in der Zeit gestorben, und seine Erben konnten von keinem Fräulein von Tarnau Auskunft geben.

Genug, ich war in Verzweifelung. Am unbarmherzigsten zürnte ich gegen mich selbst. Denn wars nicht meine Schuld, daß ich bei meinem ersten Aufenthalt in Wien so unverzeihlich nachläßig gewesen, und mich um nichts bekümmert hatte, was sie, ihre Familie, ihren Wohnort betraf? Freilich, damals dachte ich auch noch nicht daran, daß ich mich fünf Vierteljahr nachher in sie verlieben würde!

Was mich in meinen Schmerzen am meisten erquickte, meine Leidenschaft aber nur gewaltiger anfachte, waren ihre Zimmer. Diese bewohnte ich nun. Ich fand da noch die gleichen Möbel; den gleichen Stuhl, auf dem sie gesessen; den gleichen Tisch, an dem sie geschrieben hatte. Alles Vergangene lebte so hell, so gegenwärtig um mich, daß ich zuweilen erschrocken von meinem Sitze auffuhr, wenn etwas an der Stubenthür vorüberrauschte, und ich meinte, sie werde es sein und mit der Tante herein treten.

Im Zimmer selbst blieb nichts ununtersucht, denn ich hoffte noch irgend eine Spur von ihr zu entdecken. Zwanzigmal musterte ich die Wände vom Boden zur Decke, um unter den Inschriften vieler Reisenden vielleicht auch ihren Namen,

eine Anzeige ihres Vaterlandes zu finden. Alles umsonst!

Seltsam — oder unbedeutend genug, gleich den ersten Tag, da ich das Zimmer bezog, fand ich in einem Ziehkästchen des Schreibtisches — lache nur niemand! — eine schöne, glänzende braune Bohne. Man weiß, welch ein heiliges Symbol mir diese Frucht geworden war. Und nun gar ein Fund in Josephinens Zimmer! — Ich hob die Bohne sorgfältig auf. Und als ich nun die beste Hoffnung aufgab, die Liebenswürdige je wieder unterm Monde zu finden, nahm ich die Bohne, trug sie zu einem Juwelier, ließ sie in Gold fassen, um sie beständig an seidener Schnur auf meiner Brust zu tragen, als Andenken an die Liebenswürdigste ihres Geschlechts, als ewige Erinnerung an meinen — tragischen Roman.

So schied ich aus Wien. Ich war sehr unglücklich, sehr trostlos. Ich schwor, mich nie zu vermählen. Ach, man schwört in der Uebereilung mancherlei!

............

Ich kam mir in meinem Vaterstädtchen wie ein Witwer vor; alle Mädchen schienen mir unerträglich, fade und alltäglich; ich vergrub mich in

Geschäften; zerstreute mich mit gewagten Unternehmungen; sah keine Gesellschaften; mied allen Umgang. Nur Josephinens Bild schwebte beständig, wie mein Engel, um mich her, und die Bohne auf meiner Brust war mir ein so liebes Heiligthum, als hätte ich das Kleinod von ihrer eigenen Hand empfangen. Man gönne doch dem Unglücklichen seine Träume. Ich bildete mir zuletzt fest ein, die schöne Tarnau habe die Bohne selbst in das Ziehkästchen des Schreibtisches gelegt. Ein beseligender Wahnsinn ist am Ende so gut, wie alle Philosophie, durch die man sich selig machen möchte.

Mein Aeusseres muß freilich nicht viel Seligkeit haben vermuthen lassen; denn alle hielten mich für melancholisch, krank und dem Untergange nah. Man bestürmte mich mit Bitten, Einladungen, Zerstreuungen; sogar Doktoren wurden mir ins Haus geschickt. Ich mochte von allen nichts.

Um aber der Quäler los zu werden, und zu zeigen, daß ich noch sei, wie ein anderer Mensch, ließ ich mirs gefallen, dann und wann in der Woche eine der Abendgesellschaften meiner Freunde zu besuchen.

So nahm ich einst auch die Einladung des Justizraths Hildebrand an. Nun werden Sie die wunderbare Katastrophe meines Lebens hören.

* * * * * * * * * * *

Ich fuhr etwas spät zum Justizrath; Geschäfte hatten mich aufgehalten. Schon war die Gesellschaft beisammen; alles Herren aus meiner Bekanntschaft, mit Ausnahme eines einzigen, der mir als ein Obristlieutenant in russischen Diensten, und seit vier Monaten Besitzer des Priestischen Gutes, anderthalb Stunden von unserer Stadt gelegen, vorgestellt ward. Ich hörte wenig auf das; machte mein stummes Kompliment, legte den Hut ab, und setzte mich. Man war gesprächig; mir desto lieber, denn ich hatte keine sonderliche Lust zu plaudern.

Der russische Obristlieutenant, ein großer, starker Mann, von angenehmer, ehrfurchterregender Bildung, schon über die Sechszig hinaus, aber noch voll Feuer, beschäftigte meine Aufmerksamkeit am meisten. Er trug einen Orden im Knopfloch; auf Stirn und Wange ein paar Narben. Seine Stimme war sehr laut und gebieterisch; man merkte ihm den kommandirenden

Offizier an. Die Rede war bald von Persien, bald von der Moldau. Der Obristlieutenant hatte da Feldzüge mitgemacht; man lies sich gern von ihm erzählen, und er erzählte gut.

Nach dem Nachtessen ließ der Justizrath Punsch herumgehen bei Tische; die Unterhaltung war indessen lebhafter geworden. Der alte Offizier sprach von einer Schlacht, und wie er, an einer Brustwunde verblutet, vom Pferde gesunken und von den Türken gefangen genommen worden wäre. In der Lebhaftigkeit seines Vortrags riß er die Weste von einander, seine Brustwunde zu zeigen; da bemerkte man, daß er an seidener Schnur eine kleine, goldene Kapsel auf der Brust trug. Er selbst nahm die Schnur hervor und rief; „Alles raubten mir die Janitscharen, nur dies Juweel, das Köstlichste meiner Besitzungen, rettete ich!"

Natürlich, jeder glaubte es sei ein Diamant von seltener Größe, oder eine Perle von ungeheuerm Werth darin; eine Beute aus dem Orient.

„Ach, nicht doch!" rief der Obristlieutenant: „es ist nur eine Bohne!"

„Eine Bohne?" schrien alle.

Ich ward feuerroth, glaube ich, oder todten-

blaß, oder abwechselnd eins ums andere; denn ich wußte mich vor Schrecken kaum zu fassen. „Wie kommt der Mann zu einer Bohne, die er, als ein Heiligthum, in Gold gefaßt, an seidener Schnur auf seiner Brust trägt, gerade wie ich?“ — Denke sich jeder in meine Lage, und wie mir zu Muthe sein mußte? Gern hätte ich erfahren, warum er die Bohne trüge? aber ich war gelähmt. Ich konnte keine Sylbe hervorbringen. Ich stürzte ein Glas Punsch hinunter, um mir Muth zu der Frage zu machen. Ehe ich sie aber that, war sie schon von allen Anwesenden gethan.

„Das will ich Ihnen wohl sagen!“ sprach der alte Offizier, und stopfte seine Pfeife: „aber ich fürchte, die Geschichte ist Ihnen nicht interessant genug. Laden Sie Ihre Pfeifen, meine Herren.“

Jeder gehorchte, sogar ich, der sonst nicht raucht. Doch nahm ich die kalte Pfeife an die Lippen, aus bloßer Furcht, der Obristlieutenant möchte nicht erzählen, wenn er mich ohne das beliebte Instrument sähe.

* * * * * * * * * * * *

Meine Herren, ich war im fünfzehnten Jahr Kadet, im zwanzigsten Lieutenant, sagte der alte

Herr: — Aber im zwanzigsten Jahre ist man noch weit mehr, als nur Lieutenant. Man ist ein Gott, nota bene! wenn man verliebt ist. Und das war ich.

Unser Obrist hatte eine Tochter, das schönste geistvollste Mädchen im ganzen Königrich, und ich hatte, nebst zwei gesunden Augen ein extragesundes Herz. Daraus erklärt sich alles. Die junge Gräfin von Oberndorf — ich aber nannte sie in der Stille lieber bei ihrem Taufnamen Sophie, denn ich war nota bene! kein Graf — also Sophie war sechszehn Jahr alt, und wie gesagt, ich zwanzig. Sie werden ohne Mühe begreifen, was daraus für Unheil entstehen mußte. Es war ganz unvermeidlich, sage ich Ihnen. Jeder von Ihnen sieht das gewiß ein; aber der Herr Obrist, der sonst in Regimentssachen einen Sperberblick hatte, sah das gar nicht ein; doch, nota bene! meine Liebe war halter auch nicht Regimentssache.

Uebrigens galt ich viel bei ihm; er hatte mich lieb, wie einen Sohn; er hatte meine Eltern gekannt, die nun todt waren. Er vertrat bei mir Vaterstelle, und ich wäre um alles in der Welt gern sein Sohn gewesen. Aber daran dürfte

nicht gedacht werden. Er war Obrist, ich Lieutenant; er Graf, ich nicht; er reich, wie ein Crösus, ich blutarm. Nun wissen Sie alles. Der Abstand unter uns war zu groß.

Die Gräfin Sophie nahm es mit Titel, Armuth und Lieutenantsstelle nicht halb so genau, als der alte Kriegsheld; allein sie war auch wirklich in vielen Stücken klüger, als er.

Ich bemerkte zwar, daß sie gegen mich freundlicher als gegen jeden andern Offizier war; daß sie sich mit mir am liebsten unterhielt; mit mir am liebsten tanzte; im Sommer mit mir am liebsten im Garten ging, und sich im Winter von mir am liebsten im Schlitten fahren ließ — daraus konnte ich indessen noch nicht schliessen, ob sie mich liebe? Aber daß ich sie liebte, anbetete, vergötterte, das wußte ich; und da wußte ich nur zu viel.

Tausendmal wollte ich ihr alles bekennen, war ich im Begriff zu ihren Füßen hinzusinken — aber, lieber Gott, ich bin seitdem, weiß nicht wie oft? mit leichterm Herzen nebst meinem Bataillon gegen Batterien Sturm gelaufen, als damals der herrlichen Sophie nur einen Schritt näher. Es ging nicht, sage ich.

Doch, ich will Sie mit meinen Liebes- und Leidensgeschichten nicht lange aufhalten, sondern gleich die Hauptsache erzählen.

Ich mußte eines Abends dem Herrn Obrist Rapport bringen. Er war nicht zu Hause; das war halter kein großes Unglück; denn Gräfin Sophie saß allein im Zimmer, und erlaubte mir, den Vater bei ihr zu erwarten.

Gar wunderlich ging es uns. Trafen wir in größern Gesellschaften zusammen, so konnten wir des Plauderns nie ein Ende finden; waren wir hingegen allein, was man nennt, unter vier Augen, so wußten wir nichts zu sagen. Ach, wir wußten es wohl, aber, nota bene, wir konnten es nur nicht sagen! — Ich weiß nicht, meine Herren, ob es Ihnen in Ihren jüngern Jahren je so fatal gegangen ist?

Vor der jungen Gräfin lag auf dem Tisch zwischen den brennenden Kerzen, ein umgelegtes Damenbret. Man nannte das Ding ein Mühlenspiel; dabei lagen eben so viel weiße, als bunte Bohnen, mit denen man auf dem Spielbret Plätze zu bezeichnen hat.

Nach einer langen Stille in unserm Gespräch — doch dergleichen Pausen waren nota bene!

nichts weniger, als langweilig — invitirte mich die Gräfin zum Spiel. Sie gab mir die bunten Bohnen, und behielt die weißen. Sie gebührten ihr schon der Unschuldsfarbe wegen. Wir spielten. Ihre Mühle war jeden Augenblick voll. Das konnte nicht fehlen, es mußte unter uns Zank geben; und ich zankte gern mit ihr, denn im Zank konnte ich ihr so manches sagen, was ich bei ruhigem Blute ihr nie zu sagen den Muth gehabt hätte.

Nun wars, als wären wir in großer Gesellschaft, das heißt, wir plauderten um die Wette. Gräfin Sophie hatte Geist und Witz; sie lachte, nekte mich, und trieb mich mit ihren Einfällen so in die Enge, daß ich in der Verzweifelung nicht wußte, was antworten? Ich nahm in der Erbitterung eine meiner braunen Bohnen, und um die schöne Spötterin zu strafen die mich so schelmisch-triumphirend anlächelte, warf ich ihr die Bohne zu. Die Bohne flog im Bogenwurf und bedrohte das feine Näschen meiner Gegnerin; aber wie sie den schönen Kopf zurückbog, um der leichten Bombe auszuweichen — ach! fiel mein Geschoß durch die Falten ihres Halstuchs hinab zum Busen. Zum Glück wars kein Pfeil.

Und doch erschrak ich, und alles glühte in mir vor Angst. Sophie ward roth, und senkte ihre Augen schamhaft nieder. Nun waren Scherz und Spiel und Zank vorbei. Ich konnte nicht reden, und sie war stumm. Ich mußte fürchten, durch meine Unart ihren Zorn verdient zu haben. Ich blickte schüchtern zu ihr hinüber; sie sah auf und gab mir einen etwas düstern Blick. — Das konnte ich nicht ertragen. Ich stand auf; ich bog meine Knie vor der Angebeteten, drückte ihre Hand an meine Lippen, und flehte Verzeihung. Sie antwortete keine Sylbe, aber doch entzog sie mir die Hand nicht.

„O Gräfin, o theure Sophie! zürnen Sie mir nicht. Ich würde sterben“, rief ich: „wenn Sie mir böse wären. Denn nur für Sie, nur durch Sie lebe ich. Ohne Sie ist mein Dasein nichts werth. Sie sind meine Seele, mein Himmel, mein Alles.“

Genug, ein Wort gab das andere. Ich erzählte ihr mit Thränen im Auge so viel, und sie, mit Thränen im Auge hörte so viel! Ich bat um Antwort und ließ ihr doch keine Zeit zur Antwort, und nota bene! der Herr Obrist stand drei Schritte von uns im Zimmer, ohne

daß Sophie, noch ich, ihn gehört oder gesehen hatten, wie er hereintrat. Ich glaube der muß wie ein Gespenst geschlichen sein! Gott habe ihn selig! er ist jetzt im Paradiese.

Sehr überraschend kam uns daher das Donnerwetter seiner fürchterlichen Stimme, mit der er uns Unglücklichen eine ganze Reihe alter und neuer Regimentsflüche zuschnob. Ich sprang auf, ihm entgegen. Sophie, ohne die Besinnung zu verlieren, desgleichen. Wir wollten uns entschuldigen, wenn da was zu entschuldigen war. Er aber ließ uns nicht zur Sprache kommen.

„Schweigt!“ rief er mit einer Gewalt, als hätte er, statt mit zwei Sündern, mit zwei Regimentern Kavallerie zu verhandeln: „du, Sophie, verreisest morgen. — Sie, Herr Lieutenant, fordern Ihren Abschied, und verlassen die Provinz, oder sind des Todes!“

Damit drehte sich der Obrist um, und verließ hastig das Zimmer. Ich gestehe, des Mannes Klugheit mitten in seinem Ungestüm, verdient Bewunderung. Denn ich halte es für sehr klug, daß er uns allein ließ; wir hatten uns noch viel zu sagen.

Gräfin Sophie stand mitten im Zimmer da,

das schöne Haupt auf die Brust niedergesenkt, die Hände schlaff vor sich hingefalten, wie eine Bildsäule.

„O Sophie!“ sagte ich, und stürzte zu ihr, umschlang sie mit meinen Armen, und drückte sie mit Inbrunst an mein Herz: „Sophie, nun verliere ich Sie auf ewig!“

„Nein“, erwiederte Sie fest: „nicht auf ewig. So lange ich athme, bleibt ihr Andenken in meinem Herzen.“ Und dies sagte sie mit einem Tone — o, mit einer Stimme, die mir tief durch alle Nerven bebte.

„Bin ich Ihnen etwas werth, Sophie?“ fragte ich leise, und drückte meine glühenden Lippen auf ihren Rosenmund. Sie sagte nicht Ja, nicht Nein, aber erwiederte meinen Kuß, und ich verlor die Erde unter den Füßen; meine Seele hatte keinen Leib mehr; ich berührte die Sterne; ich wußte nun von der Seligkeit des Serafim.

Sie weinte. Ihr Schluchzen erweckte mich.

„O Sophie“, rief ich, sank zu ihren Füßen und umarmte ihre Knie: „ich schwöre es dir: Dir gehöre ich allein, so lange ich athme, und wohin mich auch mein Schicksal verschlagen mag!“

Nun entstand Todtenstille — unsere Seelen schworen zusammen. Plötzlich fiel etwas auf den Boden nieder. Es war die unglückselige **Bohne**, welche an allem unserm Leiden schuld gewesen war. Ich nahm sie, stand auf, und hielt sie Sophien mit den Worten vor: „Das ist das Werk der Vorsehung! Ich behalte sie zum Andenken dieses Abends.“

Die Gräfin schloß mich mit Heftigkeit in die Arme; ihre Augen glänzten schöner. „Ja, es ist eine Vorsehung!“ lispelte sie, küßte mich, wandte sich ab und ging in ein Nebenzimmer.

Am folgenden Morgen, oder vielmehr schon in der Nacht war sie verreiset. Der **Obrist** behandelte mich auf der Parade mit verächtlicher Kälte. Ich kam um Entlassung ein, erhielt sie, und nun reisete ich ab. Wohin? war mir gleichgültig. Freunde gaben mir Empfehlungen nach **Petersburg** und versorgten mich mit Reisegeld.

„Es ist halter eine Vorsehung!“ dachte ich, und reisete dem rauhen Norden zu. **Sophie** war mir auf immer verloren; nichts hatte ich mehr von ihr, als die schmerzliche Erinnerung, und — die verhängnißvolle **Bohne**. Diese ließ

ich zu Königsberg in Gold fassen, und so trage ich sie nun seit zweiundvierzig Jahren getreu auf meiner Brust.

Die erhaltenen Empfehlungen gewannen mir bald eine Oberlieutenantsstelle. Das Leben war mir ziemlich gleichgültig, darum war ich ziemlich tapfer. Ich schlug mich in Asien und Europa herum; bekam Beute, Ehre, Orden, und was sich der Soldat sonst wünscht. Nach etlichen und zwanzig Jahren hatte ichs endlich bis zum Obristlieutenant gebracht. Ich war dabei alt geworden; meine Jünglingshistorien waren halter vergessen, nota bene, aber die Bohne blieb mir nicht minder lieb.

Als ich in der Schlacht bei Kinburn im Liman Anno achtundachtzig von den Janitscharen gefangen ward, es war ein heisser Tag, der Prinz von Nassau machte seine Sache gut! da plünderten mich die Janitscharen rein aus; aber die heilige Bohne fanden sie doch nicht. Sie war auch vom Blut meiner Brustwunde ganz gebadet. Da dachte ich zu sterben. Ich ward von den Unglaubigen zwei Tage lang herumgeschleppt; aber, immer von unserer Reuterei verfolgt, ließen sie mich zuletzt halbtodt auf freiem

Felde liegen. Da fanden mich unsere Leute. Sie erbarmten sich mein. Ich kam ins Lazareth, und mußte, um mich wieder ganz herzustellen, an der Spitze eines Transports nach Moskwa zurück.

Die Ruhe gefiel mir wohl. Ich hatte zu leben, und darum ward mir auch das Leben lieb. Nach vierundzwanzig Jahren Dienst und sieben ehrenvollen Wunden konnte ich auf ehrenvolle Entlassung hoffen. Ich empfing sie, mit Pension. Das war mir recht, nota bene! aber nicht lange. Moskwa ist eine behagliche Stadt, aber unser einem, der nicht Kaufmann ist, doch langweilig. Petersburg ist eine schöne Stadt, aber all ihre Pracht war doch nicht reizend genug, um mich des Städtchens vergessen zu lassen, wo ich mit dem Obrist von Oberndorf, und nota bene! mit Sophie vor vierundzwanzig Jahren in Garnison gewesen war.

Zu versäumen hatte ich nichts. „Willst doch das Städtchen einmal wiedersehen, und wenn's sein kann, auch die Geliebte deiner Jugend, die nun entweder Großmama, oder — todt ist. Lieber Gott! es wird sich indessen vieles geändert haben!" dachte ich.

Die Pässe kamen an, und ich reisete ab; sah

mich fein um in allen Städten, denn ich hatte nichts zu eilen, und also gelangte ich auch zu unserm ehmaligen Garnisonsstädtchen.

Lieber Gott, als ich nun den schwarzen, spizzen Kirchthurm mit vergoldetem Knopf hinter den vielen Gärten und Obstbäumen hervorsteigen sah, wie klopfte mir da das Herz! — aber nota bene, nicht des Kirchthurms wegen, sondern ich dachte an Sophie, und daß wohl ihr Grab nicht weit vom Kirchthurm sein möchte!

Es kannte mich niemand mehr in der Stadt. Es ist wohl wahr, ein Vierteljahrhundert ist lange Zeit! Das Regiment, bei dem ich ehmals gestanden, war nicht mehr hier; statt dessen lagen hier Dragoner. Der Obrist von Oberndorf war gestorben vor vielen Jahren; und seine Tochter auf ihren Gütern in Mähren, hieß es, unweit Brünn. Ob sie noch lebe, wußte niemand.

„Willst auch noch hin!“ dachte ich: „und wenn die Edle im Grabe liegt, so besuchest du ihr Grab, nimmst davon etwas Erde, lässest sie in Gold fassen und trägst sie statt der Bohne!“

In Brünn erfuhr ich mit freudigem Schrekken, sie lebe — wohne fünf Stunden von der

Stadt auf einem schönen Gute, und heiße noch immer Gräfin von Oberndorf.

Geschwind ich auf und dahin! Man zeigte mir einen schönen Landsitz, umgeben von geschmackvollen Gartenanlagen. „Da wohnt sie!“ — Ich bebte wieder, wie damals, da ich Lieutenant war, und hatte doch vor den Türken nicht gebebt, und hatte doch fünfundvierzig Jahre!

Ich stieg aus dem Wagen. Schon sah ich die Holde, wie sie voll himmlischer Anmuth und Verwirrung mich erkennen würde. „Ach, Weiberherzen! ob sie mich nur noch lieben mag!“ dachte ich, und ging mit ungewissen Schritten durch den Garten.

Unter einer Laube von rothblühenden Akazien vor der Thüre des Landhauses saßen zwei ältliche Damen, und zwei jüngere Frauenzimmer. Sie lasen. Aber Sophien sah ich nicht.

Ich entschuldigte die Störung, welche ich verursachte; denn sie schienen alle durch mein plötzliches Erscheinen überrascht zu sein.

„Wen suchen Sie?“ fragte mich eine der ältern Damen.

„Kann ich die Ehre haben, der Gräfin Sophie

von Oberndorf meine Aufwartung zu machen?“ sagte ich.

„Das bin ich selbst“, erwiederte zu meinem Erstaunen die Vierzigjährige. Es war mir, als hätte ich einen Anfall vom Schwindel.

„Erlauben Sie, daß ich mich setze, mir ist nicht wohl!“ seufzte ich, und setzte mich, ohne eine Antwort abzuwarten. Lieber Gott, welche Verwandelung! wohin war die blühendste aller Schönheiten geflohen! — ich kam aus meinen Täuschungen zurück; ich besann mich auf das Vierteljahrhundert. Es war Sophie, ja sie wars! aber die verblühte Sophie.

„Mit wem habe ich die Ehre mich zu unterhalten?“ fragte sie mich. Ach, also kannte sie mich nicht mehr!

Ich wollte eine Szene vor den andern Damen vermeiden, und bat nur um einen Augenblick unter vier Augen. — Die Gräfin führte mich ins Haus, dann links in ein großes Zimmer. Das erste was mir in die Augen fiel, war das große in Oel gemalte Bildniß ihres Vaters. — Ich konnte lange keine Worte finden, mein Herz war so beklemmt. Ich starrte das Bild des Obristen an, bis mir die Augen von einer Thräne verdun-

kelt wurden. — „Ja, Alter", stammelte ich leise und mit einer Stimme, die nicht sehr fest war: „siehe nur deine Sophie an! — oh, du hast an uns nicht wohlgethan!"

Die Gräfin stand verlegen neben mir, und schien sich vor meinen Deklamationen zu fürchten. Ich wollte sie aus der peinlichen Lage befreien, und konnte doch nicht mehr sprechen. Die Wehmuth hatte sich meiner zu sehr bemächtigt.

„Ihnen ist nicht wohl, mein Herr!" sagte die Gräfin und sah sich ängstlich nach der Thüre um.

„O sehr!" seufzte ich: „Kennen Sie mich nicht?"

Sie faßte mich jetzt schärfer ins Auge, und schüttelte leise das Haupt. — Nun riß ich die Schnur mit der Bohne aus meinem Busen hervor, kniete vor ihr nieder, und sagte: „Ach, Sophie, kennen Sie diese Bohne noch, die uns vor fünfundzwanzig Jahren trennte? Ich habe sie treu bewahrt. — Sophie, damals sagten Sie: es gibt eine Vorsehung! Ja, es gibt eine."

„Mein Gott!" lallte sie mit matter Stimme, und ging an mir hinweg, warf sich aufs Sofa, und wollte sich das bleichgewordene Gesicht ver-

hüllen, aber hatte die Kraft nicht mehr. Sie hatte mich erkannt. Sie liebte mich noch.

Ich rief die Frauenzimmer zur Hilfe, die mit Entsetzen ihre Freundin erblaßt, und einen fremden Offizier in Thränen vor ihr hinknien sahen. Noch ehe sie Wasser und Riechfläschchen gebracht hatten, war die Gräfin schon wieder zu sich selber gekommen. Sie rieb sich die Augen, wie eine Träumende. Dann brach ein heftiger Thränenstrom hervor; sie schluchzte heftig und wie untröstlich; umschlang meinen Nacken mit ihren Armen und rief nur meinen Namen.

Genug, meine Herren, das war ein Augenblick, Engel hätten über uns weinen müssen. — Nun dachte ich nicht mehr ans Abschiednehmen. Die Gräfin behielt mich als Gast. O, wie viel hatten wir uns zu erzählen! wie treu hatte sie mich geliebt! — Was der alte Obrist einst verhindert hatte, das verhinderte weder er, noch seine Familie mehr. Sophie ward meine Gemahlin; wohl etwas spät und doch nicht zu spät. Unsere Seelen liebten noch mit jugendlicher Glut.

Meine Geschichte, oder die Geschichte dieser Bohne ist damit zu Ende, nota bene! noch nicht ganz. Denn ich muß doch sagen, daß das

Kind, welches mir meine Sophie gebar, gerade auf der Brust, ein Muttermahl mit auf die Welt brachte, wie eine Bohne gestaltet. Seltsames Spiel der Natur! Aber das Mädchen ist mir darum nur um so lieber.

............

So erzählte der Obristlieutenant, aber ich hörte nichts mehr. Alles drehte sich mit mir im Kreise herum; vor meinen Ohren wars ein Brausen und Sausen, wie vom Meere. Nur zwischendurch ertönte mir noch der Name Josephine.

Indem ward gemeldet, der Wagen des Obristlieutenants sei vorgefahren. „Schlechterdings nicht!" rief der Justizrath: „ich lasse Sie nicht zurück in der Nacht."

„Ha," sprach der Obristlieutenant: „es ist eine liebliche Nacht, und herrlicher Mondschein dazu."

Man meldete meinen Wagen. Ich stand auf, ging zum Obristlieutenant, nahm ihn bei der Hand, und sagte: „Sie heißen von Tarnau?"

Er verbeugte sich bejahend.

„Ich bitte Sie, Sie bringen diese Nacht bei mir zu!" sagte ich: „es liegt viel daran. Sie

dürfen nicht fort. Ich habe mit Ihnen Wichtiges zu reden.“ Ich sagte das so ernst, ich möchte sagen bewußtlos hin, und dabei zitterte ich so heftig fieberisch, daß der Alte nicht wußte, was er aus mir machen sollte? — Trotz dem blieb er standhaft. Er wollte zurück. Es brachte mich seine Halsstarrigkeit fast zum Verzweifeln.

„Kommen Sie!“ sagte ich, ergriff ihn bei der Hand und führte ihn gewaltsam auf die Seite, wo ich die Schnur aus der Brust zog und ihm die Bohne vorhielt: „Sehen Sie — nicht blos Spiele der Natur — Spiele des Verhängnisses! — auch ich trage die Bohne!“

Der alte Herr riß die Augen weit auf, betrachtete mein Kleinod, schüttelte den Kopf und sagte endlich: „mit solchem Talisman kann man nach meinem Tode noch meinen Geist beschwören. Ich bleibe und fahre mit Ihnen, wohin Sie wollen.“

Er ging mit dem Justizrath, seinen Wagen abzubestellen. Weil ich ihm aber doch etwas verdächtig vorgekommen sein mochte, zog er Erkundigungen über mich ein. Der Justizrath war artig genug, ihm von mir alles Liebe und Schöne zu sagen. Ich merkte das, als sie wieder ins

Zimmer hereintraten. Der alte Herr war so freundlich und wohlgelaunt, wie vorher. Er reichte mir ein Glas Punsch, und rief: „Also die Bohnen sollen leben! Nota bene! und worauf sie deuten." Wir stießen an. Das Leben kehrte wieder in mich zurück.

„Also, Sie sind der Herr von Walter?" hub er wieder nach einer Weile an.

„Nur Walter schlechtweg."

„Und waren etwa vor einem Jahre in Wien?"

„Da war ich", antwortete ich, und mir ward, als verwandelte sich mein Wesen in eine Feuerflamme.

„So, so!" sagte er: „meine Schwägerin hat mir viel von Ihnen erzählt. Sie wohnten mit ihr im gleichen Gasthof. Sie haben viel Aufmerksamkeit für die gute Dame gehabt — dafür wird sie Ihnen noch mündlich danken."

Jetzt ward das Gespräch wieder allgemeiner, bis alles zum Abschiede aufbrach. Der Obristlieutenant fuhr mit mir nach Hause. Ich brachte ihn sogleich in das für ihn bestimmte Zimmer.

„Und nun?" fragte er: „ich bin Ihnen bisher gehorsam gewesen. Was haben Sie wichtiges mit mir?"

Ich fing von Wien an, von der Tante, von Josephinen. —

„Das weiß ich alles!“ rief er: „aber zum Teufel, wie hängt das mit der Bohne zusammen, die Sie mir zeigten?“

Ich legte nun Generalbeichte ab. Er erfuhr alles.

„Das weiß ich alles!“ rief er wieder: „aber die Bohne, die Bohne!“

Nun erzählte ich ihm die zweite Reise nach Wien.

Er lachte laut auf, und schloß mich freundlich in die Arme. — „Nun nichts mehr! Morgen sprechen wir mehr. Denn Sie begreifen wohl, ich habe dabei nichts zu sagen. Was wollen Sie von mir? — Morgen fahren Sie mit mir hinaus aufs Gut. Da werden Sie Josephinen sehen; da werden Sie meine Sophie kennen lernen. Das ist klar! man muß sich einander kennen lernen.

Wir schieden; ich ging zu Bette, aber schlafen konnte ich nicht, als in fieberischem Geträume.

............

„Herr Walter, jetzt rund heraus mit der Wahrheit!“ sagte der Herr von Tarnau am folgen-

den Morgen beim Frühstück: „Ich weiß, Sie sind ein reicher Mann; ich sehe Sie sind ein junger Mann, vor dem die Mädchen eben nicht aus Entsetzen ins Kloster laufen; ich höre Sie sind ein Biedermann, welchen alle Welt schätzt; ich erfahre nun von Ihnen, Sie sind ein verliebter Mann. Aber das zusammengenommen, Herr, wiegt noch nicht schwer genug, um...."

„Mir fehlt das Adelsdiplom," fiel ich ihm ins Wort.

Nein, Herr, wo Geist und Herz Gottesadel haben, da ist Menschenadel zuletzt entbehrlich. Ich war auch nur gemeiner Edelmann, und Gräfin Sophie liebte mich doch.

„Was fehlt mir?" fragte ich.

„Das sage ich Ihnen jetzt, nota bene, weil es Morgen ist. Des Abends, wenn der Mensch durch des ganzen Tages Last und Mühe erdrückt, und der stärkste Mann schwächer, der größte etwas kleiner geworden ist, des Abends soll man keinem einen Strohhalm auf die Schulter legen. Also rund heraus: mit Ihrer Bohne da ists ein anderes, als es mit der meinigen war. Die meinige war das Werk der Vorsehung; erst ein Stein des Aergernisses; dann ein Eckstein und Grund-

pfeiler treuer Liebe; endlich eine Welt, die sich zwischen zwei vereintgewesene Herzen warf, und zuletzt die Boussole, welche uns wieder zusammenführte. Ihre Liebe ist bloßes Spiel der Fantasie. Ich lebte für Sophien seit dem Augenblick, da ich sie sah; Sie aber kamen erst ein gutes Jahr hintennach auf den Einfall, Josephinen zu lieben. Sie begreifen, dagegen läßt sich nichts einwenden. Sie werden von Ihrem Traum genesen, wenn Sie meine Tochter wieder sehen, und sich die Himmlische Ihrer Einbildungen in ein ganz natürliches, irdisches Mädchen verwandelt. Endlich und nota bene! greifen wir ohne anders in der Fronte an: Josephine liebt sie nicht."

„Das ist hart!" seufzte ich: „aber sind Sie dessen gewiß?"

„Wir fahren heute auf mein Gut, da werden Sie sich überzeugen. Was ich von Ihnen und Ihrem Aufenthalt in Wien weiß, habe ich von meiner Schwägerin, nicht von meiner Tochter, die sich kaum erinnern mag, wie Sie heißen. — Noch mehr, wir haben einen gefährlichen Nachbar, den jungen Graf von Holten. Er besucht uns oft; Josephine sieht ihn gern. Ich ertappte sie oft, wenn ihre Blicke minutenlang

mit Wohlgefallen auf ihm ruhten, und wenn sie mein Belauschen merkte, ward sie feuerroth und hüpfte lachend und singend davon."

„Wenns so ist, Herr Obristlieutenant," — sagte ich nach einer langen Pause, in der ich mich zu sammeln suchte; „wenns so ist, fahre ich nicht mit Ihnen. Mir ist besser, Ihre Tochter nie wieder zu sehen."

„Sie irren sich. Ihre Ruhe ist mir lieb. Sie müssen sie sehen, um Ihre Einbildung zu berichtigen, und vollkommen zu genesen."

Nach langem Für und Wider setzte ich mich zu ihm in den Wagen. In der That spürte ich wohl, die Fantasie möchte mir einen Streich gespielt haben. So lange ich in meinen Liebensträumen allein lebte, ward ich meinem Ideal so innig vertraut, schmückte ich Josephinen mit so verklärenden Reizen aus, dichtete ich ihr — denn es that meiner Schwärmerei wohl! — so stille, zarte, treue stumme Gegenliebe an, daß ich erst jetzt, da ich das erstemal mit einer dritten Person über meine Herzensangelegenheit Worte wechselte, bemerkte, die Hälfte meiner Geschichte sei von mir selbst erfunden. So lange ein Gedanke oder eine Empfindung nicht

ausgesprochen ist, kennen wir deren Gestalt nicht. Erst die Hülle des Wortes gibt den Vorstellungen Bestimmtheit und Wesen, scheidet den Traum von Wahrheit, und setzt den Geist ins Verhältniß über sie, wie von ihm gesonderte, fremde Wesen zu urtheilen.

Es war ein schöner Juniusmorgen, als wir nach dem Tarnau'schen Gute hinausfuhren, und — worüber ich selbst erstaunte — mein Gemüth so hell und ruhig, wie es seit einem Jahre nicht gewesen war. Meine einfachen, höflichen Verhältnisse zu Josephinen und ihrer Tante während des ersten Aufenthalts zu Wien standen so hell vor meiner Erinnerung da, daß ich selbst nicht begreifen konnte, wie ich noch gestern, und seit Monaten und Tagen daraus einen Fieberrausch geschaffen hatte? Ja, das ärgste war, ich erkannte jetzt, daß ich Josephinen in Wien gar nicht geliebt hatte; daß ich sie auch jetzt nicht liebte, wiewohl ich sie sehr liebenswürdig finden konnte.

Der Wagen hielt vor einer einfachen Villa still. Die Bedienten sprangen herbei. Der Obristlieutenant führte mich in ein Zimmer, wo uns ein Paar betagte Damen freundlich entgegen traten.

Er nannte ihnen meinen Namen; dann, indem er die älteste der Frauen in seinen Arm nahm, sagte er: „und dies ist meine Sophie!“

Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll vor der sechszigjährigen Matrone, die mir durch die Erzählung vom gestrigen Abend so interessant geworden. „Ach!“ seufzte ich still im Herzen; „was sind Jugend und Schönheit!“

Beinahe hätte ich glauben sollen, der welterfahrne Veteran habe den Inhalt des Seufzers mir aus den Augen gelesen. Er drückte die Hand seiner Gemahlin küssend an den Mund, und sagte lächelnd: „Nicht so, Freund? Wenn man die alten Herren und Frauen sieht, man kann sich fast nicht überreden, daß sie auch einmal jung gewesen sein sollen; und sieht man die Jungfrau in aller Frische ihres schönen Blühens, man würde wetten wollen, sie könne nie Runzeln und graues Haar bekommen!“

Die Tante Josephinens erkannte mich so gut, als ich sie. Sie sagte mir viel Verbindliches; wir setzten uns um den Tisch; wir frühstückten, den Damen zur Gesellschaft, zum andernmale.

„Und wo steckt Josephine?“ fragte der Alte:

„Sie wird sich freuen ihre Wiener Bekanntschaft zu erneuern.“

„Sie ist mit Graf Holten hinaus in den Garten. Da sind noch Aurikeln zu begießen, ehe die Sonne zu hoch tritt“, entgegnete die Tante; und ich bekam ein kleines Frösteln. Alle meine Illusionen waren dahin! — Doch faßte ich mich schnell. Ich hatte hier niemals Ansprüche gehabt; ich hatte keine zu verlieren. Ich fing beinahe an, mich der Thorheiten meines Herzens und der Geniesprünge meiner Fantasie zu schämen. Ich ward munter, stimmte in den unbefangenen fröhlichen Ton der Gesellschaft, und erzählte der Tante sogar, wie ich sie bei meinem zweiten Aufenthalt in Wien so peinlich vermißt hätte.

Während des Gesprächs trat ein junger Mann, von edler äusserer Bildung ins Zimmer. Sein Gesicht war blaß, sein Auge todt und düster; in seinem Wesen lag etwas Unnatürliches, Verstörtes.

„Gnädige Frauen“, sagte er hastig und eintönig, als hätte er die Anrede einstudirt: „erlauben Sie, daß ich mich bei Ihnen beurlaube. Ich verreise heute nach der Residenz — ich habe —

ich bin — ich werde vielleicht einige Zeit abwesend sein. Es ist eine weite Reise vielleicht.“ —

Der Obristlieutenant hatte den Kopf nach ihm umgedreht, und sah ihn unbeweglich an.

„Was ficht Sie an, Graf Holten?“ rief er: „Sie sehen aus, wie einer, der einen Mord begangen hat.“

„Nein“, erwiederte mit gewaltsamen Lächeln der junge Mann: „wie einer, an dem ein Mord begangen worden ist.

Damit küßte er den Damen die Hände, umarmte den Obristlieutenant und flog wieder zur Thür hinaus, ohne ein Wort weiter zu sagen. Der Obristlieutenant ihm rasch nach. Die Frauenzimmer waren in bitterer Verlegenheit. Ich erfuhr, dieser junge Mann sei der Graf Holten aus der Nachbarschaft; gestern Abend, wie oft geschehen, zum Besuch angekommen; noch vor einer Stunde sehr vergnügt gewesen, und nun sich selbst nicht mehr ähnlich.

„Was ist ihm begegnet?“ fragten die Damen den Obristlieutenant, als er nach geraumer Zeit wieder zurück kam.

Der Alte war ernsthaft, schüttelte den Kopf,

und lächelte endlich zu seiner Sophie hinüber und sagte: „frage Josephinen.“

„Hätte sie ihn beleidigt?“ forschte die Tante betroffen.

„Wie man's nimmt“, erwiederte er: „Es ist eine lange Geschichte, der Graf aber gab sie mir mit zwei, drei Worten: „Ich liebte, und ward nicht wieder geliebt.“

Indem öffnete sich die Thür und das Fräulein von Tarnau trat herein. Sie wars! und liebenswürdiger, schöner, als ich sie in Wien, anmuthiger, als ich sie in meinen Träumen gesehen. Ich stand auf, wollte ihr entgegen — — aber meine Knie wankten, ich war festgebannt — ich stammelte unzusammenhängende Worte — ich war der glückseligste und elendeste aller Sterblichen.

Hoch erröthet stand Josephine unter der Thür, starrte mich an, wie eine Geistererscheinung, und trat dann, bald von ihrer Ueberraschung genesen, lächelnd zum Tische vor. Nun, nach den ersten umgewechselten Begrüßungen ward das Räthsel unsers unvermutheten Zusammentreffens gelöset. Ich erzählte, daß ich erst gestern von ihrem Hiersein erfahren; sie, daß

ihr Vater die mährischen Güter unangenehmer Familienverhältnisse willen verkauft, und sich hier in der reizendsten Landschaft von der Welt angesiedelt habe.

„Ach, Tante, liebe Tante!“ rief sie, indem sie die Hand der Tante in ihre beiden schloß, und an ihre Brust drückte, und mich mit Blicken musterte, aus denen die Freude unzweideutig schimmerte: „habe ichs Ihnen nicht gesagt? habe ich nicht recht gehabt?“

Die gute Tante warf lächelnd einen Schweigen fordernden Blick auf Josephinen. — Die Mutter schlug die Augen nieder, um eine gewisse Verwirrung zu verbergen. Der alte Vater beobachtete mit forschendem Blick einen um den andern, stand auf, und raunte mir mit lauter Stimme in die Ohren: „Herr Walter, es will mich bedünken, Sie haben die Bohne dennoch am rechten Ort gefunden! — Aber du, Josephine, was hast du mit dem Grafen gehabt, daß er so im Sturm davongegangen?“

Josephine antwortete ausweichend. — Alle erhoben sich. Man ging in den Garten. Der Obristlieutenant zeigte mir seine Acquisition, seine Gebäude, Wiesen, Aecker, Ställe, Scheu-

ren, während die Frauenzimmer im Pavillon des Gartens in lebhafter Unterredung waren. Nach einer langweiligen halben Stunde kamen wir von der ökonomischen Reise zu ihnen zurück. Nun ward der alte Herr auf die Seite genommen, und Josephine mir zur Begleitung gegeben.

Ich nahm mir vor, gegen Josephinen sehr zurückhaltend zu sein — ach, ich fürchtete das Schicksal des Graf Holten. Wir sprachen von unserer Bekanntschaft in Wien, von unsern damaligen Unterhaltungen, Spazierfahrten und kleinen Schicksalen. Ach!" rief Josephine; „und wenn Sie wüßten, was ich Ihrentwillen gelitten, da Sie so plötzlich von uns gerissen wurden. Gewiß, seitdem ist kein — — ja, wir haben noch oft von Ihnen gesprochen!"

Nun — wie hätte ichs anders können? — nun erzählte auch ich meine Schicksale, meine zweite Reise nach Wien, mein Wohnen in ihren Zimmern — und immer leiser, immer schüchterner — den Fund der Bohne — meine Heimkunft in der Vaterstadt — die Geschichte des gestrigen Abends. Dann schwieg ich. Aufzusehen wagte ich nicht. Ich wühlte mit dem Fuß im Sande. Josephinens Schweigen dauerte lange.

Endlich war mirs, als hörte ich schluchzen. Ich sah auf. Sie hatte ihr Gesicht ins Schnupftuch verhüllt. — Mit zitternder Stimme fragte ich: „um Gotteswillen, Fräulein, war Ihnen meine Aufrichtigkeit unangenehm?“

Sie ließ das Schnupftuch fallen, und sah mich mit verweinten Augen lächelnd an. „Ist das alles Wahrheit?“ fragte sie nach einer Pause. Ich riß die Schnur mit der Bohne von meinem Halse, und hielt sie ihr dar mit den Worten: „Die zeugt für mich!“

Sie nahm die Schnur, wie aus Neugier, um die goldene Einfassung zu betrachten. Sie weinte heftiger. Dann lehnte sie sich auf meinen Arm, legte ihre Stirn auf meine Achsel und sagte: „Ich glaube an eine Vorsehung, Walter!“

Da schloß ich meine Arme um das himmlische Geschöpf, und rief: „o könnte ich jetzt sterben!“ — Sie sah erschrocken zu mir auf. Wir wechselten schweigend den ersten Kuß.

Die Stimmen der Kommenden zwischen den Gebüschen der kleinen englischen Anlage mahnte uns, ihnen entgegen zu gehen. Josephine hatte noch die Schnur mit der Bohne in der Hand, als wir vor ihren Eltern standen. Der Obrist-

lieutenant sah es, und lachte laut auf. — Josephine verbarg ihr schönes Antliz an der Brust der zärtlichen Mutter — doch wozu noch die Worte alle? Sie wissen ja, daß Josephine meine Gattin ist; ich wollte Ihnen ja nur den Roman meiner Liebe erzählen.

H. Zschokke.

# Lebensphilosophie.

Aus dem Kreis der Monde hingeschwunden
Wallet ihr nun hin, in bleichen Schattenreih'n,
Theure Geister abgeschied'ner Stunden!
Noch umglänzt von holdem Dämmrungsschein.
Eilet nicht hinweg ihr schöneren Momente,
Und auch du, mein Kummer! fliehe nicht;
Gebt, wann längstens schon die Nacht uns trennte,
Noch dem Freunde Trost und Unterricht.

Dunkel ruht auf manchem meiner Steige,
Aber kenntlich blieb mir auch so mancher Pfad;
Dort ein Hügel, dort des Weges Neige,
Dort die Ruhestelle, die ich oft betrat.
Dort verbarg ein Hain mich Menschenblicken,
Fühlt' ich beim Gewühle mich verwaist;
Dort auf kühnen Gipfeln hob Entzücken
In ein rein'res Dasein meinen Geist.

Dort begrüßte Frühlings Heiterfülle
Mich mit Kindheitsmorgens mildem Glanz;

Dort umduftete bei Abendfeierstille
Mich verwelkter Freuden Blüthenkranz.
Dort erquickten mich der Wahrheit hell're Stralen,
Und mein Herz durchströmte Aethermuth! —
Ach, daß in des Daseins Nebelthalen
Unsre Lust so oft auf Täuschung ruht! —

Wie so vieler Wahn umhüllt die Lebensjahre!
Bei der Sinne trübem Fackelschein
Kaufen wir des Truges nicht'ge Waare
Um des Herzens Frieden theuer ein.
Unser Sinnen, Wünschen, Fürchten, Beben
Drehet sich um Irrlichtschimmers Dampf,
Und was war der meisten Pilger Sein und Leben?
Leerer Traum und Hirngeburten Kampf. —

Leben heißt sich freu'n und jeder Lebenslage
Abgewinnen was sie gutes beut;
Weise lebt, wer auch am Schmerzenstage
Neuer Freuden Keime thätig streut.
Ob auch Furcht und Noth dein Herz bewege,
Fasse dich zusammen statt zu flieh'n;
Fingerzeige steh'n an jedem Kummerwege,
Such' den Ausgang und du findest ihn!

Durch Entbehrung nur und durch Verluste
Kauft man der Erfahrung Ruhesinn;
Als ich noch vom Leben wenig wußte
Hoft' ich jedes Wonnetraums Gewinn.
Schimmernd lockten mich des Ferngestades Wogen,
Und des Nahen sich'res Ufer schwand;
Doch im Irrthum selbst, der mich betrogen,
Ward der Werth des Nahen mir bekannt.

Mahle bleiben von des Lebensstunden
Nur am Ziele von vollbrachten Müh'n;
Freudenkränze, die der Schmerz gebunden,
Schmückt am längsten sanftes Heitergrün.
Harre aus! dem Fleiße folgt Gelingen,
Reichlich wird die Mühe dann versüßt;
Rühmlich ist es mit dem Schicksal ringen,
Bis es endlich Frieden mit uns schließt.

Dunkler wird der Pfad beim Weiterlaufen,
Manche theure Stimme ist verhallt;
Fremd wird uns die Welt, ein Menschen-Masken-Haufen
Geht an uns vorüber rasch und kalt.
Einsam folgen wir der bunten Menge,
Glücklich, wenn nur niemand nach uns fragt;

Und nur dann und wann aus dem Gedränge
Uns ein Pilger: „guten Abend!“ sagt.

Dennoch wallt der Mann, in sich gelassen,
Auch bergab auf stillerm Nebenpfad;
Lernt des Muthes Reste muthig fassen,
Wann der Sturm mit schwerem Fittig naht.
Duch Erfahrung zur Geduld gewöhnet,
Mit dem Gott in stiller Brust bekannt —
Und mit Welt und Wechsel ausgesöhnet,
Blickt er furchtlos auf des Abgrunds Rand.

Muthig drum, o Wanderer! wie es gehe;
Ist der fliehnden Monde Abschiedswort;
Sei dir selber treu, im Thal wie auf der Höhe,
Lust und Kummer fliehen wechselnd fort.
Freundlich und gelassen sei mit beiden,
— Beide strafen ungemeßnen Sinn —
Und es tritt am Ziel der Erdenleiden,
Auch dein Schmerz als Freude zu dir hin.

Muth gefaßt! ob aus dem Menschenkreise
Auch der Liebling deiner Seele ging,
Folgt er doch als Schutzgeist deiner Reise,
Wie er einst an dir im Leben hing.

Heilig sind die schön gelebten Stunden,
Wecken, werth der Feier, tiefern Dank;
Und dem Pilger Heil! der überwunden,
Den des Grabes Stille sanft umschlang.

Spähend folgt mein Blick, ihr Monde! eurem Fluge,
Oft durchmustert er, was leise Warnung blieb;
Oefters sinnt der Geist, was auf dem Urnenkruge
Grauer Jahre die Erfahrung schrieb.
Daß das Loos des Menschen und der Menge
Gütig ein Geschick durch Nacht und Irrthum lenkt,
Daß ein Stern erscheint, wann im Gedränge
Von Verwirrung sich das Ganze senkt.

Kehret oft mir aus der fernsten Weite
Stunden, zum Verlieren viel zu schön!
Stunden, welche Dank zu einem Kranze reihte,
Dessen Blätter Trost und Kühlung weh'n.
Eurer denk' ich oft, ihr stillverloschnen Wehen,
Deiner, ungesucht gefundnes Glück,
Ihr, ihr lehrtet mich gelassen-hoffend gehen,
Ihr, ihr führtet mich von eitelm Gram zurück.

So, durchs Leben selbst, befreundet mit dem
Leben,
Will ich Blumen streuen jedem Tag;
Hellgefaßtem Zweck bei regem Weiterstreben
Folgt, sei's nah, sei's fern, ein Lohn der Ruhe
nach.

Von des Schlafes Armen sanft umschlungen,
Ruht, wer treulich sich der Müh' geweiht;
Genien bewachen, was Verdienst errungen,
Unbestechlich fällt den letzten Spruch — die
Zeit.

Karl Graß.

# Napoleon Bonaparte und die Mufti's bei den Pyramiden. *)

Ein französischer Schriftsteller, der die interessantesten Anekdoten aus dem Leben des ersten französischen Kaisers sammelte, bewundert vorzüglich auch dessen ausserordentliches Talent, seine Sprache nach der Verschiedenheit der Länder, Sitten und Bedürfnisse zu vermannigfaltigen. Gebietend, kraftvoll, mit imperatorischer Kürze redet er seine Soldaten an; mit allem rednerischen Pomp und Schwulst des Orients spricht er zu den ägyptischen Mufti's und Imans.

Die Unterredung, die er als Obergeneral der französischen Armee in Aegypten mit Suleiman, Ibrahim und Mohammed in der Pyramide von Cheops hielt, ist ganz mit jenen bildlichen Ausdrücken angefüllt, welche die Sprachen und Schriften des Morgenlandes bezeichnen.

*) *Paroles et faits mémorables de Napoléon le Grand etc. Seconde édition. Paris.* 1810. Seite 29 ff.

„Gott ist groß und seine Werke sind wunderbar!“ hob der Feldherr an, als er im Innern des weitläuftigen Pyramidenraums dastand: „Wahrlich ein großes Werk der Menschenhand! Was war aber der Zweck dessen, der diese Pyramide bauen ließ?“

Suleiman. Es war ein mächtiger König von Aegypten. Man glaubt, sein Name hieß Cheops. Er wollte verhüten, daß die Schänder des Heiligthums dereinst seine Asche entweihten.

Bonaparte. Der große Cyrus ließ seinen Leib in freier Luft begraben, damit sein Staub zu den Elementen zurückkehre. Meinst du nicht, daß er besser daran gethan? meinst du nicht?

Suleiman (sich verneigend). Ehre sei Gott, dem allein Ehre gebührt.

Bonaparte. Allah sei der Ruhm! — Wer war der Kalif, der diese Pyramide öffnen und die Ruhe der Todten stören ließ.

Mohammed. Man glaubt, es sei des Befehlshaber der Gläubigen, Mahamond gewesen, der vor mehrern Jahrhunderten in Bagdad herrschte. Andere nennen den berühmten Aaron Raschid (Gott wolle ihm Frieden geben!) der

hier Schätze zu finden hoffte. Aber als man in diesen Saal trat, spricht eine alte Sage, erblickten die Sucher nur todte Mumien, und an einer Wand die goldene Inschrift: „Der Böse wird die Schandthat thun ohne Lohn, aber nicht ohne Reue.“

Bonaparte. Das Brod, welches der Ungerechte raubt, erfüllt seinen Mund mit Steinen.

Mohammed (sich verneigend). Das ist der Spruch der Weisen.

Bonaparte. Ehre sei Allah! Es ist kein anderer Gott, als Gott, Mahomed ist sein Prophet, und ich bin einer seiner Freunde.

Suleiman. Heil des Friedens dem, den Gott gesandt! Heil auch dir, unüberwindlicher Feldherr, Günstling des Propheten.

Bonaparte. Ich danke dir, Mufti. Der göttliche Koran ist die Freude meines Geistes, und die Wonne meiner Augen. Theuer ist mir der Prophet. Ich gedenke in Kurzem sein Grab in der heiligen Stadt zu sehen und zu verehren. Doch bin ich gekommen, vorher die Mameluken zu vertilgen.

Ibrahim. Mögen die Engel des Sieges

deinen Weg bereiten und dich mit ihren Fittigen decken! Der Mameluk ist des Todes würdig.

Bonaparte. Schon ist er geschlagen und übergeben den schwarzen Geistern, dem Mukir und Kakir. Seine Herrschaft soll zertreten sein, so hat der Herr es geheißen, von dem alle Kreatur abhängt.

Suleiman. Er strekte seine Hand nach dem Raube der Länder, nach den Erndten und Rossen Aegyptens.

Bonaparte. Und nach den schönsten Sklaven des sehr heiligen Mufti. Aber Allah hat die Hand des Räubers verdorren lassen. Wenn Aegypten fest und treu ist, so zeige es seinen Bund mit Gott. Gott ist gerecht und barmherzig gegen das Volk.

Ibrahim. O Tapferster unter den Kindern Issa's, Allah sandte den Würgengel vor dir her, Aegypten zu befreien.

Bonaparte. Dies Land war unterjocht von vierundzwanzig Bedrückern und Rebellen gegen den Großsultan, unsern Verbündeten — den Gott mit Ruhm umgebe! — und von zehn tausend Sklaven, gekommen aus Kana und Georgien. Adriel, der Engel des Todes, hat sie

aber angeblasen, und sie sind zerstreut. Wir kamen und sie sind nicht mehr.

Mohammed. Edler Nachfolger des Scander, Dank sei es deinen unüberwindlichen Waffen, und dem Donner, welcher unerwartet aus den Reihen deiner Krieger zu Pferd bricht. *)

Bonaparte. Glaubst du dieser Donner sei ein Werk von Menschenkindern gemacht? Glaubst du es: Allah gab ihn meinen Händen durch den Geist des Krieges.

Ibrahim. Deine Thaten sagen: dich habe Allah gesandt. Könntest du siegen, wenn Allah es verböte? Delta und alle Lande umher schallen von deinen Siegen wieder.

Bonaparte. Ein Himmelswagen soll auf meinen Wink in die Wolken emporsteigen; und der Blitz, wenn ich gebiete, an Eisenstangen niedersteigen.

Suleiman. Und die große Schlange, welche, am Tage deines Einzugs in Skanderik **), am Fuße der Säule des Pompejus hervorging, war sie nicht ein Wunder deiner Hand?

---

*) Vermuthlich die reitende Artillerie.

**) Alexandrien.

Bonaparte. Ihr Lichter dieser Welt, ihr seid erkohren, noch größere Wunder zu erleben, denn die Tage der Wiedergeburt sind vor der Thür.

Ibrahim. Der einzige Gott sehe dich mit Huld an, Verehrer Issa's, und mache dich zur Schutzwehr der Kinder des Propheten.

Bonaparte. Hat nicht Mahomed gesprochen: Jeglicher Mensch ist gerettet, der Gott verehrt und Gutes thut, von welchem Glauben er auch sei.

Suleiman, Mohammed und Ibrahim (sich verneigend). Er hat also geredet.

Bonaparte. Und wenn ich auf Befehl des Himmels den Stolz des Statthalters von Issa beugte, indem ich seine irdischen Güter minderte, um ihm himmlische Schätze zu sammeln, geschah es nicht, um Gott die Ehre zu geben, dessen Barmherzigkeit ohne Ende ist?

Mohammed. Der Mufti zu Rom ist reich und mächtig gewesen; aber wir sind nur arme Priester.

Bonaparte. Ich weiß es. Fürchtet euch nicht. Ihr seid gewogen worden in der Wage von Baltazard, und seid zu leicht gefunden. —

Diese Pyramide also verbarg keinen Schatz, von dem Ihr gehört hättet.

Suleiman (die Hände auf die Brust). Von keinem, Herr! wir schwören bei der heiligen Stätte zu Mekka.

Bonaparte. Wehe, und dreimal Wehe denen, die nach vergänglichen Gütern trachten, und nach Gold gelüsten und Silber, die Staub und Erde sind!

Suleiman. Du hast des Statthalters von Issa geschont, und an ihm Gnade erwiesen.

Bonaparte. Er ist ein Greis, den ich ehre — möge er seine Pflichten thun, die ihm Vernunft und Wahrheit gebieten! — Aber er hat übel gethan, alle Moslemim zum ewigen Feuer zu verdammen. Allah gebietet Duldung den Sterblichen.

Ibrahim. Ehre sei Allah und dem Propheten, der dich gesandt hat unter uns den Glauben der Schwachen zu stärken, und den Getreuen die Pforten des siebenten Himmels zu eröffnen.

Bonaparte. Ihr habt's gesprochen, eifrige Mufti's. Seid Allah getreu, dem alleinigen Herrn der sieben Himmel, und Mahomed, seinem Vesir, der alle Himmel in einer Nacht durch-

wandelte. Seid Freunde der Franken, und Allah, Mahomed und die Franken werden euch belohnen.

Ibrahim. Möge dich der Prophet selbst zu seiner Linken setzen, am Tage der Auferstehung, wenn die Trompete zum drittenmal erschollen ist.

Bonaparte. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Die Stunde der Auferstehung ist jetzt für die Völker gekommen, die unterm Joch seufzeten. Mufti's, Iman's, Mullah's, Derwische, Kalender's, belehrt das Volk von Aegypten, und ermuntert dasselbe, mit uns die Beys und Mamluken zu vernichten. Befördert den Verkehr der Franken in euern Landen, und daß sie zum alten Lande von Brama gelangen. Oeffnet ihnen euere Hafen der Zuflucht, und verbannet die aus dem Eilande Englands kommen, welche gehaßt sind von den Kindern Issa's. Also ist der Wille des Propheten. Dann werden die Schätze und der Reichthum der Franken euer Erbtheil bis ihr zum siebenten Himmel steiget, und an der Seite der Huri's mit den schwarzen Augen, der ewigen Jungfrauen, euch im Schatten des Laba erquikket, dessen Zweige dem Moslemim alles geben, wonach sie verlangen.

Suleiman (mit Verbeugung). Wahrlich, du

hast geredet, wie der weiseste der Mullah's. Wir geben deinen Worten Glauben, deiner Sache unsern Dienst und Allah vernimmt uns.

Bonaparte. Gott ist groß und seine Werke wunderbar. Ich gebe euch den Gruß des Friedens, sehr heilige Mufti's.

---

## Böses Gewissen.

Ein junger Mann stand im Parterre der Pariser Oper. Er will nach der Uhr sehen, wie spät? — fort ist sie. Er sucht in Weste und Beinkleidern. Umsonst. Sie mußte ihm herausgezogen sein. — Von ungefähr betrachtet er seinen Nachbar, der ihn in dem gleichen Augenblick seitwärts beobachtete. Der Mensch sah verdächtig aus, und stand dicht neben ihm. Der Bestohlene machte kurzen Prozeß, und sagte zu dem Nachbar: „Herr, geben Sie mir meine Uhr wieder, oder ich lasse Sie arretiren.“ — Dieser flüsterte zurück: „Da haben Sie sie; aber ich bitte Sie machen Sie mich nicht unglücklich.“

Als der junge Mensch nach Hause kam, war er natürlich sehr verwundert, seine Uhr auf dem Gesimse des Kamins liegen zu sehen, wo er sie vergessen hatte; und eine andere in seiner Tasche zu finden.

# Furcht vor Krebsschaden.

Moliere's eingebildeter Kranker hat in der wirklichen Welt noch unzählige Ebenbilder. „Es ist mir viel leichter“, sagte einer der berühmtesten Aerzte: „jemanden ohne Sympathie und Anstekkung zehn Krankheiten anzuhängen, als ihn von einer zu kuriren.“

Die Königin Anna von Oesterreich, Ludwigs XIV Mutter, starb 1666 an einem Krebsschaden der Brust. — Sogleich liessen sich alle Damen am Hofe, bis auf das letzte Kammerzöfchen, visitiren, ob sie nicht auch etwa den Krebs an der Brust hätten?

## Der Unverbrennliche.

Vor einigen Jahren zogen ein paar Tausendkünstler herum, die sich Unverbrennliche nannten, glühendes Eisen lekten, sich mit geschwolzenem Blei wuschen, und siedendes Oel tranken; die Bewohner der großen und kleinen Städte von Frankreich, der Schweiz, Deutschland und Italien besuchten zahlreich die Wundermänner; sogar Professoren der Physik, Herren, die schon manchen Oktav- und Quartband über die enthüllten Naturmysterien zusammengeschrieben, standen verblüfft da, betrachteten mit gelehrter Miene das Kunststück, riethen geheimnißvoll her und hin, und trafens nicht, bis einige italienische Gelehrte die Sache erklärten. Das Allermerkwürdigste dabei ist, daß die sogenannten Unverbrennlichen nichts weniger, als Gelehrte und Naturforscher, sondern ganz gemeine, fast ungebildete Mens en waren, davon einer kaum zur Noth lesen und schreiben konnte. Und diese Bursche gaben im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts noch vielen

Naturforschern der kultivirtesten Nationen — Räthsel auf!

Dergleichen Anekdoten sollten nie in der Geschichte übergangen werden, um so mehr, da die Kunst „sich unverbrennlich zu machen“, um in der Sprache der Scharlatans zu reden, schon in ehmaligen Jahrhunderten, ebenfalls von gemeinen Leuten, und zum größten Aergerniß oder Erstaunen der gelehrtesten Naturkundigen ausgeübt ward.

Schon im sechszehnten Jahrhundert, als noch Hieronymus Cardanus unter den Aerzten und Physikern seiner Zeit das erste Licht war, strichen arme Gesellen im Lande herum, die sich, wie ihre Kollegen in unserer Zeit, Unverbrennliche nannten. Cardanus selbst sah sie.

„Als ich eben an meinem Werke von sinnreichen Erfindungen arbeitete“, so erzählt der Polyhistor im sechsten Buche de Subtilit te: „sah ich zu Mailand einen gewissen Jemand, der wusch seine Hände und sogar das Gesicht mit geschmolzenem Blei, ohne davon im mindesten verletzt zu werden. Vorher pflegte er sich aber erst mit einem andern Wasser zu waschen.“ — Nun zerbrach er sich über die Natur dieses

Wassers, „welches die Gewalt der Hitze zurückstieß“, den Kopf mit allerlei Vermuthungen. Er hatte bemerkt, es war trüb und dick (ohne Zweifel, wie noch heutiges Tages eine Komposition von Alkalien). Da meinten einige, es möchte wohl aus Portulak und Bingelkraut gemacht worden sein. Aber weil diese Kräuter so gemein sind, hielt es Cardanus für unwahrscheinlich. Denn der Tausendkünstler ließ sich von jedem Zuschauer einen Thaler bezahlen, und das wäre doch, meinte Cardanus, für Portulak und Bingelkraut zuviel Geld gewesen; ferner ging jener mit dem mysteriösen Wasser gar spärlich um, indem er davon nur ein wenig auf den Theil der Oberfläche des Körpers strich, auf welchen er geschmolzenes Blei schütten wollte. Folglich schloß der Physiker, muß die Flüssigkeit etwas metallisches gewesen sein, etwa wie Salben aus Antimonium gemacht.

Eben so hielt man damals auch das „Waldmeisterkraut“ (Asperula odorata, sonst Aster samius geheißen), desgleichen Kalk in Portulaksaft gelöscht, und die Haut damit stark eingerieben, für fähig, gegen das Feuer unempfindlich zu machen.

Ein paar hundert Jahr früher hätte man sich ein Vergnügen daraus gemacht, die Unverbrennlichen zur Ehre Gottes auf einem wohlgeordneten Scheiterhaufen zu verbrennen. Nahm doch selbst der heilige Augustin großes Aergerniß an der ewigen Lampe im Tempel der Venus, die beständig und im stärksten Wind und Regen brannte, ohne ihren Tocht zu verzehren. „Entweder war diese Lampe“, sagte der schwarze Kirchenvater: „aus einer Art Steins gemacht, der Asbest heißt, in Arkadien wachsen, und angezündet unauslöschlich sein soll; oder die Lampe ward durch Zauberei bereitet, oder endlich der Teufel selbst bewirkte unter dem Namen der Venus dies Wunder, um seine Anbeterschaar zu vermehren. (Aug. de civitate dei, L. 21 c. 5.)

## An Euphrasien

### über den Nachruhm.

— — Zürnen Sie doch nicht auf meinen Egoismus, wie Sie es nennen, schöne Euphrasie, wenn ich ein Leben voller Genuß der schönsten Unsterblichkeit meines Namens vorziehe, und ein freundliches Lächeln von Ihnen mir mehr werth ist, als alle Denkmäler von Marmor und Erz, die mir künftige Jahrhunderte weihen können. Was ich empfinde, das habe ich gelebt; meinen Nachruhm empfinde ich nicht, sondern die genießen ihn, die ihn geben. Warum soll ich den ganzen Tag hungern, in der Hoffnung, ich werde des Nachts vielleicht von einem üppigen Gastmahl träumen? Was können Sie gegen das Sprüchwort der Italiäner sagen: la fama è viva a i vivi, e morta a i morti? (der Ruhm lebt den Lebenden; dem Todten ist der Tod). Wie soll mich das für Aufopferungen belohnen, was ich nie empfange?

Kann ich den Zeitgenossen oder der Nachwelt durch Talente dienen, wohl und gut. Ich fühle Pflicht, und in ihrer Erfüllung blüht Selbstbelohnung. Vergißt mich meine Nachkommenschaft, was verliere ich? Gedenkt sie mein, was gewinne ich? Erhält man, neben anderm Guten, die Unsterblichkeit des Namens in den Kauf, so sei es! Allein in Erwartung ihrer die kleinste Freude des jetzigen Augenblicks versäumen, ist Wahnsinn. Das heißt todt sein im Leben, um einem Tage zu leben, da man todt ist.

Der Tempel des Nachruhms ist ein sehr zweideutiger Platz; das müssen Sie doch selbst gestehen. Die Wohlthäter des Menschengeschlechts haben dort keine ausschließliche Rechtsame; auch die Plagegeister werden verewigt. Neben einem Titus nennt man zehn Neronen; selbst den rasenden Alexander heißt man den Großen, und glauben Sie mir, Attila wäre der noch Größere genannt, hätte er, wie Konstantin der Große, Christum bekannt und die Gewogenheit der Mönche gehabt. Warum sollte ich denn geizen, in die Gesellschaft so vieler Schrecklichen zu kommen, da mancher Edle neben ihnen vergessen ward. Hätten wir keine andere Unsterb-

lichkeit, als die chimärische, zufällige des Namens zu erwarten: wäre unser Dasein nicht der Geburtsschmerzen werth gewesen.

Der Ruhm unserer Handlungen hängt übrigens sehr vom Ungefähr ab. Wir erndten oft im alltäglichen Leben für Dinge Lob, die kaum Erwähnung verdienen, inzwischen manche der edelsten Anstrengungen gar nicht bemerkt worden sind. Was soll ich von solchem Lohne halten? Gewisse Fürsten werden in der Geschichte oft wegen Handlungen gepriesen, bei denen sie das wenigste Verdienst hatten; während das, was ihr wirkliches Verdienst war, im Dunkeln blieb, wo die bescheidene Tugend am liebsten wirkt.

Leidenschaftliche Sehnsucht nach Verewigung des Namens ist um so thörichter, da wir im Leben keine Bürgschaft haben, daß sie gestillt werde. Wie große Namen sind in der Geschichte der Völker verschwunden, weil es an Geschichtschreibern und Buchdruckereien fehlte! — Quintilians Institutionen lagen über tausend Jahre vergessen und verloren, bis sie Poggio im J. 1415 zur Zeit des Basler Konzils aus den Händen eines Garkochs an sich kaufte, oder in einem alten Thurm der Abtei St. Gallen fand. Des

Lyoner Bischofs Agobard sämmtliche Werke fand Papyre Masson bei einem Buchbinder, der daraus Bücherdeckel kleistern wollte. Wäre Herr Masson ein paar Tage später gekommen: wüßten wir blutwenig von dem berühmten Ketzer Felix von Urgel; nichts von dem aufgeklärtesten Geistlichen, der schon im neunten Jahrhundert gegen Feuer- und Wasserproben, gegen Duelle schrieb, und an keine Hexerei glaubte. Der Hofmeister eines gewissen Marquis de Rouville spielte einst unweit Saumur Ball, und las von ungefähr, was auf dem Pergament seines Ballschlägels geschrieben war; siehe da, er entdeckte ein Blatt aus der zweiten Dekade des Livius! Geschwind sprang er zum Drechsler, von dem diese Werkzeuge kamen. „Es thut mir leid", sagte der Mann: „erst vor wenigen Tagen verbrauchte ich das letzte Blatt." Also für Ballspiel und Kindertand ging das Andenken großer Reden und Thaten der Vorwelt vielleicht auf ewig hin.

Cicero, der für die Unsterblichkeit seines Ruhms alles geopfert haben würde, schrieb ein eigenes Buch de gloria. Wir haben aber davon nichts mehr, als Fragmente. Ein gewisser Phi-

lelphus, ein Tolentiner, fand im fünfzehnten Jahrhundert die Ciceronische Schrift. Wenigstens sagt man es. Nun schrieb er, um sich selbst unsterblich zu machen, ein Buch de contemptu mundi, flickte Cicero's schönste Gedanken hinein, und warf, seinen Raub zu verheimlichen, den armen Cicero — ins Feuer. So bestahl ein Ruhmsüchtiger den andern um seinen Theil Unsterblichkeit. Der Fall ist überhaupt bisher nicht selten gewesen. Leonardo Aretin fand die griechische Handschrift von Procops Geschichte des gothischen Krieges, übersetzte sie ins Lateinische, und gab sie — für sein Werk aus. Macchiavelli entdeckte die Apophtegmen der Alten von Plutarch, schrieb nun das Leben des Castrucio Castracani, und legte seinen Helden den größten Theil all der schönen Sachen in den Mund, die Plutarch von den Alten erzählte. Er war aber ehrlich genug, den Gedankenraub nachher selbst zu bekennen.

Zudem jedes Zeitalter hat seine eigenen Ansichten. Wer in einem Jahrhundert vergöttert wird, kann im folgenden verflucht oder verspottet werden. Ward nicht selbst Moses schon ein Betrüger, Socrates ein Wollüstling geheißen;

ward nicht schon mit guten Gründen gezweifelt, ob Homer seine Gesänge gesungen, und Wilhelm Tell den Apfel vom Haupt seines Kindes geschossen? — Ist nicht der Name des Großen in der Geschichte schon von feilen Mönchen, Höflingen und Skriblern so garstig entweiht, daß man wahrhaftig Bedenken tragen sollte, ihn irgend einem rechtlichen Manne oder guten Fürsten beizulegen, damit er nicht in die Kathegorie der Sünder u. s. w. falle.

Und für solchen, zufälligen, ungewissen, wandelbaren Nachruf wollen Sie, soll jeder, der Talent zu haben glaubt, die edelsten Genüsse seines Lebens wegwerfen? Wahrlich die erhabensten Menschen haben selten an das Fest gedacht, das man ihrem Namen nach Jahrtausenden feiern könnte, und Tausende, die für ihre Unsterblichkeit vor den Batterien des Feindes oder bei der nächtlichen Studierlampe starben, sind — richtig vergessen.

Es ist wahr, die Liebe zum Nachruhm und das Andenken ehrenwerther Namen kann manchen Jüngling zu großen Thaten begeistern. Aber große Thaten sind nicht immer schöne Thaten, und die schönsten quellen selten aus

einem so trüben Grunde, wie die Leidenschaft ist. Die Liebe des Nachruhms hat von jeher der Welt schon mehr Unheil gebracht, als irgend eine andere Leidenschaft, und wir würden das Gute, was sie zufällig stiftet, gerne wegschenken, wenn wir damit die Uebel abkaufen könnten, die sie verursachte. — Was ist denn die allgemeine Weltgeschichte anders, als die chronique scandaleuse aller Ausschweifungen menschlichen Wahnsinns im Großen und im Kleinen? Die Weisesten der Völker sind gewöhnlich die Stillsten im Lande; sie wagen es selten, laut zu werden, um nicht den Haß der andersgesinnten Zeitgenossenschaft auf sich zu wälzen. Thun sie es, so werden sie nur durch ihre Leiden, Giftbecher, Scheiterhaufen, Gefängnisse, Verbannungen, u. dgl. m. berühmt.

Erlauben Sie, schöne Euphrasia, daß auch ich mich zu den Stillen im Lande halte, dann entgeht man Gefahren, für welche das herrlichste Monument nach dem Tode nicht entschädigt. Wer die schöne That nicht blos ihrer Schönheit willen begeht, sondern des Geldes oder des Ruhms wegen, der ist nicht werth sie zu thun, noch weniger genannt zu werden vor und nach dem Tode.

D.

# Das Bein.

(Eine Erzählung nach dem Französischen).

Im Herbst 1782 erhielt der Wundarzt Louis Thevenet zu Calais die schriftliche, doch ohne Namensunterschrift gelassene Einladung, sich folgenden Tages auf ein nahe an der Straße von Paris gelegenes Landhaus zu begeben, und alles zu einer Amputation nöthige Geräth mitzubringen. Thevenet war damals weit und breit als der geschickteste Mann in seiner Kunst bekannt; es war sogar nichts ungewöhnliches, daß man ihn über den Kanal nach England holen ließ, um von seinen Einsichten Gebrauch zu machen. Er hatte lange bei der Armee gedient; hatte etwas Barsches in seinem Wesen, und doch mußte man ihn, wegen seiner natürlichen Gutmüthigkeit lieben.

Thevenet wunderte sich über das anonyme Billet. Zeit und Stunde und Ort waren ihm mit der größten Genauigkeit angegeben, wann und wo man ihn erwarte, aber wie gesagt,

die Unterschrift fehlte. — „Will mich vermuthlich einer unserer Spaßvögel in die blaue Luft hinausschicken!“ dachte er, und ging nicht.

Drei Tage nachher empfing er die gleiche Einladung, aber noch dringender, mit der Anzeige, es werde Morgens um neun Uhr ein Wagen vor seinem Hause halten, um ihn abzuholen.

In der That, mit dem Glockenschlage neun Uhr des folgenden Morgens erschien ein eleganter offener Wagen. Thevenet machte jetzt keine Umstände weiter und setzte sich ein.

Vor dem Thore fragte er den Kutscher: „zu wem führt ihr mich?

Dieser antwortete: „things unknown to me I am not concerned for“; was ungefähr soviel heißen soll, als: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Also ein Engländer. — „Ihr seid ein Flegel!“ erwiederte Thevenet.

Der Wagen hielt endlich vor dem bezeichneten Landhause still. „Zu wem soll ich? wer wohnt hier? wer ist hier krank?“ fragte Thevenet den Kutscher, ehe er ausstieg. Dieser gab die vorige Antwort, und der Wundarzt dankte auf die vorige Art dafür.

An der Hausthüre empfing ihn ein schöner, junger Mann, von ungefähr achtundzwanzig Jahren, der ihn eine Treppe hinauf in ein großes Zimmer führte. Die Sprache verrieths, der junge Mann war ein Britte. Thevenet redete ihn also englisch an, und bekam freundliche Antwort.

„Sie haben mich rufen lassen!“ sagte der Wundarzt.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mühe, mich zu besuchen,“ antwortete der Britte: „wollen Sie sich niederlassen? Hier stehen Chokolade, Kaffee, Wein, falls Sie noch vor der Operation etwas geniessen wollen.“

„Zeigen Sie mir erst den Kranken, Sir. Ich muß erst den Schaden untersuchen, ob die Amputation nöthig sei?“

„Sie ist nöthig, Herr Thevenet. Setzen Sie sich nur. Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen. Hören Sie mich an. Hier ist eine Börse mit hundert Guineen; ich bestimme sie Ihnen, als Zahlung für die Operation, die Sie vornehmen sollen. Es bleibt nicht dabei, wenn Sie sie glücklich beendigen. — Widrigenfalls, oder wenn Sie sich weigern, meine Wünsche zu erfüllen, sehen Sie hier das scharfgeladene Pistol. — Sie

sind in meiner Gewalt — ich schiesse Sie, Gott verdamme mich, nieder."

„Sir, vor Ihrer Pistole fürchte ich mich nicht. Aber was verlangen Sie? nur heraus mit der Sprache, ohne Vorreden! Was soll ich hier?"

„Sie müssen mir das rechte Bein abschneiden."

„Von Herzen gern, Sir, und wenn Sie wollen, den Kopf dazu. Allein, wenn mir recht ist, das Bein scheint sehr gesund zu sein. Sie sprangen die Treppe vor mir hinauf, wie ein Seiltänzer im Fluge. Was fehlt dem Bein?"

„Nichts. Ich wünsche, daß es mir fehle."

„Sir, Sie sind ein Narr."

„Das bekümmert Sie nicht, Herr Thevenet."

„Was hat das schöne Bein gesündigt?"

„Nichts! — Aber sind Sie entschlossen, mir es wegzunehmen?"

„Sir, ich kenne Sie nicht. Bringen Sie mir Zeugen Ihres sonst gesunden und heilen Verstandes."

„Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Thevenet?"

„Sir, sobald Sie mir einen haltbaren Grund für Ihre Verstümmelung angeben."

„Ich kann Ihnen die Wahrheit jetzt nicht

sagen — vielleicht nach einem Jahr. Aber ich wette Herr, ich wette, Sie selbst sollen nach Jahresfrist gestehen, daß meine Gründe die edelsten waren — daß mein Glück, meine ganze Existenz davon abhing, von diesem Bein befreit zu sein.“

„Ich wette nicht, wenn Sie mir nicht Ihren Namen nennen, Ihren Wohnort, Ihre Familie, Ihre Beschäftigungsart?“

„Das alles erfahren Sie künftig. Jetzt nichts. Ich bitte, halten Sie mich nur für einen Ehrenmann.“

„Ein Ehrenmann droht seinem Arzt nicht mit Pistolen. Ich habe Pflichten, selbst gegen Sie, als Unbekannten. Ich verstümmle Sie nicht ohne Noth. Haben sie Lust, Meuchelmörder eines schuldlosen Hausvaters zu werden: so schiessen Sie.“

„Gut, Herr Thevenet,“ sagte der Britte, und nahm das Pistol: „ich schiesse Sie nicht; aber zwingen will ich Sie dennoch, mir das Bein abzunehmen. Was Sie nicht aus Gefälligkeit für mich, nicht aus Liebe zur Belohnung, oder aus Furcht vor der Kugel thun: müssen Sie mir aus Erbarmen gewähren.“

„Und wie das, Sir?“

„Ich zerschmettere mir selbst mit einem Schuß das Bein, und zwar auf der Stelle hier vor Ihren Augen.“

Der Britte setzte sich, nahm das Pistol, und hielt die Mündung hart über das Knie. Herr Thevenet wollte zuspringen, um es abzuwehren. „Rühren Sie sich nicht,“ sagte der Britte: „oder ich drücke ab. — Nur Antwort auf die einzige Frage: wollen Sie meine Schmerzen unnützerweise vergrößern und verlängern?“

„Sir, Sie sind ein Narr. Ihr Wille geschehe. Ich nehme Ihnen das verdammte Bein ab.“

Alles ward zur Operation in Ordnung gebracht. Sobald der Schnitt beginnen sollte, zündete der Engländer seine Tabakspfeife an, und schwor, sie solle ihm nicht ausgehen. Er hielt Wort. Das Bein lag todt am Boden. Der Britte rauchte fort.

Herr Thevenet verrichtete sein Geschäft, als Meister. Der Kranke ward durch seine Kunst wieder in ziemlich kurzer Frist geheilt. Er belohnte seinen Arzt, den er mit jedem Tage höher schätzte; dankte mit Freudenthränen für den

Verlust des Beins, und segelte nach England zurück mit dem hölzernen Stelzfuß.

············

Ungefähr achtzehn Wochen nach der Abreise desselben, erhielt Meister Thevenet einen Brief aus England, ungefähr folgenden Inhalts:

„Sie erhalten beigeschlossen, als Beweis meiner innigsten Erkenntlichkeit, eine Anweisung von zwei hundert und fünfzig Guineen auf Hrn. Panchaud, Bankier in Paris. Sie haben mich zum glücklichsten aller Sterblichen auf Erden gemacht, indem Sie mich eines Gliedes beraubten, welches das Hinderniß meiner irdischen Glückseligkeit war.“

„Braver Mann, mögen Sie jetzt die Ursache meiner närrischen Laune, wie sie es nannten, erfahren. Sie behaupteten damals, es könne keinen vernünftigen Grund zu einer Selbstverstümmelung, wie der meinigen geben. Ich schlug Ihnen eine Wette vor. Sie haben wohl daran gethan, sie nicht anzunehmen.“

„Nach meiner zweiten Heimkuuft aus Ostindien lernte ich die zärtliche Emilie Harley kennen, das vollkommenste Weib. Ich bettete sie

an. Ihr Vermögen, ihre Familienverbindungen leuchteten meinen Verwandten ein; mir nur ihre Schönheit, ihr himmlisches Gemüth. Ich mischte mich in die Schaar ihrer Bewunderer. Ach, bester Thevenet, und ich ward glücklich genug, um der Unglücklichste meiner Nebenbuhler zu werden; sie liebte mich; vor allen Männern m i c h; — verhelte es nicht, und — verstieß mich eben deswegen. Umsonst bat ich um ihre Hand — umsonst baten ihre Eltern, ihre Freundinnen alle für mich. Sie blieb unbeweglich."

„Lange konnte ich die Ursache ihrer Abneigung gegen eine Vermählung mit mir, den sie, wie sie selbst gestand, bis zur Schwärmerei liebte, nicht ergründen. Eine ihrer Schwestern verrieth mir endlich das Geheimniß. Miß H a r l e y war ein Wunder von Schönheit, hatte aber den Naturfehler — einbeinig zu sein, und fürchtete sich eben dieser Unvollkommenheit willen meine Gemahlin zu werden. Sie zitterte, ich würde sie einst deswegen geringachten."

„Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihr gleich werden. Dank Ihnen, bester Thevenet, und ich ward es!"

„Ich kam mit meinem Stelzfuß nach London

zurück. Mein erstes war, Miß Harley aufzusuchen. Man hatte ausgesprengt, und ich selbst hatte es voraus nach England geschrieben, ich habe durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen; es sei mir abgenommen worden. Ich ward allgemein bedauert. Emilie fiel in Ohnmacht, als sie mich das erstemal sah. Sie war lange untröstlich; aber sie ward nun meine Gemahlin. Erst den Tag nach der Hochzeit vertraute ich ihr das Geheimniß, welches Opfer ich meinen Wünschen um ihren Besitz gebracht habe. Sie liebte mich nur um so zärtlicher. O braver Thevenet, hätte ich noch zehn Beine zu verlieren, ich würde sie, ohne eine Miene zu verziehen, für Emilien dahingeben."

„So lange ich lebe, bin ich Ihnen dankbar. Kommen Sie nach London; besuchen Sie uns; lernen Sie meine herrliche Gattin kennen, und dann sagen Sie noch einmal: „ich sei ein Narr!"

Charles Temple.

Herr Thevenet theilte die Anekdote und den Brief seinen Freunden mit, und lachte jedesmal aus vollem Halse, so oft er sie erzählte. „Und er bleibt doch ein Narr!" rief er.

Folgendes war seine Antwort:

„Sir, ich danke Ihnen für Ihr kostbares Geschenk. So muß ich es wohl nennen, weil ichs nicht mehr Bezahlung meiner geringen Mühe heißen kann.“

„Ich wünsche Ihnen Glück zur Vermählung mit der liebenswürdigsten Brittin. Es ist wahr, ein Bein ist viel für ein schönes, tugendhaftes und zärtliches Weib, doch nicht zuviel, wenn man am Ende nicht beim Tausch betrogen wird. Adam mußte den Besitz seiner Gemahlin mit einer Rippe im Leibe bezahlen; auch andern Männern kostete wohl ihre Schöne eine Rippe, andern sogar den Kopf.“

„Bei dem allen erlauben Sie mir ganz bescheiden bei meiner alten Meinung zu bleiben. Freilich, für den Augenblick haben Sie recht. Sie wohnen jetzt im Paradiese des Ehefrühlings. Aber auch ich habe recht, nur mit dem Unterschiede, daß mein Recht sehr langsam reif wird, wie jede Wahrheit, die man sich lange weigert anzuerkennen.“

„Sir, geben Sie Acht! ich wette, nach zwei Jahren bereuen Sie, daß Sie sich das Bein über dem Knie abnehmen ließen. Sie werden finden, es hätte wohl unter dem Knie sein können. Nach drei Jahren werden Sie überzeugt sein, es wäre mit dem Verlust des Fußes genug gewesen. Nach vier Jahren werden Sie behaupten, schon die Aufopferung des großen Zehes, und nach fünf Jahren die Amputation des kleinen Zehes sei zu stark. Nach sechs Jahren werden Sie mit mir eingestehen, es wäre am Beschneiden der Nägel genug gewesen.“

„Alles das sage ich, unbeschadet den Verdiensten Ihrer reizenden Gemahlin. Die Damen können ihre Schönheiten und Tugenden unveränderter bewahren, als die Männer ihre Urtheile. In meiner Jugend hätte ich alle Tage für die Geliebte das Leben, in meinem Leben aber kein Bein hingegeben; jenes würde mich nie, dies zeitlebens gereut haben. Denn hätte ichs gethan, ich würde noch heute sagen:

Thevenet, du warst ein Narr! Womit ich die Ehre habe zu sein, Sir, Ihr gehorsamster Diener

G. Thevenet.

Im Jahr 1793, während der revolutionären Schreckenszeit, flüchtete Herr Thevenet, den ein jüngerer Wundarzt in Verdacht der Aristokratie gebracht hatte, nach London, um sein Leben vor dem Messer der alles gleich machenden Guillotine zu retten.

Aus langer Weile, oder um Bekanntschaften anzuspinnen, fragte er dem Sir Charles Temple nach.

Man wies ihm dessen Pallast. Er ließ sich melden, und ward angenommen. In einem Lehnsessel, beim schaumenden Porter, am Kamin, umringt von zwanzig Zeitungen, saß ein dicker Herr; er konnte kaum aufstehen, so schwerfällig war er.

„Ei, willkommen, Herr Thevenet!“ rief der

dicke Herr, der wirklich kein anderer, als Sir Temple war: „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich sitzen bleibe, aber der vermaledeite Stelzfuß hindert mich an allem. — Freund, Sie kommen vermuthlich, um nachzusehen, ob Ihr Rath reif geworden sei?“

„Ich komme als Flüchtling, und suche Schutz bei Ihnen.“

„Sie müssen bei mir wohnen; denn wahrhaftig, Sie sind ein weiser Mann. Sie müssen mich trösten. Wahrhaftig, Thevenet, heute wäre ich vielleicht Admiral der blauen Flagge, hätte mich nicht das gottlose Stelzbein für den Dienst meines Vaterlandes untauglich gemacht. Da lese ich nun Zeitungen, und fluche mich braun und blau, daß ich nirgends dabei sein kann. Kommen Sie, trösten Sie mich!“

„Ihre Frau Gemahlin wird Sie besser zu trösten wissen, als ich.“

„Nichts davon. Ihr Stelzfuß hinderte sie am Tanzen, darum ergab sie sich den Karten

und der Medisance. Es ist kein Auskommen mit ihr. Uebrigens ein braves Weib.“

„Wie, so hätte ich doch damals recht gehabt?“

„O vollkommen, lieber Thevenet! aber schweigen wir davon. Ich habe einen dummen Streich gemacht. Hätte ich mein Bein wieder, ich gäbe jetzt nicht den Abschnizzel eines Nagels davon! Unter uns gesagt: Ich war ein Narr! — aber behalten Sie diese Wahrheit für sich.

# Literarische Nachrichten.

Im Verlage des Endesunterzeichneten erscheinen folgende Journale und Zeitschriften, welche man in allen deutschen Buchhandlungen und Postämtern bestellen und erhalten kann:

## Miszellen
für die
## Neueste Weltkunde.

Herausgegeben
von
**Heinrich Zschokke.**

Fünfter Jahrgang 1811.

Der Plan dieser geschätzten Zeitschrift ist allgemein bekannt; Geschichte, Statistik, Volkskultur, Politik, Reisen, Erfindungen, Künste, Handel, und was der Zeitmoment überhaupt Wichtiges darbietet, wird darin aufgenommen, so daß diese Zeitschrift unstreitig zu den vorzüglichsten gehört, die für jeden gebildeten Leser Interesse hat.

# Wochenschrift
für
# Menschenbildung
von
Heinrich Pestalozzi
und
seinen Freunden.

---

Erster bis vierter Band.

---

Man kann diese Wochenschrift als ein Archiv alles dessen betrachten, was bisher über die Lehrmethode unsers würdigen Pestalozzi von ihm selbst und seinen Freunden geschrieben worden und erschienen ist; sie enthält also das Wichtigste über diesen Gegenstand, und verdient die besondere Aufmerksamkeit aller derjenigen, die sich für den glücklichen Fortgang der Pestalozzischen Methode interessiren.

---

# Landwirthschaftliche
# Blätter von Hofwyl.
Herausgegeben
von
Emanuel Fellenberg.

---

Drittes Heft mit zwölf Kupfern.

---

Dieses dritte Heft ist besonders durch die Beschreibung und Abbildungen der neuen Ackergeräthe wichtig.

Die beiden ersten Hefte sind ebenfalls noch vorräthig, und durch alle Buchhandlungen zu haben.

---

## Stunden der Andacht
### zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Dritter Jahrgang 1811.

Man denke sich darunter kein alltägliches Gebetbuch, sondern Andachten für Geist und Herz gebildeter und gefühlvoller Menschen geschrieben. Der erste Jahrgang hat sich vergriffen, und wird neu aufgelegt; das ist ein sprechender Beweis von dem allgemeinen Beifall, den diese Andachtsstunden in den höhern wie in den niedern Ständen gefunden haben. Jeden Sonntag erscheint ein Stück davon, und in allen Buchhandlungen kann man Bestellungen darauf machen.

H. R. Sauerländer,
Buchhändler und Buchdrucker in Aarau

---

**Clio's Blumenkörbchen, von August von Kotzebue. Nro. 1. Darmstadt bei C. W. Leske.**

Von diesem hat der Verleger eine wohlfeile Ausgabe auf Druckpapier, ohne Kupfer, veranstaltet, welche in allen Buchhandlungen zu 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr. zu haben ist.

---

**Die Blumen und die Familie Volnis.** Zwei Novellen von der Frau von Genlis, bearbeitet von Theodor Hell. Leipzig bei Hinrichs. 1 Rthlr.

Diese beiden Novellen gehören zu den vorzüglich gelungenen Geistesprodukten dieser phantasiereichen Schriftstellerin, und zeichnen sich durch glückliche Erfindung, anziehende Situationen, interessante Karaktere, natürliche Darstellung, Empfindungen, und durch die gefälligste Manier des Vortrags, der unter den Händen eines Theodor Hell vielleicht noch gewonnen hat, auf das vortheilhafteste aus. Man sieht, daß die Verfasserin die Welt und die Menschen wohl ins Auge gefaßt, von beiden die fruchtbarsten Ansichten zu geben und sowohl zu belehren als zu vergnügen weiß. Daher gewähren ihre Produkte stets dem Geist und dem Herzen gleiche Nahrung, und besonders gebildete Frauenzimmer werden sie mit gleichem Nutzen als Interesse lesen.

---

Im Industrie-Comptoir in Leipzig ist erschienen:

**Das Ganze der Nelkenzucht, oder System der Nelke nach der Natur aufgestellt von C. A. L. v. Behr, und F. Münzel, Prediger zu Nermsdorf, und andern Mitarbeitern. Nebst Abbildung des Gartens zu Häuslingen und 24 von Robert nach der Natur gemalten Nelkenblättern und Tabellen. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.**

Nur dann, wenn sich eine ganze Gesellschaft zu einem Zweck vereinigt, ist etwas Vollkommenes und Ganzes zu erwarten; und dieses ist der Fall bei diesem Werk. Es ist das Resultat langer Erfahrungen von vielen Liebhabern, und bedarf daher weiter keiner Empfehlung.

---

# Die Pomeranzenschalen und die Melonenschalen.

---

Eine moralische Erzählung

von

August von Kotzebue.

Vor einem Posthause in den Pontinischen Sümpfen stand ein Knabe mit Lumpen bedeckt. Die schwarzen Augen schimmerten düster unter den langen Wimpern hervor, und das schwarze struppigte Haar umflatterte sein blasses Gesicht. Er war aus Velletri gebürtig, Enrico sein Name, ein Waise von wackern, verarmten Eltern, die ihm nichts hinterliessen, als ihre Ehrlichkeit und den guten Willen zu arbeiten, wenn man ihm nur Arbeit geben wollte. Aber in seiner Vaterstadt, die keinen andern Reichthum besitzt, als den Stolz, der Geburtsort des Herrn der Welt, des Kaiser Augustus, gewesen zu sein, konnte Niemand den noch schwachen Knaben brauchen. Betteln mochte er nicht, und überall, wo er seine Dienste anbot, wurde ihm durch ein mitleidiges Achselzucken und die trockene Ermahnung geantwortet: Gehe mit Gott! Diese Worte prägten sich nach und nach tief in sein kindliches Gemüth. Es muß doch wohl ein guter Rath sein, meinte er, den so viele gute Menschen mir ertheilen; und so faßte er endlich den Entschluß,

mit Gott zu gehen. Wohin? das wußte er selbst nicht recht. Nach Neapel hielt er für das Beßte, denn er hatte gehört, daß dort viele tausend Faullenzer lebten, und so dachte er, es würde ja auch wohl ein fleissiger Knabe sein Brod finden.

An dem Tage, wo er diesen kühnen Vorsatz wirklich ausführte, war er gerade in einem Kloster wohl gesättigt worden, und fühlte sich stark genug die Wanderschaft anzutreten. Es ging ihm aber mit seinen Kräften, wie es andern Kindern mit ihrem Sparpfenning zu gehen pflegt, sie halten den Schatz für unerschöpflich. Erst wenige Meilen hatte Enrico zurückgelegt, als er schon ermattet niedersank.

„Ich bin mit Gott gegangen", sagte er weinend: „warum kann ich denn nicht weiter?"

Es war in der Nähe eines Dorfes. Eine junge Bäurin, die ein Gefäß mit Milch auf ihrem Kopf trug, hatte seinen Stoßseufzer vernommen, und als er das gesenkte Haupt emporhub, weil er ein kleines Geräusch in seiner Nähe hörte, so schwebte der Milchtopf vor seinen Lippen, und ein paar freundliche Augen begegneten den seinigen. Das schien dem Knaben ein Wunder,

und, so hübsch auch das Mädchen war, so konnte er sie doch nicht ansehen, ohne an den Raben des Elias zu denken. Nachdem er sich satt getrunken und nun seinen Dank stammeln wollte, schwebte das Mädchen, ohne das abzuwarten, leichtfüßig vorüber. Das nannte Enrico „verschwinden", und war sehr geneigt, einen verkappten Engel in der gutmüthigen Dirne zu vermuthen.

Gestärkt an Kräften und Vertrauen setzte er seinen Weg fort, trällerte, betete und blieb wohlgemuth, bis der Hunger sich wieder einfand. Da hub er an, erst leise, und als der Hunger heftiger wurde, immer lauter den lieben Gott zu erinnern, daß er mit ihm gehe, und von ihm, als seinem Reisegefährten, Hilfe zu erwarten berechtigt sei. Es währte auch nicht lange, so begegnete ihm ein Eseltreiber, der sein Maulthier mit Kastanien beladen hatte. Er glich einem Raben weit mehr, als jenes hübsche Bauermädchen. Enrico setzte sich ohne Bedenken noch einmal an die Stelle des Propheten Elias, und erwartete sehr zuversichtlich die Einladung zum Gastmahl. Allein der Mann zog vorüber, ohne den kleinen hungrigen Pilger eines Blickes zu würdigen. Enrico schlich trübselig weiter,

und stand schon im Begriff, gegen seinen erhabenen Reisegefährten zu murren, als er plötzlich gewahr wurde, daß die ganze Straße mit Kastanien gleichsam besäet war.

Sonder Zweifel hatte, dem Eseltreiber unbewußt, einer der Säcke ein Loch bekommen, und verzettelte nun bei jedem Tritte des Maulthieres einen Theil des ihm anvertrauten Schatzes. Diese Auslegung verwarf Enrico mit einer Art von geistlichem Stolze, weil sie ihm zu natürlich war. Wenn schon die Milch, die ihm gleichsam in den Mund quoll, ein halbes Wunder genannt werden konnte, so war eine Landstraße mit Kastanien gepflastert, doch offenbar ein ganzes. Er sammelte seine Taschen voll, trug einige dürre Reiser zusammen, briet und verzehrte einen Theil der Beute, und behielt noch so viel übrig, daß in den nächsten paar Tagen der Hunger ihm nichts anhaben konnte.

Wir wollen auch nicht verschweigen, welche Menschlichkeit ihn beschlich, und jeden Zweifel an dem Wunder unterdrücken half. Wenn nämlich die Sache natürlich zuging, so mußte er, nach den Grundsätzen, die sein redlicher Vater ihm eingepflanzt, dem Eseltreiber zurufen, den unge-

treuen Sack ihm andeuten, das Verlohrne wieder auffsammeln helfen, und ruhig abwarten, ob der Eigenthümer ihm zur Vergeltung einige Kastanien mittheilen werde. War es aber ein Wunder, so konnte er dieser Pflicht sich überheben, und da ein Mensch in Noth jeden Vorwand gern ergreift, um die Mittel zu beschönigen, die auf fremde Kosten seiner Noth ein Ende machen können, so verscheuchte er jeden Zweifel an dem Wunder, durch welches, ihm zu Liebe, sein mächtiger Reisegefährte den Sack an einer unrechten Stelle geöffnet hatte, und sagte sehr laut, indem er munter vorwärts schritt: Ich gehe mit Gott.

Noch zuversichtlicher wiederholte er diese Worte, als er gar am andern Tage ein ganzes Nest voll Kibitz-Eier fand, da ihn ein schöner Schmetterling einige Schritte vom Wege lockte. Was schien gewisser, als daß ein Engel die Gestalt des Schmetterlings angenommen, um ihn zu dem Neste zu führen? — Selige, kindliche Täuschung! warum ist nicht jedem Herzen die Kraft oder Ohnmacht verliehen, sich dir zu öffnen? Der Glaube an Wunder erzeugt in der That ein Wunder, indem er ein Vertrauen erweckt, welches allen

Stürmen des Lebens trotzt, und oft am sichersten das Schifflein, zum Erstaunen der Zuschauer, in den Hafen geleitet.

Mit diesem Vertrauen hatte Enrico nun das letzte Posthaus in den Pontinischen Sümpfen erreicht. Der Kastanienvorrath ging zu Ende. Der Weg nach Terracina war noch weit. Der Posthalter und seine ganze Familie wankten wie Gespenster umher, denn sie schleppten sich mit jenem Fieber, welches von der bösen Sumpfluft erzeugt wird. Durch Krankheit und Mangel waren sie grämlich und hartherzig geworden. Kaum fand Enrico ein Obdach gegen die giftigen Nebel.

In einem Winkel des Stalles lag er, und besprach sich leise mit seinem erhabenen Reisegefährten, ihn freundlich erinnernd, daß ein neues Wunder eben nicht überflüssig sein werde. Da vernahm er plötzlich das rasche Rollen eines Reisewagens, schlich aus seinem Winkel hervor, und erblickte eine niedliche Kalesche mit sechs Postpferden bespannt, die vor dem Posthause hielt.

Ein schlanker Jüngling verließ den Wagen, und hob ein allerliebstes kleines Mädchen heraus, das ungefähr in gleichem Alter mit Enrico zu

sein schien. Während die Pferde gewechselt wurden, setzten sich beide auf eine Bank, stellten ein Körbchen mit süssen Pomeranzen zwischen sich, schälten sie, schnitten sie in Scheiben, bestreuten sie reichlich mit Zucker, und erquickten sich an ihrem Safte.

Dem armen Enrico lief der Mund voll Wasser. Er theilte seine ganze Aufmerksamkeit zwischen den Orangen und dem hübschen Mädchen. Glücklicherweise konnte er beide Gegenstände unter einem Gesichtspunkte vereinigen; denn die niedlichen Finger des Mädchens schälten die Pomeranze und schoben sie auch in den Mund. Auf diesem schönen Munde verweilten seine Blicke am liebsten und längsten, und es regte sich zum ersten Male in ihm eine unschuldige Lüsternheit, die weniger der Frucht, als den Lippen galt, welche den Saft von jener so zierlich in sich sog.

Unwillkührlich hatte er dem schmausenden Paare sich so nahe geschoben, daß er die Härchen zählen konnte, welche der säuselnde Wind von des Mädchens Locken spielend ablösete. Mit der Dreistigkeit der Unschuld, die bisweilen der Einfalt gleicht, stand er da; die schwarzen Augen waren weit geöffnet, und die zum Lächeln ver-

zogenen Lippen zeigten die weißen Zähne. Da gewahrte ihn der Jüngling und grinste ihn an, und sagte zu dem Mädchen (es war seine Schwester): „Sieh einmal den dummen Jungen."

Das Mädchen strich die Locken ein wenig aus dem Gesicht und warf einen Blick auf den Knaben, der seine bleiche Wange röthete, wie ein Sonnenstrahl den Apfel.

„Ein armer Junge scheint er zu sein", lispelte das Mädchen: „dumm sieht er eben nicht aus."

Enrico verlohr kein Wort.

„Höre du!" rief der Jüngling mit dem Uebermuth des Reichen, indem der Orangesaft ihm aus dem Munde durch die Finger lief: „sage mir, bist du dumm?"

Enrico schwieg. Die Schwester sah den Bruder unwillig an. „Wie kannst du so hart sein?" murmelte sie.

„Hart? als ob der Bube gleich uns fühlte und dächte? Was uns beleidigen würde, ist dem Pöbel ein Scherz; und wenn ich ihm vollends ein paar Pfenninge biete, so wird er gern versichern, daß er der dümmste Esel auf Gottes Erdboden ist. Nicht wahr? Du! wirst du reden?"

Enrico schwieg.

Der junge Herr zog eine kleine Münze aus der Tasche. „Willst du Geld verdienen? Ich fordere nichts von dir, als ein Bekenntniß deiner Dummheit.“

Enrico schwieg, aber sein Mund hatte sich verschlossen, und sein Auge starrte finster nach dem Unverschämten, der die Armuth verspottete.

„Nun, wenn du kein Geld brauchst“, hub der Reisende wieder an: „so bist du klüger und reicher als ich.“ Mit diesen Worten schob er seine Münze wieder in die Tasche, und griff in das Körbchen nach einer Pomeranze. Dem Mädchen schien die Lust zu essen vergangen. Sie blickte einigemal verstohlen nach Enrico, Mitleid und Unmuth beschatteten ihre lieblichen Züge. Der Bruder streckte gemächlich die langen Füße von sich, schälte die Frucht, und warf die Schalen, ein Stück nach dem andern, dem Knaben ins Gesicht. „Mein Gott! Bruder!“ sagte die Kleine, mit Augen in welchen ein schöner Zorn glühte.

„Warum geht er nicht aus dem Wege?“ antwortete das kalte Menschengesicht, und fuhr fort sein übermüthiges Spiel zu treiben.

Enrico sammelte schweigend die Schalen

und steckte sie in ein Säckchen von Leinewand, das an einem Bindfaden über seine Schulter hing. Als der junge Herr das sah, lachte er laut auf. „Was willst du mit den Schalen machen?“ fragte er spöttisch. Enrico dachte an seinen redlichen Vater, und das gab ihm den Muth zu sprechen.

„Mein Vater“, stammelte er: „hatte mich gelehrt, man müsse nichts verachten, denn es sei nichts so klein und schlecht, daß es nicht zu Etwas nützen könne.“

„Hörst du?“ sagte das Mädchen: „er ist nicht dumm!“

Mit widrigem Gelächter bemerkte der Bruder sehr witzig: wer Schalen sammele, werde nie bis zum Kern gelangen, und er wolle dem Buben rathen ein Philosoph zu werden, das wären Leute die an Schalen nagen. Dieser Spott ging verloren, denn Enrico verstand ihn nicht, und hörte auch nicht einmal was der Zierbengel sprach; seine ganze Seele war in seinen Augen, und seine Augen hingen an dem Mädchen, das mit freundlichem Mitleid ihn betrachtete, und endlich dem Gefühl sogar Worte lieh: „Du bist wohl sehr arm?“ fragte sie fast schüchtern, als fürchte sie, durch diese Frage wehe zu thun.

Enrico schwieg, aber es drängten sich zwei Thränen aus seinen Augen.

„Bist du hier zu Hause?“ — Er schüttelte den Kopf.

„Kommst du weit her?“ — Von Velletri.

„Ganz allein?“ — O nein! mit Gott.

„Siehst du“, sagte spöttelnd der Bruder zu der Schwester: „wir haben von Velletri aus bewaffnete Begleitung mitnehmen müssen; deren hat er freilich nicht bedurft, er ist mit Gott gegangen.“ — — Ja, mit Gott! wiederholte der Knabe andächtig. — „Und bist nicht beraubt worden?“ witzelte der junge Herr. — Nein, erwiederte Enrico ganz ehrlich, ohne den Spott zu fühlen. — — „Ich glaube dir aufs Wort“, rief jener mit wieherndem Gelächter. Aber die Kleine hüpfte zu dem Wagen, holte ihren Arbeitsbeutel, zog einen Piaster heraus, und reichte ihn dem Knaben, der seine Hand nur langsam darnach ausstreckte, und sich sehr hütete, die Finger seiner Wohlthäterin zu berühren, denn sie war ja doch offenbar ein Engel. Er dankte auch nur durch einen Blick gen Himmel, und meinte sie werde den wohl verstehen.

„Man sieht es, Annunziata“, rief der

Bruder mürrisch: „daß du eben aus dem Kloster kommst. So viel Geld an Bettelbuben zu verschwenden, haben die Nonnen dich gelehrt.“

„Ich habe nicht gebettelt“, unterbrach Enrico ihn schnell.

„Nein, das hast du nicht“, sagte das Mädchen: „freiwillig gab ich dir, was dein Vertrauen auf Gott verdient.“

Ein Peitschenknall des Postillions machte dieser Szene ein Ende. Das holde Kind, in den Wagen steigend, schaute noch einmal zurück, und verdoppelte den Werth seines Geschenkes durch einen freundlichen Gruß. Ihr Bruder warf die letzten Pomeranzenschalen dem Knaben vor die Füße, sprang ihr nach, schrie fahr zu! und fort rollte der Wagen.

So lange Enrico ihn sehen konnte, stand er wie eingewurzelt, und als er nur noch in der Ferne den Staub gewahrte, schien ihm dieser eine Wolke, in der sein Engel schwelte. Annunziata wurde ihm der Name einer Heiligen. Jeder ihrer Züge hatte sich tief in sein Herz, jedes ihrer Worte in sein Gedächtniß gegraben, und nichts war ihm verdrießlicher, als daß er die Gestalt des hämischen Bruders nicht

davon trennen konnte. Gern hätte er den Piaster als eine Reliquie verwahrt, allein die Noth zwang ihn, das große Silberstück zu verwechseln. Der kleinen Münze bekam er so viel, daß er meinte in Neapel noch manche Woche davon zu zehren. In dieser Ueberzeugung that er sich gütlich, und kam, nicht blos gestärkt, sondern auch vertrauensvoller als jemals nach Terracina. Der Weg dahin schien ihm so kurz, denn das holde Bild seines Engels schwebte vor ihm her. Es war ihm immer als müsse er die Arme ausbreiten, um es zu erhaschen, und so verdoppelte er, ihm selber unbewußt, die Schritte.

In Terracina ruhte er gemächlich, denn sein Schatz erlaubte es ja, und das Ufer des mittelländischen Meers, an dem er zum ersten Male stand, fesselte ihn durch seine bunten Muscheln. Erst nach drei Tagen machte er die Bemerkung, daß die Quelle bald verrinnen werde, die er für unerschöpflich hielt. Fast erschrak er, als der kleine Ueberrest von Münze in seiner Tasche nicht mehr volltönend klappern wollte; allein der Trost: ich gehe mit Gott, und sein Engel ist vor mir her geflogen! richtete ihn wieder auf.

So wanderte er munter am Seegestade hin, und erreichte Molo di Gaeta, als eben der letzte Heller für kleine gedörrte Fische aufgegangen war. Nun sah er sich wieder mit andächtigen Blicken nach seinem Reisegefährten um; doch der ließ ihn einen ganzen Tag hungrig am Markte stehen, und eine ganze Nacht hungrig und schlaflos auf einer Kirchentreppe liegen.

Mit steifen Gliedern erhob er sich am andern Morgen, und griff in sein Säckchen von Leinwand, um zu suchen, ob nicht eine Brodrinde sich noch irgendwo versteckt habe. Die fand er nicht, wohl aber die Pomeranzenschalen. Auch gut, dachte er, es ist doch alles zu gebrauchen, wer's nur zu gebrauchen versteht. Er erinnerte sich, daß seine Mutter bisweilen aus solchen Schalen ein wohlriechendes Oel gepreßt, und eben da er sich dessen erinnerte, öffnete ein Distillateur seine Bude.

Sogleich trat Enrico dreist hinzu, denn er war ja kein Bettler, sondern bot sein wohlerworbenes Eigenthum dem Fremden zum Verkauf an. Der Distillateur, er hieß Villani, war ein kleiner, runder Mann, mit einem rothen, wohlgenährten Antliz, aus dem ein paar lustige Augen blitzten.

„Was soll ich damit thun?“ fragte er lachend.

„Ei, ich meine, der Herr ist so ein Mann, der wohlriechende Sachen verkauft.“

„Freilich.“

„Nun so kann er ja das Oel aus diesen Schalen pressen.“

„Das gäbe ja kaum einige Tropfen?“

„Einige Tropfen sind auch nicht zu verachten.“

„Sehr wohl, aber die Hand voll ist ja kaum einen Bajocco werth?“

„Ein Bajocco ist auch nicht zu verachten, besonders wenn man keinen hat, so wie ich, und doch hungert, so wie ich.“

Des Knaben Naivität gefiel dem Manne wohl. Er brauchte gerade einen Lehrburschen, und, nachdem er erfahren, daß Enrico von ehrlichen, frommen Eltern sei, auch sonst aus dessen Antworten ein frommes, ehrliches Gemüth erkannte, so that er ihm den Vorschlag, seine Kunst zu lernen.

Mit großen Freuden nahm Enrico das Anerbieten an, sprang sogleich in die Bude, warf sein Säckchen ab, war in der ersten Minute wie zu Hause, und griff alles flink an.

Der runde Villani hatte seine Freude an

dem muntern Burschen, aber Signora Villani, seine karge, gelbe Gattin, stimmte keineswegs ihm bei. Sie führte das Regiment mit eisernem Zepter. Ihre spitzige Nase roch alles schon in großer Ferne, und wo sie ihre Zunge ausstreckte, da blieben die guten Namen kleben, wie die Ameisen an der Zunge eines Ameisenbären. Man pflegte ihr Schuld zu geben, sie liebte nichts auf der Welt, allein das war Verläumdung, denn sie liebte das Geld über alle maßen, und wußte einen Bajocco so lange umzukehren, bis ein Piaster daraus wurde. Da ihr Mann im Gegentheil Vergnügen daran fand, die Piaster in Bajocchi zu verwandeln, so gab diese Verschiedenheit des Geschmacks bisweilen Veranlassung zu traulichen Gesprächen, die alle Nachbarn herbei zogen, und gewöhnlich mit Liebkosungen endeten, welche die Farben des Regenbogens auf mehrere Wochen dem Vollmondsgesicht des Gatten oder den karg überzogenen Knochen der Gattin aufdrückten. Denn wenn ihr sanftes Joch bisweilen unleidlich wurde, so empörten sich die Unterthanen, griffen zu den Waffen, und beschränkten für einige Zeit die despotische Regierungsform.

Solche bedenkliche Empörungen ereigneten sich aber selten; und als Enrico das Haus betrat, war die Herrschaft der Signora Villani schon seit Jahr und Tag unerschütterlich. Sein Erscheinen erregte einen furchtbaren Sturm. Die Nothwendigkeit, einen Lehrburschen anzunehmen, hatte sie zwar schon öfter eingestanden, aber es sollte ein honnettes Nachbarskind sein, das von seinen Eltern mit Kleidung und Wäsche gehörig ausgestattet würde, und, im väterlichen Hause wohl genährt, nicht gleich über alle ihre Töpfe herstürzte. Am liebsten hätte sie von Vaucanson sich einen Automaten verfertigen lassen, den man, nach verrichteter Arbeit, in einen Winkel stellen, und allenfalls noch für Geld zeigen könnte. Statt dessen erschien nun eine Art von Bettelbuben, der blos durch seine Verdauungskraft mit der berühmten Vaucanson'schen Ente einige Aehnlichkeit hatte, und nichts weiter mitbrachte, als — eine Hand voll Pomeranzenschalen. Der sollte nun gekleidet und gefüttert, die Blöße bedeckt, der Hunger gestillt werden: eine Zumuthung, welche den Geduldsfaden der Signora Villani augenblicklich zerriß. Eine heftige Debatte entstand, während welcher der

arme Enrico hinter einem getrockneten Lavendelhaufen saß, und die Entscheidung seines Schicksals mit klopfendem Herzen erwartete.

Der gutmüthige Distillateur behauptete, der liebe Gott selber habe ihm den Burschen zugewiesen, und blieb standhaft bei dieser Behauptung, trotz der zärtlichsten Gegenversicherungen seiner Frau, daß der liebe Gott weder von dem Burschen noch von ihm selber die mindeste Notiz nehme. Die Waffen mußten endlich entscheiden, und da bekanntlich nichts leichter den Frieden bewirkt, als eine verlohrne Schlacht, so wurde auch Signora Villani plötzlich anderer Meinung, nachdem die runden Fäuste ihres Gatten einen Waffenstillstand herbei geführt hatten. Da aber ein erzwungener Friede so schlecht als möglich gehalten wird, so durfte Enrico natürlich keine goldenen Tage erwarten. Fleiß und Treue, von seinem Herrn freundlich erkannt, vermochten der Gebieterin kein Wohlgefallen zu entlocken. Was er leistete, blieb Schuldigkeit; was sie dagegen gab, Gnade. Wenn er nicht so lange hungern konnte, als ein Raubvogel, oder wenn seine Kleider nicht so lange hielten, als die der Kinder Israel in der Wüste, so mußte er an

jedem Sonntage eine Predigt über die Genügsamkeit, und als Zugabe, die Liste aller Wohlthaten hören, die er seit dem Eintritt in das Haus empfangen, wobei er jedesmal Gelegenheit hatte, das treue Gedächtniß seiner Wohlthäterin zu bewundern, denn nie fehlte auch nur eine Stecknadel in dieser Liste.

Mit schweigender Ergebung trug Enrico Alles, und verzieh in seinem Herzen Alles. Nur Eines konnte er ihr nicht verzeihen; sie hieß nämlich auch Annunziata, und das schien ihm eine Verspottung aller Heiligen. Vier Jahre hatte er bereits in dieser beklemmten Lage geschmachtet, als sein guter Herr plötzlich starb. Enrico beweinte dessen Tod mit heissen Thränen, und warf einen düstern Blick in seine Zukunft; denn was konnte er anders erwarten, als daß die karge Witwe, die ihres Mannes Gewerbe nicht einmal fortsetzen wollte, ihn plötzlich ersuchen werde, ihr Haus zu verlassen? — Aber zu seinem nicht geringen Erstaunen schien der Tod des Signor Villani das Gemüth der Signora gänzlich verwandelt zu haben. Sie suchte eine Freundlichkeit hervor, die ihr so wohl anstand, als ein vom Trödel gekauftes Kleid. Sie schloß

die Bude zu, und sprach doch nicht ein Wort von Trennung, vielmehr sorgte sie jetzt, mütterlich, wie es ihm vorkam, für alle seine Bedürfnisse, und bewirthete ihn sogar mit Leckerbissen.

Diese Verwandelung war blos die Folge einer ganz einfachen Bemerkung, die seit einiger Zeit sich ihr aufgedrungen hatte; daß nämlich Enrico, der Bettelbube, ein schöner, stattlicher Jüngling geworden, und daß sie kaum vierzig Jahre zählte. Sie schien sogar nicht abgeneigt, von dieser Zahl noch ein ganzes Viertel zu vergessen, oder vielmehr ihm abzutreten; wodurch eine gewisse Gleichheit des Alters entsprang, welche zu süßen Gefühlen berechtigte. Sie versäumte nichts, um diese Gefühle auch in Enrico zu erwecken. Sie schenkte ihm das Bräutigamskleid des Verstorbenen, und ließ die Veranlassung nicht entschlüpfen, die zärtlichen Empfindungen eines Brautpaares zu schildern.

Dann mußte er im verschlossenen Kämmerlein ihr die Piaster zählen helfen, mit welchen ihre löbliche Sparsamkeit manchen Sack gefüllt hatte. Mit besonderer Wehmuth erkannte Enrico unter diesen Säcken auch den, den er mit ins Haus

gebracht, der aber nun, nicht von Pomeranzen-schalen, sondern von eitel Silber strotzte.

Die junge Witwe erinnerte ihn mit zarter Schonung an das, was er gewesen, als dieser Sack um seine Schultern hing, was er nun sei, und vor allen Dingen, was er werden könne. Allein der Unempfindliche erklärte freimüthig, daß es für ihn nur Eine Annunziata auf der Welt gebe, und daß er eher diesen ausgeleerten Sack wieder auf den Rücken nehmen und wandern, als das werden wolle, wozu die Güte der Frau Prinzipalin ihn bestimmte.

Da schüttelte plötzlich ein Sturm die tauben Blüthen ab, die ein warmer Herbst hervorgelockt hatte. Die grünen Augen schossen flammende Blitze, und die bebende Zunge, sonst eine treue Sklavin ihres Zorns, versagte ihr zum ersten Male den Dienst. Mit einem hämischen Lächeln ergriff sie den kleinen, zuvor sorgfältig noch einmal umgewendeten Sack, füllte ihn mit kleinen, unreifen Pomeranzen, die seit geraumer Zeit in einem bestaubten Winkel lagen, und reichte ihn dem erschrockenen Enrico mit den Worten:

„Da, junger Herr. Jetzt packe er sich fort, und preise er meine Wohlthätigkeit. Pome-

ranzenschalen hat er mitgebracht, ich gebe ihm dafür ganze Pomeranzen; er kann sich Bischoff davon machen wo es ihm beliebt, und auf meine Gesundheit trinken."

Während dieser Rede erholte sich Enrico von der ersten Bestürzung, nahm den Sack, dankte für alles Gute, das er im Hause genossen und nicht genossen, und verließ das Haus eben so arm als er gekommen war. „Ich gehe mit Gott", sagte er sehr gelassen: „Gott, der mich von Velletri durch die Pontinischen Sümpfe geführt, der meinen Weg mit Kastanien bestreut und einen Engel vor mir her gesendet hat, wird auch ferner helfen."

Mit diesem Ruhe gebenden Vertrauen betrat er das nächste Haus, in dem ein ehrlicher alter Drechsler wohnte, bei dem er manchen Sonntag zugebracht und zum Zeitvertreib in dessen Kunst gepfuscht hatte. Der alte Mann hatte ihn lieb gewonnen, und betrübte sich über sein Schicksal, um so mehr, da er nicht helfen konnte, denn er war selber arm.

„Bin ich denn so ganz arm?" meinte Enrico: „habe ich denn nicht diesen Sack mit

unreifen Pomeranzen? Es ist nichts so klein, daß man es nicht nutzen könnte."

Der Alte lächelte mitleidig, und schüttelte den Kopf. Aber Enrico wußte, daß die Pomeranzen schon Jahre lang bei seinem Herrn gelegen und vergessen worden, und daß in solchen Fällen diese Frucht so hart zu werden pflegt, daß sie ohne Mühe sich drechseln läßt. Er wußte ferner, daß man hie und da in Italien Rosenkränze daraus verfertigt. Seine Frau Prinzipalin besaß selbst einen solchen, den ihre knöchernen Finger mit großem Wohlgefallen abbeteten. Flugs setzte er sich an die Drechselbank, drechselte munter seine Pomeranzen zu schönen, glatten Kügelchen, reihte sie auf eine Schnur, brachte solcher Rosenkränze wohl ein Dutzend zu Stande, und stellte sich damit auf eine Kirchentreppe, den frommen Seelen sein Kunstwerk feilbietend.

Viele gingen vorüber und achteten dessen nicht, denn es waren Männer. Als aber die Weiber und Mädchen zur Messe trippelten, und der schöne Jüngling mit bittender Geberde seine Rosenkränze ihnen darbot, da wurde er in wenigen Stunden sie alle los, und Jede gab ungeweigert was er forderte.

Mit einem kleinen Schatz in der Tasche kehrte er zu dem ehrlichen Drechsler zurück, der ihm gern in Feierstunden den Gebrauch seines Handwerkszeuges überließ. Enrico kaufte nun einen ganzen Scheffel unreifer Pomeranzen, und konnte kaum so viel Rosenkränze machen, als deren verlangt wurden. Denn die launenhafte Mode mischte sich ins Spiel. Jedermann wollte von dem hübschen Jüngling kaufen, und ein Gebet schien kräftiger, wenn seine Pomeranzenkügelchen dabei durch die Finger rollten. Lange konnte diese Nahrungsquelle freilich nicht sprudeln, denn die Stadt ist klein, und alle hübsche Weiber und Mädchen waren bald mit Enrico's Rosenkränzen versorgt. Aber ein Kapitälchen erwarb sein Handel ihm doch, und mit einer Art von Stolz, mehr noch mit freudiger Rührung, daß Gott sein Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen, hielt er seinem Freunde, dem Drechsler, einen wohlgefüllten Beutel vor die Augen, sprechend:

„Sieh da! all das Geld haben einige weggeworfene Pomeranzenschalen mir eingetragen. Aber wie wende ich es nun am vortheilhaftesten an?"

„Ihr seid ein guter Kaufmann", meinte der

Alte: „beginnt einen Handel mit irgend einer Waare.“

„Ja, wenn ich etwas gelernt hätte! ich verstehe mich auf keine Waare.“

„Doch wohl auf unsere edlen Südfrüchte? die habt Ihr ja bei meinem verstorbenen Nachbar hinlänglich kennen und würdigen lernen.“

„Recht“, sagte Enrico: „ich will es mit Gott versuchen. Es kann doch nichts dabei verloren gehen, als dieser Beutel voll Piaster; und geschieht das, so nehme ich mein leeres Säckchen und wandere nach Neapel.“

Aber es geschah nicht. Er pachtete einen Orangen-Garten um geringen Preis. Es war derselbe, von dem die Sage geht, er sei Cicero's Eigenthum gewesen. Von der vormaligen Herrlichkeit hatte er nichts mehr aufzuweisen, als ein verfallenes Bad und eine köstliche Aussicht auf das Meer. Hingegen trugen viele hundert starke gesunde Bäume schöne reichliche Früchte. Der sparsame Enrico legte einen Piaster zum andern. Nach einigen Jahren konnte er schon drei Garten miethen, und wieder nach einigen Jahren fast alle Garten im Stadtbezirk. Nur Signora Villani wollte ihm den ihrigen durch-

aus nicht verpachten, obgleich er aus dankbarer Erinnerung an den ehrlichen Dickkopf, ihren geplagten Gatten, und an die frohen Stunden, die er noch als Knabe in diesem Garten genossen, weit mehr dafür bot, als er jemals ertragen konnte.

Man zählte ihn jetzt zu den Honoratioren der Stadt, denn er war ein wohlhabender junger Mann; das rühmten die Väter und berechneten die Mütter, während die Töchter bemerkten, daß er auch ein schöner junger Mann sei. In jedem Hause war er wohl gelitten, und mancher Schleier lüftete sich auf den Straßen, um einem freundlichen Blick den Durchgang zu verstatten. Da aber in keinem Hause und unter keinem Schleier das Auge der holden Annunziata ihm winkte, so blieb er kalt gegen alle Versuche, auch Myrthen in seine Orangen-Garten zu pflanzen.

Seine immer mehr und mehr sich ausbreitenden Geschäfte liessen ihm sogar wenig Zeit, das Bild seiner kleinen Wohlthäterin auf dem Altar seines Herzens immer mit frischen Blumen zu kränzen. Jeder Fuhrmann, jeder Schiffer, der edle Früchte lud, wollte nur mit Signor Enrico

handeln, denn seine Ordnung und Redlichkeit waren stadtkundig.

Einst that ein unternehmender Schiffer ihm den Vorschlag, eine Ladung Orangen nach Petersburg zu schicken, und zwar in einer Jahrszeit, wo sie dort selten sind. Freilich war Gefahr dabei, denn das Schiff konnte im finnischen Meerbusen zwischen Eisschollen gerathen und zertrümmert werden; aber Enrico entschloß sich selbst mitzufahren, und zwar in Begleitung seines alten, wohlbekannten Reisegefährten. Seine Zuversicht täuschte ihn auch diesmal nicht. Er landete in der Nähe der prachtvollen Hauptstadt des Norden, zu einer Zeit, wo in ganz Petersburg keine Orange aufzutreiben war, und der reiche, mächtige Fürst Potemkin eben in seinem Wintergarten dem Hofe eine prächtige fête geben wollte. Man weiß, daß dieser Fürst seine Launen gern um jeden Preis befriedigte, und es ihm nicht darauf ankam, einen Kurier hundert Meilen weit nach Moskau zu schicken, blos um einige Gurken zu holen.

Kaum vernahm er die Ankunft des Schiffes, als ihn die Lust anwandelte, alle Bäume seines Wintergartens mit Orangen zu behängen, und

sogleich kaufte er die ganze Ladung um einen hohen Preiß.

Jetzt schiffte Enrico als ein reicher Mann in sein Vaterland zurück. Für den großen, seine kühnsten Hoffnungen übersteigenden Gewinn hatte er russische Produkte eingetauscht, die er nach Neapel führte, und dort abermals mit ansehnlichem Vortheil umsetzte.

An dem Tage, an welchem er dieses glückliche Geschäft vollendet hatte, führte ihn sein Weg durch die Straße Toledo. Sein Herz, in stiller Freude, wünschte sich Gelegenheit eine Wohlthat zu erzeigen, darum haftete sein Auge besonders auf Armen, deren es damals in Neapel viele Tausende gab. Nicht lange so fesselte eine Gruppe von Lazzaroni's seine Blicke. Sie standen um den Tisch eines ihrer Mitbrüder, der Melonen schnittweise verkaufte. Diese Frucht ist in Neapel so gemein, daß nur die Armen sie geniessen, denen gewöhnlich auch ein Armer sie bei kleinen Stücken um einen sehr geringen Preis zuschneidet. Die Lazzaroni's verzehrten ihre Stücke mit großem Appetit, und warfen dann die wohlbenagten Schalen in den Koth.

Wie vom Blitz getroffen stand Enrico, als

er neben dieser Gruppe einen langen hagern Mann in Lumpen erblickte, der diese abgenagten Schalen aus dem Kothe wieder hervorsuchte, um sie gierig noch einmal zu benagen, und als er in diesem Unglücklichen alsobald den übermüthigen Jüngling erkannte, der in den Pontinischen Sümpfen ihn mit Pomeranzenschalen geworfen hatte. Großer Gott! murmelte er schaudernd, und ergriff den Elenden beim Arme, der aus den hohlen Augen ihn erschrocken anstarrte. „Sie scheinen sehr arm zu sein?“ fragte Enrico.

Der Mensch lächelte bitter, und antwortete: „das sehen Sie wohl.“

„Sie waren nicht immer in dieser traurigen Lage?“

„Was kümmert das Sie?“

„Vielleicht könnte ich helfen, Ihnen Beschäftigung anweisen.“

„Ich verstehe nicht zu arbeiten.“

„Haben Sie nicht eine Schwester?“

„O ja, wenn die wollte —“

„Wie? sie wäre im Stande Sie zu unterstützen, und wollte es nicht?“

„Eigensinn und Grillen, die der Armuth nicht geziemen. Ich vermuthe, Signor, daß Sie meine

Schwester irgendwo gesehen haben, und daß sie Ihnen gefallen hat, denn sie ist Gott straf mich ein schönes Mädchen! Aber geben Sie sich keine Mühe; es ist schon manchem so gegangen, und mehr als einer hat mir einen Beutel voll Gold geboten, wenn ich die albernen Ziereteien ihr aus dem Sinne reden könnte. Sie verstehen mich wohl."

Enrico fing an ihn zu verstehen, und schauderte.

„Nun, ich habe weiß Gott mein mögliches gethan", fuhr der Mensch mit offenen, frechen Augen fort: „es ist alles vergebens. Weder List noch Ueberredung können die spröde Dirne besiegen, und gegen Gewalt steht sie verzweifelt auf ihrer Hut. Ich habe nur einmal mit einem Duca einen solchen Versuch gewagt, und sie hat mich ohne Barmherzigkeit der Polizei überliefert. Ja, mein Herr, das hat meine eigene Schwester gethan, die recht gut weiß, daß ich hier stehe und Melonenschalen kaue."

Enrico's Gemüth war tief empört. Kaum konnte er es noch über sich gewinnen, das Gespräch fortzusetzen. Er bat den Bösewicht, ihn zu seiner Schwester zu führen, ihm nur die Thüre

von ihrer Wohnung zu zeigen, und dafür ein Stück Geld zu empfangen.

„Sehr gern", sagte der Mensch: „aber es wird nichts helfen."

Enrico würdigte ihn nicht, seinen Irrthum aufzuklären. Er folgte ihm durch ein enges Gäßchen bis auf den Boden eines Hauses, wo ihm die niedrige Thür einer dunkeln Kammer geöffnet wurde. Hier erblickte er seinen Engel, seine Annunziata, die neben dem Krankenbette ihrer Mutter saß und emsig arbeitete. Sie war in grobes braunes Tuch gekleidet, aber reinlich. Ihre Schönheit, jetzt in voller Blüthe, bedurfte keines Schmuckes. Von dem Platze, wo sie saß, schien ein sanftes Licht auszugehen und die dunkle Kammer zu erleuchten. Sie erschrak und wurde glühend roth, als sie einen jungen Mann in Begleitung ihres Bruders hereintreten sah. Allein Enrico, der den Ausbruch seiner Empfindungen mit Gewalt niederkämpfte, flößte durch sein bescheidenes Betragen ihr bald wieder Muth ein. Sie glaubte nun, er sei gekommen um Arbeit bei ihr zu bestellen. „Nein", sagte Enrico: „ich bin gekommen um meine alte Schuld abzutragen."

Das Mädchen stutzte und sah ihn befremdet an.

„Ehe ich mich erkläre“, fuhr er fort: „muß ich um Ihr Vertrauen bitten. Ich wünsche zu wissen, wer Sie sind? und wie Sie in diese traurige Lage gekommen? Ich bin ein ehrlicher Mann. Verheelen Sie mir nichts, und seien Sie der nahen Hilfe gewiß.“

Sein Führer murmelte unverständliche Worte. Das Mädchen warf einen niederschlagenden Blick auf ihre Mutter und sagte: „Ich kann Ihre Neubegier nicht befriedigen.“

„Aber ich kann es“, hub die Mutter an, und richtete sich mühsam auf: „ich allein trage die Schuld unsers jammervollen Zustandes. Ich war eine wohlhabende Witwe, hatte nur diese beiden Kinder, war blind für meinen Sohn und hart gegen meine Tochter, die jetzt meine Wohlthäterin ist.“

Mutter! rief Annunziata mit ausbrechenden Thränen, und wollte durch eine Umarmung ihr den Mund verschliessen. Aber die Kranke stieß sie sanft zurück. „Vergönne mir den einzigen Trost, mein Unrecht zu bekennen, und deine Tugend zu preisen. Ja, mein Herr, ich entfernte dieses Kind mehrere Jahre lang von mir, ließ

in einem Kloster es erziehen, und versorgte es kaum mit dem Nothwendigen, während dieser unwürdige Knabe alles verschwendete. Daß ich jetzt im Alter darben muß; daß dieses fromme Mädchen, allen Freuden des Lebens abgestorben, mit ihrer Hände Arbeit mich ernähren muß, ist das Werk dieses Bösewichts."

„Warum haben Sie mich verzogen?" sagte der Verstockte, und trommelte am Fenster.

„Ich verdiene diesen Vorwurf", schluchzte die Mutter: „aber aus deinem Munde ist er mir nur Höllenqual! O mein Herr! wenn eine wohlthätige Absicht Sie hieher führte, achten Sie nicht auf meine Unwürdigkeit und auf dieses Menschen Trotz, führen Sie Ihr edles Vorhaben aus um dieses frommen Mädchens willen, damit ich erfahre, daß einer reuigen Mutter Segen bei Gott noch etwas gilt!"

Sie hatte bei diesen Worten ihre entfleischte Hand auf der Tochter Haupt gelegt, und diese stand, mit den Armen über die Brust gekreuzt, in Andacht vor ihr, den Segen kindlich empfangend.

Enrico war tief bewegt. Er mußte sich sammeln um zu sprechen. „Sie kennen mich nicht

mehr?“ redete er das Mädchen an, welches befremdet horchte: „Ich verehre Sie als meine erste Wohlthäterin, und auch Ihr Bruder ist mein Wohlthäter.“

Sie meinte, er wolle spotten. Der Bruder wandte sich hastig um.

„Erinnern Sie sich noch eines armen Knaben, der vor einem Posthause in den Pontinischen Sümpfen stand, als Sie die Pferde wechselten?“

Eine hohe Röthe flog über des Mädchens Wangen, ein Blitz strahlte aus ihrem Auge.

„Erinnern Sie sich noch, daß Sie mir einen Piaster schenkten, und daß Ihr Bruder mich mit Orangenschalen warf?“

„O ja!“ rief sie freudig. Der Bruder wandte sich mürrisch um.

„Nun denn“, fuhr Enrico fort: „Ihr Piaster war mein Reisegeld, und die Orangenschalen haben mein Glück gemacht.“ Er erzählte seine Geschichte. Die Kranke bewunderte Gottes Vorsehung. Das Mädchen hing mit inniger Theilnahme an seinen Lippen. Der Bruder stand mit verschränkten Armen, den starren Blick an den Boden geheftet.

„Damals,“ sagte Enrico (den einzigen Vor-

wurf sich erlaubend): „damals glaubte ich freilich nicht, daß ich den Reisenden, der mir so übermüthig seine Schalen zuwarf, einst Melonenschalen würde benagen sehen." — Gottes Gericht! sagte die Mutter weinend. Gottes Gericht! wiederholte dumpf der tief erschütterte Sohn. Die Tochter schluchzte leise.

„Sie kennen nun meine Schicksale", hub Enrico wieder an: „aber noch nicht die Geschichte meines Herzens. Ihr Bild, schöne Annunziata, ist seit jenem Tage nie daraus gewichen. Ich hielt Sie gläubig für einen Engel. Vernichten Sie diese liebliche Täuschung nicht! Es hängt jetzt nur von Ihnen ab, der Schutzengel meines Lebens zu werden! die Gattin des Mannes, der seinen ganzen Reichthum, vielleicht auch seine Beharrlichkeit im Guten, Ihrem Bilde verdankt, das er wie ein Heiligenbild im Herzen trug.

Jetzt ergriff er ihre Hand. Weinend sank das Mädchen auf der Mutter Bett — heulend stürzte der Bruder hinaus — und die Mutter hob noch einmal ihre Hände segnend empor!

## Der alte Oberrock und die alte Perücke.

(Ein Seitenstück zu dem vorigen.)

Fritz war ein wilder Bursche, ein Sohn des alten Föhrenbach aus der ersten Ehe. In der zweiten hatte seine Stiefmutter ihn mit mit einem Brüderlein beschenkt, Elias genannt. Ei, dieser Elias war ganz ein anderer Knabe; der lernte, daß ihm der Kopf rauchte, wenn er das Gelernte auch nicht verstand. In seinem Kleide war nie ein Loch, auf seiner Wäsche nie ein Flecken, und wenn er in Gesellschaften trat, küßte er allen Leuten die Hand sehr zierlich, und wenn man ihm etwas gab, so verfehlte er nicht zu sagen: ich bedanke mich gehorsamst. Sein röthliches Haar beschattete ein Firmament von Sommersprossen, und die gesattelte Nase vereinte auf ihrer Spitze den Sehpunkt beider Augen. Immer ging er leise und schnaubte sich sehr leise, und sprach so leise, daß man es kaum vernehmen konnte. Welch ein zierliches Bürschchen gegen

den wilden Fritz, der aus schwarzen Augen so schelmisch gluzte. Wenn der ein neues Kleid anzog, so war es nach drei Tagen nicht mehr zu kennen, und von seiner Wäsche hiengen stets Fragmente auf des Nachbars Obstbäumen. Kein Knabe in der ganzen Stadt machte einen so ungeschickten Kratzfuß, und wenn er den Gästen die Hände küssen sollte, so versteckte er sich hinter den Ofen. Auch er schnallte zwar an jedem Morgen seine Schulbücher zusammen und ging, aber nicht in die Schule, sondern hinten herum, weil im Sommer das edle Ballspiel, und im Winter das Schlittschuhlaufen ihn verlockten. Nur wenn das jährliche Examen heranrückte, und der Lehrer etwa gesagt hatte: man wird nun sehen wer es am beßten macht; dann kroch Fritz mehrere Wochen lang auf ein Dachstübchen, und lernte mit solcher Anstrengung, daß er es gewöhnlich am beßten machte. Sobald aber dieser feierliche Tag glücklich überstanden war, trieb er sein altes Wesen, und wo er einen lustigen Streich spielen konnte, da scheute er keine Gefahr.

Was Wunder, daß die Lehrer klagten, wenn er seinen Mitschülern die Zöpfe zusammen gebunden, oder ihnen lebendige Krebse in die Taschen

gesteckt hatte. Was Wunder, daß die Stiefmutter klagte, wenn sie den alten Kettenhund plötzlich mit ihrer Haube auf dem Kopfe herumlaufen sah.

Nur durch Kreuz und Leiden, pflegte sie zu sagen, wird dieser Bube gebessert werden. Das merkte sich Elias, und von dem christlichen Verlangen beseelt, seinen Bruder so bald als möglich gebessert zu sehen, trug er aus allen Kräften dazu bei, ihm Kreuz und Leiden zu verschaffen. Er gab nicht allein alles treulich an, was er von Fritzens losen Streichen aufspüren konnte, sondern er erfand auch deren noch manche, die nicht allein lose, sondern auch böse waren, und hinterbrachte sie seufzend dem zwar gütigen, aber auch strengen Vater. Ihm wurde geglaubt, denn er hieß ja in der ganzen Nachbarschaft der fromme, kleine Elias, und Fritzens Leugnen galt für Verstockung.

Der bekümmerte Vater beschloß endlich, ihn aus dem Hause in eine strenge Schulanstalt zu senden, und zwar so fern als möglich. Fritz vernahm diesen Entschluß ohne Schrecken, ohne Betrübniß; denn ihm wuchsen ja in seinem väterlichen Hause keine Rosen; er sah den tückischen

Bruder überall sich vorgezogen, und durch dessen Verläumdungen des Vaters Liebe sich beraubt. Schlimmer, dachte er, kann es mir nirgends gehen; darum packte er seinen Bündel mit einer Art von Vergnügen, und es schmerzte ihn nur, daß er abreisen sollte, ohne eine kleine Rache auszuüben. Darüber sann er noch am Abend vor der Trennung, und plötzlich fiel ein Schwank ihm ein.

Er schlich in seines Vaters Studierzimmer, holte dessen Perücke und Oberrock, kletterte damit auf den Boden, und kroch von da auf das Dach. Mit Lebensgefahr erreichte er einen Blitzableiter, der auf dem Hause stand, hing den Oberrock auf die Spitze und setzte die Perücke drauf. Dann rutschte er fröhlich wieder herunter und legte sich wohlgemuth schlafen.

Den andern Morgen, als es Tag wurde, sammelte sich Jung und Alt vor dem Hause, um die seltsame Trophäe zu beschauen, die der Nachbar Föhrenbach sich errichtet hatte. Der Vater trat von ungefähr ans Fenster, sah das Getümmel und Aller Köpfe nach seinem Dache gerichtet, glaubte es brenne im Giebel, und lief erschrocken auf die Straße, wo seines Söhnleins Witz und Geschicklichkeit im Klettern ihn schlecht erbauten.

Mit verbissenem Grimme schlich er wieder hinein, ließ einen Schornsteinfeger holen, und seine gelüftete Garderobe des Pöbels Spott entziehen. Es währte aber doch einige Stunden, ehe das komische Schauspiel sein Ende erreichte, und so lange war das Haus belagert wie ein Beckerladen in Hungersnoth, nur mit dem Unterschied, daß kein Seufzer gehört wurde, sondern ein wieherndes Gelächter, so oft der Wind einen Ermel des Oberrocks hob, oder den Zopf der Perücke ausbreitete wie einen Kometenschweif.

Doch im Innern des Hauses sparte Elias die Seufzer nicht, und die Stiefmutter schürte den Zorn des Alten. Unter diesen Umständen konnte der Abschied von dem gottlosen Fritz eben nicht zärtlich ausfallen. Der Vater wollte ihn nicht einmal sehen; die Mutter sagte: du wirst ein Taugenichts werden, und der Bruder accompagnirte die Prophezeihung mit einem tiefen Seufzer und verdrehten Augen.

Fritz schüttelte das alles ab. Nur daß er seinen Vater nicht mehr sehen sollte, schien ihm unerträglich. Der Alte hatte seine Thüre verschlossen, und Fritz bat vergebens eingelassen zu werden, mit dem Erbieten sich jeder Züchtigung

demüthig zu unterwerfen, wenn er nur des Vaters Hand noch einmal küssen dürfe. Als zu Elias stiller Freude keine Antwort erfolgte, sprang Fritz in den Hof, wo eine alte Linde stand, deren Zweige sich bis vor des Vaters Fenster hin streckten. Auf diese Linde kletterte er, und rutschte dann, auf die Gefahr den Hals zu brechen, auf einem starken, doch immer schwächer und dünner werdenden Zweige, dem Fenster so nahe als möglich, und schrie aus allen Kräften: „Guter Vater! ich habe Sie doch wahrhaftig lieb. Sehen Sie mich nur noch einmal freundlich an!“

Der Alte vernahm die Stimme aus den Lüften anfangs mit Erstaunen, dann mit großem Schrekken, als er den Waghals wie einen Sperling vor seinem Fenster sitzen sah. Er riß es auf, und befahl ihm, von Zorn und Angst beklemmt, sogleich herab zu steigen. Aber Fritz gehorchte nicht, sondern wiederholte seine Bitte, und wollte lieber den Zweig fahren lassen, der ihn in der Schwebe erhielt, als ohne des Vaters Segen aus dem Hause gehen. „So gehe nur“, sagte der zitternde Alte, den der Trotz der kindlichen Liebe rührte: „gehe nur, ich segne dich!“

Husch! war Fritz vom Baume herunter und

mit einem Sprunge auf dem Postwagen. Anfangs weinte er still, als er aber erst das Thor im Rücken hatte, lauter neue Gegenstände ihn umringten, und der frische Wind mit seinen schwarzen Locken spielte, da fuhr er so munter in die Welt hinein, als wäre das Schlaraffenland seiner Reise Ziel. Nach einigen Tagen langte er wohlbehalten an dem Orte seiner Bestimmung an. Seine Empfehlungsschreiben verschafften ihm eben nicht die freundlichste Aufnahme. Ein finsterer Direktor nahm ihn unter seine besondere Aufsicht. Da. Umgehen der Schule war hier nicht leicht. Die ersten Versuche mißlangen und wurden scharf bestraft. Als er nun sah, daß man hier durchaus etwas lernen müsse, so ergab er sich darein und lernte viel. So oft sich aber Gelegenheit zu einem Schwanke darbot, ließ er sie nicht entschlüpfen, und es gab bald weder Lehrer noch Mitschüler, der nicht irgend einmal von ihm geneckt worden wäre. Darum lauteten die Berichte nach Hause sehr verschieden. Bisweilen hieß es: der junge Friedrich applizirt sich mit rühmlichem Fleiße, und dürfte wohl, an Fähigkeiten und Kenntnissen, zu den Coryphären dieser löblichen Schulanstalt gezählt werden. Bisweilen:

der junge Friedrich ist ein ungezogener Range, der diesen und jenen Frevel verübt, diesen und jenen Schaden angerichtet hat, welchen dessen geehrter Herr Vater zu ersetzen gelieben wird.

Die Briefe von der ersten Gattung wurden von der Stiefmutter klüglich unterschlagen, die der letztern hingegen immer treulich ausgehändigt, mit hämischen Anmerkungen verbrämt, und das Gemüth des Alten täglich mehr erbittert. Endlich erschien gar ein Brief, welcher berichtete: nun sei der Geduldsvorrath sämtlicher Lehrer erschöpft, und ein letzter, boshafter Streich habe dem Fasse den Boden ausgestoßen. Der junge Herr sei nämlich der Kunst auf Stelzen zu gehen in einem hohen Grade mächtig. Nun habe kürzlich der Tanzmeister, ein etwas furchtsamer Mann, seine geliebte Gattin verloren, und als er, den Tag nach ihrer Beerdigung, in der Mitternachtsstunde an seinem Schreibtisch gesessen, in einem Zimmer im zweiten Stockwerk, so sei plötzlich eine weiße vermummte Gestalt am Fenster erschienen, anklopfend und mit hohler Stimme seinen Namen rufend. Das sei besagter Musie Friedrich auf Stelzen gewesen, und der arme Tanzmeister darob so erschrocken, daß er einen Wadenkrampf be-

kommen, der ihn mehrere Tage gehindert die Zöglinge in der edlen Tanzkunst zu unterrichten. Da nun der junge Herr bereits ein wohlgewachsener Bengel sei, dessen man sich zu ermächtigen nicht mehr getraue, er auch in Litteris genugsame Fortschritte gemacht, um die hohe Schule zu beziehen, so ersuche man angelegentlichst, ihn des förderſamsten dahin zu senden, ehe das räudige Schaf die ganze fromme Heerde anstecke.

Madam Föhrenbach empfing wie gewöhnlich diesen Brief zuerst, und lächelte hold bei jeder Zeile. Durch erkünstelten Gram und verstohlene Seufzer bereitete sie einige Tage lang ihren Gatten auf die Hiobspost vor. Er forschte vergebens nach der Ursache ihrer stillen Trauer, und mußte stets die peinigende Antwort hören: sie wolle ihn nicht betrüben, seiner Gesundheit schonen. Allein er war schon tief betrübt, und die ängstliche Erwartung nagte bereits an seiner Gesundheit, als sie endlich mit dem Bekenntniß hervor rückte, der Friedrich sei ein ungerathener Bube, an dem Hopfen und Malz verloren sei. Sie hoffte, der verhaßte Stiefsohn werde nun gänzlich verstoßen werden, und künftig ihrem rothen Elias nicht mehr im Wege stehen. Auch beschloß der Vater

wirklich in der ersten Hitze, seine Hand von ihm abzuziehen, und die Mutter berechnete schon in ihrem Kämmerlein, wie viel dadurch jährlich erspart werde. Aber als der Alte schon das Papier zu einem Donnerbriefe gefaltet hatte, und nur noch einige Male mit großen Schritten auf und nieder ging, um die kräftigsten Ausdrücke zu wählen, da fiel sein Auge von ungefähr auf das Bild seiner verstorbenen Frau, welches über seinem Schreibtische hing und ihn sanft anlächelte. Er hatte sie geliebt, er sah noch einmal hin, sie schien für den einzigen Sohn zu bitten. Er setzte sich, ergriff die Feder, und die harten Vorwürfe verwandelten sich, fast wider seinen Willen, in väterliche Ermahnungen.

Diesmal, schrieb er, wolle er ihm noch verzeihen, aber es sei das letztemal. Er solle nun hinziehen auf die Universität, wozu er ihm jährlich eine hinreichende Summe aussetzte. Er solle fleißig studieren, seine Neigungen bekämpfen, und als ein gesetzter, ordentlicher Mann zurückkehren; wo nicht, des Vaters Antliz meiden ewiglich.

Mit den herrlichsten Vorsätzen bezog nun Fritz die Universität, und hielt sie auch zum Theil; wenigstens konnte kein schlechter Streich ihm zur

Last gelegt werden, und die Professoren rühmten seinen Fleiß. Aber an Gelde kam er stets zu kurz, nicht eben durch Verschwendung, sondern durch Gutmüthigkeit, denn sein Beutel stand allen geldbedürftigen Kameraden offen. Es hieß zwar immer: Herr Bruder, sobald mein Wechsel kommt, bezahle ich dich bei Heller und Pfenning; aber wenn die Wechsel kamen, meldeten die Herren Philister sich so häufig, daß für den Herrn Bruder nichts übrig blieb. Endlich mußte er selber Schulden machen; und endlich wurde der Vater mit Mahnbriefen bestürmt. Eine Schlägerei, in die Fritz verwickelt wurde, und die ein Consilium abeundi nach sich zog, zerhieb auch vollends den morschen Geduldsfaden des Alten, zumal da die Frau Stiefmamma das Gemälde in den gehörigen Schatten zu stellen wußte. Er war ohnehin jetzt kränklich und sehr reizbar. Sie benutzte die bösen Stunden und verdrängte den Leichtsinnigen, den sie Bösewicht nannte, gänzlich aus seinem Herzen.

Bald darauf wurde er ernstlich krank, machte sein Testament und starb. Fritz empfieng diese Trauerbotschaft in einem kühlen Brieflein seines Bruders, der ihn einlud, nach Hause zu kommen,

und der Eröffnung des väterlichen Testaments beizuwohnen.

Der arme Jüngling stand tief erschüttert, und machte sich zum ersten Male die bittersten Vorwürfe. Es war ihm nie eingefallen, daß sein Vater sterben könnte, und wenn dessen Zorn ihn bisweilen betrübte, so tröstete er sich immer mit dem Gedanken: ich habe doch etwas rechtschaffenes gelernt, und werde dem alten Herrn gewiß noch Freude machen. Nun schwand plötzlich diese Hoffnung. Es war aus seinen ersten Kinderjahren ihm nicht entfallen, wie liebreich, als seine Mutter noch lebte, sein Vater ihn gepflegt und täglich auf seinem Arme getragen, auf seinem Knie geschaukelt hatte. Nur in dieser Gestalt erblickte er jetzt den Verstorbenen, schob jede Unfreundlichkeit und Strenge, die er seitdem von ihm erfahren, auf Rechnung seiner Stiefmutter, und weinte bitterlich.

In dieser Stimmung kam er nun nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt, betrat schluchzend das väterliche Haus, und wurde mit höflicher Kälte empfangen. Sein Stiefbruder war indessen sehr lang geworden, und glich so ziemlich einem Albino von der Landenge Darien. Im Grunde

war er noch schlimmer dran als ein solches papierweißes Menschenkind, dem doch nur das Sonnenlicht zuwider ist. Elias hingegen scheute jede Art von Licht, selbst die Augen der ehrlichen Leute, vor welchen er die seinigen bescheiden niederschlug. Gelernt hatte er nichts, und sollte auch nichts lernen; weil er zu stark wüchse, meinte die Mutter, beides zugleich möchte seinen Körper zu heftig angreifen, und im Grunde sei Wachsen und Lernen ja doch einerlei. Sechs Schuh hoch war er richtig aufgeschossen, nur hatte die Natur in der Breite gespart, was sie in der Länge verschwenderisch zugemessen, denn es schien in der That, als könne er wohl in ein Nadelöhr gefädelt werden. Wozu er eigentlich Genie habe, das hatte der mütterliche Scharfsinn bald entdeckt; denn mit ihren ersparten Marktpfennigen wußte sie ihm den Posten eines Zöllners zu verschaffen, und da stand er ganz an seinem Platze. Er roch die verbotenen Waaren Meilen weit, und konnte, wenn er einem armen Krämer all seine Habe konfiszirte, bei dem Gewinsel von acht Kindern ganz ruhig eine Prise Taback schnupfen. Aber gegen seinen Bruder trieb er die Großmuth so weit, ihm den Koffer uneröffnet nach Hause zu verabfolgen.

„Du siehst, mein lieber Bruder“, sagte er zu ihm: „welches Vertrauen ich in dich setze.“ Im Grunde hatte er schon längst gerochen, daß in dem leichten Koffer weder Zucker noch Kaffee war.

Fritz zog ihn bei Seite und fragte ängstlich nach den letzten Stunden seines Vaters. Elias faltete die Hände und verdrehte die Augen. „Er ist sehr christlich gestorben, hat allen Feinden und Beleidigern von Herzen vergeben.“

„Feinde?“ wiederholte Fritz: „nun, zu seinen Feinden hat mein guter Vater mich doch sicher nicht gezählt; aber zu seinen Beleidigern?“

Elias zuckte die Achseln.

„Leider ja!“ seufzte Fritz: „ich mag ihn wohl oft betrübt haben. Es thut mir herzlich leid!“

„Zu spät!“ murmelte Elias.

„Da sei Gott für!“ so rief Fritz, indem er sein schwarzes, durch Thränen verschleiertes Auge gen Himmel hob: „Er wird diesen Seufzer dort vernehmen!“

„Ich meine nur“, sagte der Albino: „wegen des Testaments. Ich fürchte sehr —“

„Was?“

„Er war nicht in der besten Stimmung gegen dich als er es machte. Ich und Mamma haben

flehentlich gebeten, aber umsonst. Was darin steht, weiß ich freilich nicht." Diese Lüge rollte ganz glatt über seine Zunge, allein er wußte sehr wohl was darin stand; und hatte selbst einen bewußtlosen Augenblick des Kranken benutzt, um ihn zum Werkzeuge des hämischsten Grolles zu mißbrauchen.

Dann als nun das Testament in Gegenwart vieler Zeugen eröffnet und verlesen wurde, da fand es sich, daß Elias zum Universal-Erben eingesetzt, und seinen Bruder betreffend, blos folgende Anmerkung hinzugefügt worden:

„Was meinen Sohn Fritz anlangt, so findet derselbe in seinem Leichtsinn eine so unerschöpfliche Quelle des Glücks, daß ich für gut und recht halte, ihm nichts weiter zu vermachen, als — meine alte Perücke und meinen alten Oberrock, dieselben die er einst am Blitzableiter aufhing."

Die Augen aller Umstehenden hefteten sich mitleidsvoll auf den erblassenden jungen Mann, dessen Lippen im ersten Augenblicke von innern Krämpfen zu einem bittern Lächeln verzogen wurden. Nicht daß er enterbt war, rührte ihn so heftig, aber die Art der Enterbung, der bittere

Spott eines sterbenden Vaters. Er kehrte der Versammlung schweigend den Rücken, ging auf den Kirchhof und setzte sich auf seines Vaters Grab.

„Das kam nicht aus deinem Herzen, du guter Mann!“ so sprach er zu dem geliebten Schatten: „du konntest zürnen, und ich hatte es verdient; aber mich durch Spott in den Staub treten, das konntest du nicht! das ist dir eingehaucht worden in einer bösen Stunde, wo meiner Mutter Bild dir nicht mehr vorschwebte. Hättest du darum gewußt, so würde ich dir auch etwas zu verzeihen haben. Aber nein! ich allein bin der Schuldige, und hier kniee ich auf deinem Grabe, deine Verzeihung erflehend. Ich danke dir für deinen alten Oberrock, deine alte Perücke. Wenn dein Segen darauf ruht, so sollen sie mir eine köstliche Erbschaft sein. Ich will mich nie davon trennen, ich will nie vergessen, daß dieser Rock über deiner redlichen Brust zugeknöpft wurde. Dein Blut fliesse in meinen Adern, und hier lege ich die Hand auf dein kaltes Grab und schwöre: ich will es nie beschimpfen!“

Gestärkt erhob er sich und ging mit heiterm Antliz heim, um seine Erbschaft in Empfang zu

nehmen. Unterwegs begegnete ihm ein Advokat, ein weitläuftiger Verwandter, der auch Zeuge bei Eröffnung des Testaments gewesen. Der hielt ihn an, bedauerte, gab zu verstehen, man verfahre gewissenlos mit ihm, das Testament sei null und nichtig, und wenn der Herr Vetter ihm die Sache übertragen wolle, so mache er sich anheischig, es umzustoßen. „Da sei Gott für!“ sagte Fritz: „ich habe meinem guten Vater während seines Lebens wenig Ehrerbietung bewiesen, obschon er stets väterlich und recht an mir gehandelt; so will ich wenigstens nach seinem Tode seinen letzten Willen ehren, auch wenn er mir weh gethan. Ich bin mit dem zufrieden, was er mir zugedacht.“

Der Advokat stutzte, sah ihn an, schüttelte ihm schweigend die Hand, war gerührter als einem Advokaten geziemt, und ging seiner Wege. Als Fritz nun zum ersten Male über die Schwelle des väterlichen Hauses schritt, fand er seine Stiefmutter und den langen Elias in peinlicher Verlegenheit, weil sie noch nicht wußten, wie der kräftige Jüngling sich benehmen, und ob er nicht vielleicht gar in der ersten Hitze den tückischen Albino zerschmettern würde. Doch da er mit

freundlicher Sanftmuth blos um den Oberrock und die Perücke bat, da erheiterten sich die Gesichter. Man liebkosete ihm, man nannte den Seligen hart, und versicherte, man könne das nicht zugeben. Mit Wäsche und Kleidern wolle man ihn reichlich ausstatten, auch einen honnetten Zehrpfennig ihm in die Tasche stecken; das könne der Selige dem Herzen eines Bruders nicht verübeln. Fritz dankte, verbat sich alles, und bestand blos auf dem was ihm gebühre. Es wurde endlich, wiewohl nicht ohne Scham, herbei gebracht. Fritz wickelte die Perücke sorgfältig in den Oberrock, schnürte den zusammen, hing ihn an seinen Knotenstock und sagte Lebewohl! nachdem er zuvor dem rothen Elias seinen ganzen Koffer geschenkt hatte, in dem aber dieser mit Verdruß nur Bücher fand.

Fritz wanderte zum Thore hinaus. Einige Thaler waren sein ganzer Reichthum. Was er beginnen wollte, wußte er selbst noch nicht. Es gab damals Krieg fast in ganz Europa. Er betrachtete sich lächelnd, und dachte an die Worte Fallstaffs: „Futter für Pulver!“ Mit diesem halb gereiften Vorsatze wanderte er einige Meilen, und näherte sich der Grenze des benach-

barten Königreichs, wo er, wenn der Zufall ihm nichts Besseres in den Weg würfe, der ersten beßten Trommel nachziehen wollte.

In diesen Gedanken unterbrach ihn plötzlich das Keuchen eines Menschen hinter ihm. Er sah sich um, und erblickte einen Mann von edler Gestalt, aber nur in eine kurze Weste gekleidet und ohne Hut. Ehe er noch Zeit hatte, Betrachtungen über den Fremden anzustellen, redete dieser ihn schon hastig an:

„Guter Freund! rettet mich! Die Verfolger sind mir auf der Ferse. So wie ihr mich hier sehet, bin ich aus der Festung entsprungen, aber denkt darum nichts Arges von mir. Ich bin ein ehrlicher Mann, ein Unglücklicher; Ihr sollt mich kennen lernen, doch jetzt ist kein Augenblick zu verlieren. Ich habe schon die Lärmkanonen hinter mir gehört. In dieser Gestalt erkennt man mich auf den ersten Blick, und hier ist weit und breit kein Busch, keine Höhle, wo ich mich verbergen könnte. Aber die Grenze meines Königreichs ist nicht fern mehr. Leihet mir etwas von Euerer Kleidung, so bin ich gerettet, und Euch soll reich vergolten werden.“

Indessen der Fremde so sprach, hatte Fritz

dessen edle Physiognomie beobachtet, und ohne sich zu besinnen, ohne zu antworten, riß er den Bündel von seinem Knotenstocke, lösete des Vaters Oberrock ab, half ihn dem Flüchtlinge anziehen, setzte ihm die alte Perücke auf, den eigenen Hut drüber, gab ihm den Stock in die Hand und sagte: „Gehen Sie mit Gott."

„Ich kann Euch jetzt nicht danken wie ich sollte", erwiederte der Fremde: „aber es wird eine Zeit kommen. Dieser Weg führt Euch nach B**, dort fragt am Thore nach dem Grafen R**.

Mit diesen Worten entfernte er sich hastig. Fritz sah ihm lange verwundert nach, bis der Eilende in einem Hohlwege verschwand. Dann zog er seine Schlafmütze aus der Tasche, bedeckte damit sein entblößtes Haupt, schnitt sich einen Stock vom nächsten Baume, setzte seine Wanderschaft ruhig fort, und sagte lächelnd: da ist die ganze Erbschaft auf einmal zum Henker gegangen!

Es währte nicht lange, so hörte er Pferdegetrappel hinter sich. Husaren sprengten heran. Als sie ihn erreicht hatten, hielten sie und betrachteten ihn aufmerksam. Er sah ihnen steif in die bärtigen Gesichter. „Das ist er nicht", sagte einer von ihnen zu seinen Kameraden.

„He! guter Freund! habt Ihr nicht einen Mann gesehen, der so und so gekleidet war?“

„O ja“, antwortete Fritz gelassen: „eine halbe Stunde von hier nahm er den Weg nach dem Dorfe linker Hand. Er schien große Eile zu haben.“

„Das glaube ich!“ rief der Husar schmunzelnd. „Links um Kameraden! den erreichen wir. Doch mögen zwei von uns bis an die Grenze reiten, wie befohlen worden.“

Und fort sprengten sie in sausendem Gallop rückwärts und vorwärts. Die beiden letztern kehrten bald zurück. Sie hatten zwar den Flüchtling ereilt, doch, durch seine Verkappung getäuscht, ihn nach einigen keck beantworteten Fragen ruhig ziehen lassen. Jetzt tummelten sie sich, um ihre Kameraden einzuholen.

Fritz sah den Staubwolken anfangs lächelnd, bald aber bedenklich nach. „Ob ich recht gethan habe?“ so sprach er zu sich selber: „weiß ich freilich nicht. Möglich, daß ich einen Verbrecher der gerechten Strafe entzogen. Aber so ist der Mensch, und das ist noch das Beßte an ihm: den Schwächern nimmt er gern in Schutz, ohne zu fragen ob er es verdient. Es wäre mir nur leid

um meine Erbschaft, wenn ich sie übel angewendet hätte.“

Fast hatte er sein Abentheuer schon vergessen, als er die Grenze des fremden Landes, und bald darauf dessen Hauptstadt, B**, erreichte. Nachdem die Schildwache ihn am Thore auf die gewöhnliche barsche Weise examinirt, und kein Arges an ihm erfunden hatte, fragte er nach dem Grafen R**. Auf diese Frage betrachtete der Soldat ihn noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen, zog die Klingel, und ein Offizier erschien, der ein Signalement in der Hand hielt, mit welchem er den Wanderer verglich.

Seine Gestalt mußte wohl sehr treffend geschildert sein (die Angst bemerkt scharf), denn ohne weitere Zweifel zu hegen, hieß er den Pilger höflich willkommen, rief seine Ordonnanz und befahl ihr, den Fremden nach dem Hotel des Grafen R** zu begleiten. Der Grenadier schritt vor ihm her, Fritz folgte neugierig. Nachdem sie einige Straßen durchwandert, erblickte er in der Ferne einen Palast von zahlreichen Equipagen umgeben. Ohne seinen Begleiter würde er schwerlich durchgedrungen sein. Der Grenadier machte Platz. Jetzt standen sie an der Pforte, vor der

ein dicker Schweizer im verbremten Wehrgehänge sich brüstete, und den Ankömmling in der Schlafmütze über die Achsel anschaute. Aber kaum hatte er vernommen, wen er vor sich habe, als er fast erschrocken seinen Hut lüftete, und einen Kammerdiener rief, um diesen bestaubten Mann sogleich zu Sr. Excellenz zu führen.

Wohlgemuth folgte Fritz dem neuen Führer, eine Paradetreppe hinauf, durch Vorzimmer, in welchen Lakaien würfelten, Jäger plauderten, und Heiducken gähnten. Flügelthüren wurden geöffnet. Da stand der Mann von gestern im Kreise bebänderter Herren, die ihre Glückwünsche demüthig darbrachten.

Kaum erblickte der Graf den Pilger, der, mit abgezogener Schlafmütze, doch ein wenig betreten auf der Schwelle stand, als er hastig durch das Gewühl sich drängte, ihn bei der Hand ergriff, in den Saal zog, und ihn der hochansehnlichen Versammlung als seinen Retter vorstellte. Jedermann beeiferte sich, ihn mit Liebkosungen zu überhäufen. Fritz wußte nicht recht wie ihm geschah. Der Graf, der noch Geschäfte abzuthun hatte, ersuchte ihn zu verweilen, bis er allein mit ihm sprechen könne.

Fritz zog sich bescheiden in eine Fensterbrüstung zurück, und erwartete ruhig den Ausgang des seltsamen Abentheuers. So viel, dachte er, sehe ich wohl, daß meines Vaters Segen auf seiner Erbschaft ruht. Ein freundlicher Sekretär gesellte sich zu ihm, der seine Neugier befriedigte. Der Graf von R** war General und Liebling seines Königs, dessen Recht er im Felde und im Kabinette mit Tapferkeit und Schlauheit verfochten hatte. Sein Wirken fiel aber gerade in eine Zeit, wo Vaterlandsliebe oft ein Verbrechen gescholten wurde. Der Feind stellte ihm Netze. Durch tückische List bemächtigte man sich seiner Person, und sperrte den gefährlichen Mann in eine Festung. Aus dieser war ihm gelungen zu entkommen, obschon mit Lebensgefahr, da er über Dächer klettern und zuletzt einen bedenklichen Sprung hatte wagen müssen. Im freien Felde sah er sich zwar endlich, aber drum noch nicht gerettet, denn manche unvermuthete Hindernisse hatten seine Flucht so sehr verzögert, daß die Dunkelheit einer regnichten Nacht, auf die er zählte, viel zu früh von der Morgensonne verscheucht wurde. Man vermißte ihn alsobald. Die ganze Garnison kam in Bewegung, aus

allen Thoren stürzten die Verfolger, auf allen Straßen spähten sie nach ihm, und ohne die Perücke des alten Föhrenbach würde er schwerlich entronnen sein.

Jubelnd empfing ihn die Hauptstadt seines Vaterlandes, gerührt umarmte ihn sein königlicher Freund. Die neidischen Höflinge eilten um die Wette, sich hoch erfreut zu stellen, und verwünschten insgeheim seine Zurückkunft. Er sann bereits auf neue Plane, die Feinde fühlen zu lassen, daß er wirklich wieder am Ruder stehe, als Fritzens Erscheinung ihn an die Pflichten der Dankbarkeit erinnerte, die — es mag unglaublich scheinen — dem Günstling des Königs heilig waren. Kaum hatte das Schranzengewimmel sich entfernt, als der Graf den Pilger in sein Kabinet rufen ließ. Hier befragte er ihn mit einer Art von Vertraulichkeit um seinen Namen: — Fritz Föhrenbach — sein Vaterland? — keines mehr — seine Geschäfte? — hoffen — seine Aussichten? — finster. In einer halben Stunde hatte der erfahrne Weltmann den offenen Jüngling durchschaut.

„Es freut mich“, hub er an: „daß Sie Lust zum Soldatenstande äussern. Da kann ich Ihnen

am ersten nützlich werden. Kommen Sie morgen wieder, und ich hoffe Ihnen gute Nachrichten mitzutheilen.“ — Er hielt Wort. Auf seine Bitte nahm der König den Fremdling als Fähndrich in Dienste. — Das Glück, sogleich Offizier zu werden, hatte er sich nicht träumen lassen. Er dankte seinem Gönner mit dem treuherzigen Versprechen, bei erster Gelegenheit sich dessen würdig zu zeigen. Auch einen Beutel mit Gold zu seiner Equipirung, den der Graf ihm aufdrang, empfing er dankbar, stand aber noch immer zögernd im Kabinet, und sah sich mit einiger Aengstlichkeit um.

„Fehlt Ihnen noch etwas“, sagte der Graf: „so reden Sie frei.“

„Mein Oberrock — meine Perücke“ — stammelte der Jüngling.

„O die lassen Sie mir. Ich werde sie zum Andenken unter meinen Kostbarkeiten verwahren.“

„Nein, Ew. Excellenz, das kann nicht sein.“

„Da Sie künftig Uniform tragen, so sind Ihnen beide ja doch völlig unnütz? und ihr Werth ist so gering —“

„Ihr Werth — ich bitte Herr Graf — sie sind unschätzbar für mich. Mein Vater hat sie getragen. Es ist Alles was er mir hinterlassen hat, und ich

lebe der frohen Zuversicht, daß sein Segen darauf ruht."

„Das ist ein anders", sagte der Minister: „und jetzt bin ich Ihnen doppelt verpflichtet, da Sie Ihr ganzes Erbe an einen Unbekannten wagten."

Er ließ ihm den Oberrock samt der Perücke ausliefern, und Fritz empfahl sich mit frohem Herzen. In seinen neuen Stand wußte er sich trefflich zu schicken, gewann die Liebe und Achtung seiner Kameraden, und benutzte die Muse des nächsten Winters, um sich theoretische Kenntnisse im Militär-Fache zu erwerben. Die praktischen hoffte er im Frühjahr beizufügen, denn die ganze Armee bereitete sich ins Feld zu rücken.

Den Grafen hatte er indessen nur auf der Parade gesehen, wohl aber der Graf ihn nicht aus den Augen verloren, und stets erwünschte Nachrichten von ihm eingezogen. Fritz wußte davon nichts, und meinte, es hab' sich sein Gönner hinreichend mit ihm abgefunden, auch ihn schon längst vergessen. Um so angenehmer wurde er überrascht, als er, einige Tage vor dem Aufbruch der Armee, welche der Graf kommandiren sollte, zum Lieutenant und Flügeladjutanten des Feldherrn ernannt wurde. Hin flog er zu dessen

Palaste um zu danken. „Lassen Sie das gut sein“, sagte der Graf: „Sie werden bald Gelegenheit finden mir zu beweisen, daß ich mich nicht in Ihnen irrte.

Und Fritz bewieß es ihm täglich. Wo eine Gefahr zu bestehen war, da fand man ihn als Freiwilligen an der Spitze, und oft mußte sein General selbst ihn zurückhalten, sein Leben nicht muthwillig zu wagen. Eines Tages wurde ihm ein verlohrner Posten anvertrant, der so weit vorgeschoben war, daß er jeden Augenblick abgeschnitten werden konnte. Allein der Posten war sehr wichtig, denn nur von da aus konnten die Bewegungen des Feindes dergestalt beobachtet werden, daß der Feldherr den Angriffsplan, den er im Schilde führte, und von dem das Schicksal des ganzen Feldzuges abhing, gehörig ordnen konnte. Darum widersetzte er sich auch nicht, als sein Adjutant sich erbot, das Wagestück zu unternehmen, obgleich er ihn mit schwerem Herzen von sich ließ.

In eine Felsenschlucht am Rande des Walles, hatte Fritz seine wenige, aber beherzte Mannschaft postirt. In finsterer Nacht, mit Hilfe eines der Gegend kundigen Bauers, erschlich er den

verborgenen Ort. Hier mußten die Soldaten fast den ganzen Tag hinter den Gesträuchen kauern, weil das feindliche Lager so nahe stand, daß man den Schildwachen beinahe das Weiße im Auge sehen konnte, und ein Bach, der sich aus der Felsenschlucht ergoß, diente, einige hundert Schritt von da, den Kavallerie-Pferden zur Tränke. Fritz hatte seinen Standort auf einer dick belaubten Eiche genommen, von wo herab er mit dem Fernrohr alles überschaute. Dort zeichnete er die Stellungen der verschiedenen Korps, und zählte ihr Geschütz. Eigentlich hatte er nun schon seinen Auftrag vollführt, denn mehr verlangte der General nicht zu wissen; aber Fritz erfuhr, daß in einem nahen, vom Feinde besetzten Dorfe das Kirchweihfest gefeiert werde. Dort, meinte er, lasse sich beim frohen Gelage wohl manches von den Anstalten und Absichten der Feinde ergattern, und faßte den verwegenen Entschluß, verkleidet unter die Gäste sich zu mischen.

Seine Leute hatten kurz zuvor einen verdorbenen Schneider ergriffen, der jetzt ein wandernder Buchhändler war; nämlich er zog mit einem Vorrath solcher Büchlein in der Welt herum, wie sie auf Jahrmärkten zu geistiger Belustigung der

Bürger und Bauern verkauft werden; die schöne Magellone, der gehörnte Siegfried, Till Eulenspiegel, und mehr dergleichen; auch eine Menge der neuesten Lieder, wie sie vor fünfzig Jahren gesungen worden. Daß dieser Schneider kein gefährlicher Mann sei, das sah man wohl auf den ersten Blick; aber weil er doch den Schlupfwinkel des Postens verrathen konnte, so behielt man ihn vorläufig in Verwahrung, ohne ihm sonst ein Leides zuzufügen.

Fritz nahm die Büchlein, zog seines Vaters Oberrock an, setzte die Perücke auf, befahl seinen Leuten, wenn er in vierundzwanzig Stunden nicht zurück komme, sich heim zu schleichen und seine Papiere dem Feldherrn zu überliefern. Dann ging er dreist hervor, und gerade auf das Dorf los, erreichte es glücklich, bestach gleichsam die Schildwachen mit einigen Kriegsliedern, und kramte seine Waare unter der großen Linde aus. Eine Zeit lang ging es gut. Die Bauern sammelten sich um ihn, die feindlichen Soldaten schienen seiner wenig zu achten. Zu Mittag setzte er sich im Wirthshause mitten unter die Gäste, horchte, lauschte, fragte, erfuhr und errieth manches. Als zur Kirche geläutet wurde, that

er, als wolle auch er seine Andacht verrichten, schlich sich aber auf den Thurm, übersah von da aus noch viel besser die feindliche Stellung, und zeichnete sie auf ein Blättchen, das er in seinem Schuh verborgen hatte. Aber einem feindlichen Offizier war seine Gestalt doch aufgefallen, mehr noch seine kluge Aufmerksamkeit auf alles was im Wirthshause gesprochen wurde. Er ließ ihn nicht aus den Augen, folgte ihm unbemerkt, schlich ihm nach auf den Thurm, überraschte ihn beim Zeichnen, und griff ihm plötzlich in den Arm. Fritz erschrak, doch seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht. Er faßte den Offizier um den Leib, warf ihn mit überlegener Stärke zwischen den Glockenstuhl, und rannte die Treppe hinab. Aber jener raffte sich zusammen, folgte ihm laut schreiend: halt! halt! ein Spion! Kaum hatte Fritz die Straße betreten, als er umringt wurde, und gänzlich unbewaffnet, sich ergeben mußte.

Man führte ihn sogleich zum General. Sein Verbrechen war erwiesen, und man verhörte ihn nun noch, um Nachrichten vom Feind einzuziehen. Da er aber hartnäckig schwieg, so befahl der General, ihn ohne weitere Umstände an die große

Linde mitten im Dorfe aufzuknüpfen. Nur um das heutige Fest nicht zu stören, und da es ohnehin schon dunkel wurde, vergönnte er dem Delinquenten noch eine Frist bis zum Anbruch des morgenden Tages. Während der Nacht sollte er scharf bewacht werden. Der Offizier, der diesen Auftrag erhielt, sperrte ihn, um sein Entweichen sicher zu verhüten, in einen leeren Keller des Pfarrers, der im Freien der Pfarrwohnung gerade gegenüber lag. Er war in einen Felsen gehauen, von geringer Tiefe, und mit einer starken eisernen Thüre versehen, in der sich nur ein viereckttes Loch einer Hand breit befand. Vor diese Thüre wurden zum Ueberflusse noch zwei Schildwachen gestellt. Hier sollte sich Fritz zum Tode bereiten, und that es mit Ergebung.

Aber sein Engel wachte. Des Pfarrers hübsche Pflegetochter, die den Schlüssel zum Keller bringen mußte, hatte mit Schaudern vernommen, welch ein Schicksal dem Unglücklichen bevorstehe, der an ihr vorüber geführt wurde, und dessen edle Gestalt sie rührte. Am Abend konnte sie weder essen, noch in der Nacht das Auge schliessen. So oft die Schildwachen vor dem Keller sich ablöseten, ging ihr ein Dolch durchs Herz. Wie mag

dem Unglücklichen zu Muthe sein, dachte sie. Vielleicht hat er Weib und Kinder. Ach! könnte ich ihn doch retten! — Und plötzlich schien eine Stimme ihr zuzuflüstern: du kannst ihn ja retten, warum thust du es nicht? — Jetzt erst erinnerte sie sich der Gelegenheit des Hauses. Der Keller nämlich, der unter der Pfarrwohnung lag, hing durch einen Gang mit jenem Felsenkeller zusammen. Als das Kriegsgetümmel ausbrach, hatte der Pfarrer seine besten Sachen auf den Nothfall in diesen Gang gebracht, dann auf einer Seite ihn zugemauert, und auf der andern, wo er durch eine enge Schlucht in den Felsenkeller führte, ihn mit Moos und losen Steinen so künstlich zugesetzt, daß es, in der Dämmerung die da ewig herrschte, schwerlich bemerkt werden konnte. Einige trockene, zu Flaschen bestimmte Kürbisse lagen noch davor, und einige Weinbergspfähle, die der Zufall dahin geworfen zu haben schien.

Kaum war die Erinnerung an diesen Umstand durch den Kopf des Mädchens geflogen, als sie auch schon aus dem Bette sprang, ein leichtes Gewand überwarf, die Nachtlampe ergriff, und in den Keller eilte. Den zugemauerten Eingang zu öffnen, schien ihre Kräfte fast zu übersteigen.

Der Morgen war nahe, sie fühlte eine Angst, als ob sie selber zum Tode geführt werden sollte. Sie schlich die Treppe wieder hinauf, suchte und fand eine Brechstange, eilte so bewaffnet hinab, arbeitete mit einer Anstrengung, die sie nimmer sich zugetraut, und sobald sie eine Oeffnung zu Stande gebracht, die nur eben groß genug war, um ihren schlanken Körper durchschlüpfen zu lassen, versuchte sie es, kam mit einigen Quetschungen glücklich hindurch, und eilte nun leise zu dem Felsenkeller, den Fußtritt der Schildwachen über sich vernehmend.

Das Hinwegräumen des Mooses und der lokkern Steine machte ihr wenig Mühe. Fritz, der nicht schlief, hatte wohl schon lange in der Ferne ein dumpfes Geräusch vernommen, doch nicht geahndet, daß es seine Befreiung gelte. Aber jetzt, da im tiefsten Winkel des Kellers sich etwas zu regen schien, fuhr er auf, und harrte mit zurückgehaltenem Athem, was daraus werden solle?

Nicht lange so erblickte er einen Schimmer durch Ritzen, die in jedem Augenblicke sich vergrößerten. Wiederum nicht lange, so gewahrte er ein paar kleine weiße Hände, die vorsichtig das Moos wegräumten, und dann die Steine,

um jedes verrätherische Gepolter zu verhüten, behutsam auf die weiche Unterlage fallen liessen.

Nach einigen Minuten war die Oeffnung so groß, daß er eine holde weibliche Gestalt dahinter erblicken konnte, die in der einen Hand eine Lampe hielt, und mit der andern ihm winkte.

Er folgte diesem Winke auf den Zehen. Doch als er noch einen Blick auf die äussere Thüre warf, sah er, daß bereits die Morgendämmerung durch das kleine Loch sich stahl, und wie ein Blitz fuhr ihm durch die Seele, daß es nicht genug sei, dem Keller zu entrinnen, sondern daß er auch Zeit bedürfe, wenigstens eine Stunde, um ohne verfolgt und ertappt zu werden, seinen Schlupfwinkel im Walde zu erreichen. Noch wenige Minuten, und es war hell genug in dem Keller, der kaum zwei Schritte ins Gevierte maß, um der Schildwache, die ohne Zweifel durch das Loch schauen würde, seine Flucht zu verrathen.

Das Lämpchen warf jetzt einen dämmernden Schein in den Kerker. Er sah die Kürbisse und die Weinbergspfähle. Rasch ergriff er einen der letztern, pflanzte ihn leise in die Erde, stieß einen Kürbis drauf, hing seinen Oberrock über den Pfahl, und setzte die Perücke auf den Kürbis.

Dann kroch er hinaus zu seinem Engel, der ihn zitternd in die Pfarrwohnung geleitete, ihm ein Gartenpförtchen öffnete und einen Feldweg andeutete, auf dem er die Schildwachen umgehen könne.

Zu erläuternden Gesprächen war hier keine Zeit vorhanden, nur ein Wort des Dankes stammelte Fritz. Nur das konnte er noch sagen: „Sie haben einem ehrlichen Mann das Leben gerettet." Aber tief in das blaue Auge sah er dabei dem schönen zitternden Mädchen, schlürfte mit diesem Blicke ihre Gestalt für ewig in sein Herz, und eilte beflügelt davon.

Erst als er fort war, brach das Mädchen in Thränen aus, sie wußte selbst nicht warum. Es war die verhaltene Angst, die jetzt sich Luft machte. Weinend schlich sie auf ihr Kämmerlein und dankte Gott! und sprach mit freudiger Rührung: „Ich habe einem Menschen das Leben gerettet!"

Fritz, von der Dämmerung begünstigt, erreichte den tiefen Strom, jenseits desselben ihm Sicherheit winkte. Nur eine Brücke führte über diesen Strom, die zu suchen er keine Zeit verlohr. Er war ein ziemlich guter Schwimmer, warf sich kühn in die Wellen, und trotz der Erschöpfung, die, nach einem solchen Abentheuer,

ihm fast die letzten Kräfte raubte, erreichte er glücklich das jenseitige Ufer; bald darauf auch seine Mannschaft, die, seiner ängstlich harrend, an seine Rückkehr schon verzweifelt hatte.

Nicht überflüssig zeigte sich die List, welche er ersonnen, um jene Schildwachen irre zu führen. Denn kaum beleuchtete die Morgenröthe die eiserne Kellerthür, als einer um den andern durch das Loch schaute; weil es aber jedem vorkam, als stehe der Delinquent leibhaftig da, mit dem Rükken gegen die Thür gewendet, so konnte auch keinem in den Sinn kommen, Lärm zu machen. Nur als der eine Soldat sich gar in ein Gespräch mit ihm einlassen wollte, und auf wiederholtes Anrufen keine Antwort erhielt, schien ihm das verdächtig, und er würde vielleicht zur Unzeit laut geworden sein, hätte nicht der andere ihn erinnert, daß ein Mensch, der in der nächsten Stunde seinen Tod erwarte, schwerlich Lust haben könne, eine Konversation anzuspinnen, sondern daß er vermuthlich bete. Das beruhigte den schwatzlustigen Kameraden, und er sagte nur noch: Armer Schelm! Gott stehe dir bei!

Indessen hatte des Pfarrers Pflegetochter, als sie kaum von Angst und Freude sich erholt, ein

neuer Schrecken ergriffen; denn nun erst fiel ihr plötzlich ein, daß man ja den geöffneten Gang, folglich auch ihres Pflegevaters ganzen Reichthum finden und vermuthlich plündern werde, ja, daß sogar des Gefangenen Entweichung ihm aufgebürdet werden könnte. Bleich und zitternd lief sie zu dem Alten, der eben sein Morgengebet verrichtete, fiel dem Erschrockenen weinend um den Hals, und bekannte was sie gethan.

Im ersten Augenblicke stutzte der ehrwürdige Greis, aber schon im zweiten fand er seine Fassung, seinen Glauben, sein Vertrauen wieder. Er faßte die weinende Bertha in seine Arme. „Sei ruhig", sprach er: „eines Menschen Leben wird nicht zu theuer erkauft. War auch der Mann vielleicht ein Bösewicht, so gewinnt er nun Raum zur Busse, und du hast eine Seele gerettet. Eine Seele! den kostbarsten Schatz! Mögen sie doch plündern. Was sonst geschehen könnte, darum sei unbekümmert, und halte dich still in deinem Kämmerlein. Ob du vor Menschen recht gehandelt, mag zweifelhaft scheinen, vor Gott gewiß! Drum gehe, mein Kind.

Bertha ging getröstet in ihr Kämmerlein, und lauschte hinter den Vorhängen ihrer Fenster.

Es war nun gänzlich Tag geworden. Ein Feldprediger erschien, um den Delinquenten zum Tode zu bereiten. Ihm auf dem Fuße folgte das Detaschement, welches Befehl hatte, ihm eine halbe Stunde Zeit zu Erfüllung seiner Amtspflicht zu gönnen, und dann zur Exekution zu schreiten.

Mit einem frommen Seufzer trat er in den Keller, wo noch Dämmerung herrschte. Mit großer Salbung begann er zu sprechen, und durch eine freundliche Schilderung des Paradieses, wo er wie zu Hause schien, die Schrecknisse des Todes zu mildern. Der Delinquent hörte ihm schweigend zu, welches dem Redner wohl gefiel, und ihn keineswegs befremdete. „Ich freue mich, mein Sohn“, sagte er: „daß Ihr mit so frommer Ergebung Euerm Schicksal entgegen geht. So legt denn Eure letzte Beichte ab, und empfangt von mir die Absolution.“

Als aber auch diese Aufforderung unbeantwortet blieb, erinnerte der Prediger ihn mit Ernst, daß er nur noch wenige Minuten zu leben habe. Umsonst! er schwieg hartnäckig. Das schien dem Redner eine sündliche Verstockung. Mit frommem Eifer faßte er seinen Arm, um etwa aus der Betäubung ihn zu rütteln, und fand — einen

leeren Ermel — ergriff das Phantom hastig beim Kopfe, und erwischte — einen Kürbis.

Jetzt zog sein Geschrei den Offizier des Detaschements, und nach und nach den ganzen Trupp herbei. Die Sonne ging auf und beleuchtete die langen Gesichter mit hängenden Mäulern. Die Soldaten erklärten einmüthig, der Kerl sei ein Hexenmeister, der im Bunde mit dem Satan stehe. Allein der Offizier untersuchte den Keller, fand die Oeffnung, ließ eine Laterne holen, kroch durch den Gang, und entdeckte die Spur des Entwichenen.

Der Pfarrer wurde gerufen. Seine wahrhafte Erklärung, daß er dem Flüchtling auf keine Weise Vorschub gethan, fand Glauben, denn sie wurde durch sein graues Haar, seine Ehrfurcht einflößende Gestalt unterstützt. Es schien nicht unwahrscheinlich, daß der Spion einen Versuch gemacht, sich zu retten, und ohne fremde Beihilfe die locker verstopfte Oeffnung gefunden; dann, von der Angst gestärkt, die dünne Mauer durchbrechen, und so während der Nacht durch des Pfarrers Wohnung geschlichen. Wenigstens war der menschliche Offizier geneigt, diese Erklärung anzunehmen, wenn gleich noch manches Aber

dagegen einzuwenden sein mochte. An des Pfarrers Pflegetochter wurde nicht gedacht, und der Offizier begnügte sich, den Vorfall seinem General zu rapportiren, der sich entschloß, in eigener Person eine strenge Untersuchung anzustellen, die er jedoch bis auf den folgenden Morgen verschob, da überhäufte Geschäfte ihn eben jetzt daran verhinderten.

Aber ehe dieser folgende Morgen anbrach, stellte sich ein anderes Hinderniß in den Weg, durch welches jede Untersuchung für immer niedergeschlagen wurde. Denn kaum war Fritz, zu des Feldherrn großer Feude, im Lager der Seinigen angekommen, kaum hatte er dem Grafen die feindliche Stellung aus seinem treuen Gedächtniß vorgezeichnet, als dieser für die nächste Nacht einen allgemeinen Angriff beschloß. Es geschah und gelang vollkommen. Trotz des Feindes verzweifelter Gegenwehr, sah sich der Graf am Morgen im Besitz des verschanzten Lagers, hatte eine Menge Kanonen und alles Gepäck erbeutet.

Unter demselben Baume, an welchem Fritz Tages zuvor den Tod finden sollte, ernannte der Feldherr ihn jetzt zum Hauptmann, wohl erken=

nend, daß er nur der Kühnheit des jungen Helden den Sieg verdanke. Fritz konnte aber seines Glückes kaum froh werden, denn vergebens war er im Getümmel nach der Pfarrwohnung geeilt, um dankbar seine Retterin vor jeder Gefahr zu schirmen; er fand das Haus öde und leer, den Gang geplündert; der Greis mit seiner Tochter waren entflohen. Nur den alten Oberrock samt der Perücke fand er noch im Felsenkeller, nahm die segenreiche Erbschaft wieder zu sich, und begehrte keinen andern Theil an der Beute.

Die Launen des Krieges wechselten noch oft in diesem Feldzuge, und führten das Heer, bald siegend, bald geschlagen, in ferne Gegenden. Ueberall begleiteten den tapfern Föhrenbach die kargen Erbstücke seines Vaters, und diesen schrieb er es gläubig zu, daß er aus den mörderischsten Gefechten stets unverwundet hervor ging. Ein Kreuz in seinem Knopfloche bewieß, daß er sich nirgends geschont hatte.

Jetzt war der Winter nahe, und der Feldherr beschloß, noch eine Hauptschlacht zu wagen, um seinem erschöpften Heere ruhige Winterquartiere zu verschaffen. In dieser Schlacht, in der von beiden Theilen mit Wuth gefochten wurde, wi-

derfuhr es Fritz zum ersten Male, beim Stürmen einer Batterie, daß eine Flintenkugel ihn mitten auf die Brust traf. Er stürzte nieder und glaubte sich schwer verwundet. Doch schnell erholte er sich, sprang munter auf seine Füße, riß die Weste auf, und siehe, die Kugel rollte auf den Boden, denn er hatte die alte Perücke unter die Weste geknöpft, weil er eben nicht wußte wo er sie lassen sollte; ihr dichtes Haargewebe hatte die Kraft der ohnehin matten Kugel gehemmt. Vater! rief er, du bist mit mir! Hastig griff er nach dem entsunkenen Degen, stürmte noch einmal den Hügel hinan, und die Batterie war genommen.

Sie allein hatte bisher das Umgehen des feindlichen linken Flügels gehindert. Jetzt drang des Grafen rechter Flügel mit Macht vor, und der Sieg war entschieden. Es hatte viel Blut gekostet von beiden Seiten. Das Schlachtfeld war mit Leichen und Verwundeten bedeckt. Den Hauptmann Föhrenbach ließ der Graf überall suchen, um ihn als Major zu umarmen. „Das verdanke ich meinem Vater“, sagte der Bescheidene, und verließ den Feldherrn in einer Art von Betäubung. Eine kalte Nacht war angebrochen.

Fritz ließ von seinem Reitknecht den alten Oberrock sich reichen, der immer hinten auf dessen Pferd geschnallt war, hüllte sich mit Wohlbehagen darein, und schritt langsam über das vom Monde beleuchtete Schlachtfeld, um ein ihm angewiesenes Quartier im nächsten Dorfe zu suchen. Als er so zwischen Leichen wandelte, vernahm er plötzlich unter seinen Füßen ein Gewinsel, bückte sich, und erkannte einen feindlichen, schwer verwundeten Offizier, einen alten Mann, dem ein Säbelhieb den Schopf vom Hirnschädel gehauen und tief in den Kopf gedrungen war. Er hatte viel Blut verloren, beklagte sich über Durst und Kälte, und bat ihn vollends umzubringen. Fritz kniete neben ihn. Das Mondenlicht zeigte ihm ehrwürdige Züge in dem bleichen Antliz; es kam ihm vor als hätte der Mann einige Aehnlichkeit mit seinem Vater. Sogleich zog er den Oberrock aus, hüllte den Verwundeten darein, und, in Ermangelung jedes andern Verbandes, bedeckte er dessen Haupt mit der wärmenden Perücke. Dann lud er ihn auf seine Schultern, und trug ihn sanft in sein Quartier, eine reinliche Bauerstube mit einem Bette versehen, welches er dem leidenden Gaste abtrat, Erquickungen herbei schaffte,

und nach dem Wundarzte sandte. Der Unglückliche lag in Ohnmacht. Der Wundarzt kam, untersuchte die Wunde, schüttelte den Kopf und verband sie.

Erst gegen Morgen erholte sich der Fremde, und sein Bewußtsein kehrte zurück. Sprechen konnte er noch nicht, aber in seinen Augen war die Rührung zu lesen, mit welcher er die menschenfreundlichen Bemühungen seines Wirthes erkannte. Fritz wich fast nicht von seinem Bette. Kein Sohn konnte zärtlicher seinen Vater pflegen. Dennoch äusserte der Wundarzt nur geringe Hoffnung.

Der Kranke schien sein herannahendes Ende zu fühlen. Am dritten Tage raffte er seine letzten Kräfte zusammen, fragte nach dem Namen seines Wohlthäters, und stammelte in abgebrochenen Sätzen:

„Ich bin der Obrist von Dallbrück. Fast ein halbes Jahrhundert hatte ich meinem Vaterlande mit den Waffen gedient, und hoffte nun im Genuß eines ansehnlichen Vermögens, im Besitz einer liebenswürdigen Tochter, meine Tage zu beschliessen, als dieser Krieg ausbrach, und das Vertrauen meines Fürsten mich noch einmal ins

Feld rief. Sonst ging ich freudig, diesmal mit schwerem Herzen, denn ich ließ ein geliebtes, unbeschütztes Kind zurück. Nur eine alte Verwandte hatte ich noch, die in einem kleinen Städtchen tief im Lande wohnte, wohin, so hoffte ich, das Kriegsgetümmel nie dringen würde. Dahin brachte ich meine Tochter, und nahm — ach! für ewig! Abschied von ihr. Mein baares Vermögen, über zwanzig tausend Thaler in Gold, mochte ich in diesen unsichern Zeiten niemanden anvertrauen. Ich vergrub es im Garten unter einem alten Lindenbaum, denn Sicherheit für Menschen und Gold gewährt jetzt nur der Schoos der Erde."

— „Die Hoffnung, mein Kind sicher zu wissen, hat mich getäuscht! Das Städtchen ist, bei einem feindlichen Streifzuge, ein Raub der Flammen geworden, die Einwohner haben sich zerstreut, und alle meine Nachforschungen, um zu erfahren, ob mein Kind lebt oder todt ist, waren bis jetzt vergebens! Das Land ist von Ihren Truppen besetzt, und ich gehörte nicht zu dem Korps, dem es vor einigen Monaten gelang, es auf kurze Zeit wieder zu erobern. Ich weiß nicht einmal ob ich wünschen soll, daß meine Tochter noch lebe, oder hoffen, daß sie nun bald im Grabe mit mir

vereinigt werde! denn welche Gefahren mögen ihrer hilflosen Unschuld drohen!“

„Meine Stunden sind gezählt — ich habe jetzt niemanden auf der Welt, als Sie, mein Herr, der sich meiner so großmüthig angenommen. Erlauben Sie einem Sterbenden die Frage: sind Sie vermählt?“

„Nein“, sagte Fritz.

„Nun so verzeihen Sie meiner Todesangst den seltsamen Antrag, den nur diese mir entreißt. Ihnen, edler junger Mann, übergebe ich meine Tochter. Sie ist ein wackeres Mädchen. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie die Verlassene aufsuchen, sie trösten und schützen wollen; und — wenn sie nicht vermag wärmere Gefühle in Ihnen zu erregen — so seien Sie mindestens ihr Bruder, ihr Vater, ihr Vormund. Heben Sie den nicht unbeträchtlichen Schatz, den meine Vorsicht verbarg; verwalten Sie ihn zum Vortheil der Verwaiseten, oder — theilen Sie ihn mit ihr. Ich bitte und fordere viel von Ihnen. Ihr edles Herz und mein nahes Ende geben mir den Muth. Schenken Sie mir einen ruhigen Tod!“

Flehend hob er bei den letzten Worten seine kraftlosen Hände empor, und Fritz ergriff sie

mit Feuer, und schwur ihm, seine letzten Wünsche zu erfüllen, wenn auch kein engeres Band an seine Tochter ihn knüpfen sollte.

Der Kranke lag erschöpft. Seine bleichen Lippen wollten danken, aber konnten sich nur noch zum leisen Gebet bewegen. Er deutete auf sein Taschenbuch, das neben ihm lag, seine Blicke baten es zu öffnen. Mit halb gebrochenem Auge durchlief er die Papiere und bezeichnete diejenigen, aus welchen Fritz nähere Aufschlüsse über seine Tochter, ihren vormaligen Aufenthalt, sein Haus, seinen Garten, und über die Stelle schöpfen konnte, wo er sein Geld vergraben. Dann zog er mühsam einen Ring vom Finger, reichte ihn seinem Pfleger, und stammelte kaum hörbar die Worte: „Der Ring ihrer Mutter — an diesem wird sie erkennen, daß ich Sie sende.“ — Noch einmal erholte er sich, verlangte Feder und Dinte, und versuchte einige Worte zu kritzeln, allein vergebens. Er faltete die Hände, entschlummerte und erwachte nicht.

Fritz ließ den Entseelten mit allen militärischen Ehrenbezeugungen zur Erde bestatten, und als bald nachher ein Waffenstillstand eintrat, suchte und erhielt er einen Urlaub von einigen

Monaten, um sein Gelübde zu erfüllen. Zwar empfand er keinen Trieb, seiner Pflegbefohlenen mehr zu werden, als Bruder oder Vormund; ihn zog sein Herz zu der Retterin seines Lebens; ihr wollte er, nach geendigtem Kriege, seine Hand bieten, das hielt er für Pflicht, für eine süsse Pflicht, und nur wenn diese Hand, deren Fesseln sie lösete, von ihr verschmäht würde, dann wollte er prüfen, ob sein Mündel und sein eigenes Herz mit den Wünschen des sterbenden Vaters übereinstimmten.

Mit diesem Vorsatz begab er sich auf die Reise. Ihn führte der Weg durch seine Vaterstadt, wo er den langen Elias sah, an eine Megäre verheirathet, unter deren eisernem Pantoffel er stand. Seine Stiefmutter wurde von der Schwiegertochter verachtet und gepeinigt; ihr eigener Sohn behandelte sie mit Geringschätzung; sie war nicht Herr eines Groschen von jenem tückisch erschlichenen Vermögen; ihr fehlte oft das Nothdürftige, und, woran sie sich so gern erquickte, eine Tasse Kaffee, war ihr seit vielen Monaten nicht gereicht worden. In dieser kümmerlichen Lage sah sie einen Offizier, mit dem Orden geschmückt, in ihr Zimmer treten, erkannte den gemißhandelten

Fritz, und verbarg mit einem lauten Schrei ihr beschämtes Antliz. „Ich komme nicht um Ihnen Vorwürfe zu machen“, sagte Fritz: „denn Sie waren meines Vaters geliebte Frau, das werde ich nie vergessen.“

Er tröstete die Reuige so gut er konnte, und versteckte beim Abschied einen vollen Beutel unter ihr Strickzeug, damit zu Reue und Alter nicht auch der Mangel sich gesellen möchte. Mit seinem Bruder, der ihn ohnehin wie ein Gespenst vermied, hatte er nur eine, ziemlich kühle Unterredung, und eilte, um der widrigen Gefühle los zu werden, nach einem Besuche auf dem Grabe seines Vaters, noch in derselben Nacht aus dem Thore.

Nach einigen Tagen erreichte er den vormaligen Wohnsitz des Obristen von Dallbrück, fand nur noch eine alte, ehrliche Haushälterin nebst ihrer Katze in demselben, und fragte vergebens nach dem Fräulein. Der bezeichnete Garten lag vor dem Thore; dahin begab er sich um Mitternacht. Sein verschwiegener Reitknecht trug Brecheisen und Schaufel. Sie fanden den Lindenbaum, und unter demselben den schweren Beutel, der des Verstorbenen baaren Reichthum ent-

hielt. Ohne ihn zu öffnen, verwahrte Fritz den Schatz in seinem Koffer, und eilte nun nach dem Städtchen, wo der Obrist seine Tochter dem Schutze einer alten Muhme anvertraut hatte. Es lag noch in Schutt und Asche. Kaum die Hälfte der Einwohner war zurückgekehrt. Daß die Muhme gestorben, erfuhr er durch den Postmeister; wo aber das Fräulein geblieben, wußte niemand.

Wo sollte er sie nun suchen? wo zu finden hoffen? — Sechs Wochen brachte er damit zu, das Städtchen in immer weitern Entfernungen zu umkreisen, und in jedem Dorfe, jeder Hütte seine Nachforschungen zu wiederholen, aber alles vergebens!

Die Zeit seines Urlaubs war fast verstrichen. Er durfte nicht länger in dieser Gegend verweilen. Mit schwerem Herzen trat er die Rückreise an, und wußte jetzt keinen andern Rath, als durch die Zeitungen die Verlohrne aufzufordern, ihm ein Lebenszeichen zu geben. Er schrieb diese Aufforderung, sandte sie nach Hamburg, und kündigte zugleich, im Fall das Fräulein todt wäre, allen etwanigen Verwandten des Obristen von Dallbrück an, daß bei ihm eine Erbschaft zu

erheben sei, obschon der Sterbende das schwerlich gewollt hatte.

Nachdem er diese zarte Pflicht vollbracht, setzte er seinen Weg fort, hatte aber kaum einige Meilen zurückgelegt, als ihm Kuriere mit der Friedensbotschaft überall begegneten. Diese Nachricht erregte ihm ein heftiges Herzklopfen. Jetzt bedurfte es der Eile nicht. Ein Brief an den Grafen konnte seinen Urlaub verlängern, und ihm Zeit gewähren, einige Tagereisen von seinem Wege abzubiegen — wohin? — wohin anders, als nach dem Dörfchen, wo ein rettender Engel die Todesangst von ihm genommen hatte.

Es wurde schon Abend, als er sich dem Ziele seiner Reise näherte. Einen Bauer, der mit seinem Pfluge vom Felde heim zog, fragte er hastig: ob der alte Pfarrer zurückgekehrt sei?

Ja, war die Antwort.

„Und seine Tochter?“

„Die wackere Dirne pflegt den frommen Greis.“

Mit hochklopfendem Herzen sprang Fritz vor dem Dorfe aus dem Wagen, und ging zu Fuße nach der Pfarrwohnung. Als er von Ferne den Felsenkeller erblickte, drängte sich all sein Blut nach der Brust, mehr noch, da er gegenüber auf

einer Bank den Pfarrer, und neben ihm das holde Mädchen sitzen sah.

Fast bebend trat er herzu mit abgezogenem Hute. Als der Greis einen Offizier mit dem Ordenskreuz erblickte, stand er ehrerbietig auf, Bertha wollte entschlüpfen. „Bleiben Sie, Mademoisell“, sagte Fritz mit einer sanften, zitternden Stimme: „um Ihrentwillen bin ich gekommen.“ Sie sah ihn mit großen Augen an.

„Kennen Sie mich nicht mehr?“

Sie erkannte ihn nicht. Er deutete mit der Hand nach dem Felsenkeller:

„Diesen Kerker haben Sie mir geöffnet. Sie haben vom schimpflichen Tode mich gerettet.“ — Freudiger Schrecken preßte dem Mädchen einen lauten Schrei aus. Ihr Pflegevater hob die Hände gefaltet zum Himmel:

„Treten Sie herein, mein Herr, in die Wohnung der redlichen Armuth. O wie reich ersetzt Gott uns heute Alles, da wir erfahren, daß es ein Ehrenmann ist, dem meine Bertha das Leben gerettet. Fritz folgte in das Haus. Die geschäftige Wirthin trug mit zitternder Freude alles herbei, was Küche und Keller vermochten.

Immer standen ihre Augen voll Thränen, aber es waren Thränen der reinsten Wonne.

Zwischen solchen Menschen entspann sich leicht eine trauliche Bekanntschaft. Der Greis verjüngte sich bei einer Flasche Wein, und mit der wärmsten Theilnahme hörte er die Erzählung von den Schicksalen des Fremdlings. Durch manche Zerstreuung wurde freilich diese Erzählung unterbrochen; denn so oft die schöne Bertha durch das Zimmer ging, oder gar einige Minuten mit freundlicher Neubegier darin verweilte, vergaß Fritz den Faden seiner Geschichte, und ruhte mit zärtlichen Blicken auf der holden Gestalt. Es war schon tief in der Nacht, als er es erst bemerkte, und aufbrechen wollte, um in dem Wirthshause, in welchem er einst die Volksbüchlein verkaufte, zu übernachten. Aber der ehrliche Pfarrer ließ ihn nicht von sich.

„Mein Haus ist klein“, sagte er: „doch gönnen Sie mir die Freude, einen edlen Mann zu beherbergen, der mir eine der schönsten Stunden meines Lebens geschenkt hat. Sie haben angstvolle Minuten in diesem Hause zugebracht, verschlafen Sie nun auch darin eine ruhige Nacht.“

Gern erfüllte Fritz den Wunsch des Greises

und zugleich seinen eigenen. Ein Wink des Pfarrers, den Bertha schnell verstand, räumte ihm ihre Kammer. In dieser reinlichen Wohnung, deren ganze Zierde aus einigen Gebetbüchern und einem Heiligenbilde bestand, reifte sein Entschluß, und mit einer süßen Bangigkeit erwartete er den Morgen, um seine Wohlthäterin zu bitten, das von ihr geschenkte Leben nun auch zu verschönern. Mit wenigen, herzlichen Worten that er ihr den Antrag in Gegenwart des Greises, und als die glühende Bertha verwirrt und schweigend die Augen niederschlug, ergriff der Pfarrer mit andächtiger Rührung beider Hände und legte sie in einander. „Euch hat Gott zusammen geführt!“ sagte er mit hohem Ernst, und der Verlobte schloß die schüchterne Braut feurig in seine Arme.

Aber plötzlich schrie sie laut auf, denn an seiner Hand erblickte sie den Ring ihrer Mutter.

„Fräulein Dallbrück?“ fragte Fritz hastig.

„Das ist sie“, antwortete der Greis: „die Tochter des Obristen Dallbrück. Von aller Welt verlassen habe ich sie gefunden, als ich, zwanzig Meilen von hier, einen alten Oheim zum letzten Male besuchte. Wenn ihr Vater noch lebt—“

„Er lebt nicht mehr!“ rief Fritz unbesonnen, und Bertha sank ohnmächtig in seine Arme.

Freundschaft und Liebe vereinten sich den ersten Schmerz zu mildern, und als Bertha erfuhr, daß der Gatte, dem sie sich ergeben, die Wahl ihres Vaters sei; daß er dessen Segen ihr bringe, und des Sterbenden letzte Stunden erleichtert habe; da fiel sie andächtig auf ihre Knie, und wollte die Hand des Mannes küssen, in die der scheidende Vater ihr Schicksal gelegt. Den erhobenen Schatz, den Fritz ihr einhändigte, wollte sie mit ihrem edlen Pflegevater theilen. Der sprach:

„Ich habe genug und übergenug, denn ich weiß dich glücklich, und keine Sorge um dich wird meine Sterbestunde trüben. Nur die Trennung von dir — werde ich sie überleben?“ —

Aber diese drei edlen Menschen trennte nur der Tod. Fritz nahm seinen Abschied, kaufte das Gut, zu welchem dieses Dorf gehörte, wurde ein fleißiger, verständiger Landmann; pflegte mit Weib und Kindern den Greis, bis er die Schuld der Natur bezahlte; verwandelte den Felsenkeller in eine Kapelle, die er mit einem Altare schmückte,

welcher die Erbschaft seines Vaters barg. Oft zeigte er sie seinen Söhnen, sprechend:

„Meine Reue hat mir des versöhnten Vaters Segen vom Himmel erfleht! und dieser Segen — ruht er gleich auf unscheinbaren Dingen — hat mein Glück gegründet.“

Kotzebue.

## Weihe der Einsamkeit.

(Kloster Pallozzuola am Albaner-See im Dezember 1810.)

Immer hehrer tönt ihr stillern Saiten,
Welche kennt des Herzens tiefern Ruf;
Tröstung bietet sie zu allen Lebenszeiten,
Die des Lebens frühste Wonnen schuf.
Schüchtern laß mich deinen Namen nennen,
Ernste Freundin der Verborgenheit!
Nimmer soll von dir des Wallers Geist sich trennen,
Friedens-Göttin! heil'ge Einsamkeit.

Sonnbeglänzet blüh'n des Morgens Fluren
Wo des Kindes Freuden du getheilt,
Wo auf unerforschten Geistesspuren
Lieb' und Sehnsucht Du der Brust ertheilt;
Als sich zaubrisch wieß im Fluthenspiegel
Stiller Nacht entblüht, der Blüthenhain,
Und die dunkle Quelle an dem Eichenhügel
Liebend trug des Himmels Wiederschein.

Du erwecktest tiefer Ahnung Weihe,
Wann du aus der Himmelsferne sankst;
Liebend neigte sich der hellern Sternen Reihe
Wo des Jünglings Busen du umschlangst.

Ihm entschimmerten der Fabel goldne Tage
Auf dem Berge abgeschiednen Höhn,
Aus umrauschten Wipfeln tönte Vorzeits Sage
Bei des Abendhauches leiserm Wehn.

Nur wem frühe Liebe Du erkohren,
Bleibt der Liebe ewiger Gewinn;
Nicht für flücht'gen Augenblick geboren,
Geht er fremd durchs Erdenleben hin.
Aber ihm ergiebt sich, was im Bilde,
Was im Einklangslaut den Geist entzückt;
Was in Kraft und was in hoher Milde,
Wunderbar des Menschen Brust beglückt.

Du, du weihest ernste Schattengänge,
Wo der Zweifler Wahrheit spähend ging;
Still entfernt vom leeren Tand der Menge,
Was ihm tiefe Ruh bewahrt, empfing;
Wo dem Trauernden die hohe Kunst sich lehrte,
Freuden abzulocken selbst dem Gram,
Wo sich göttlich innrer Thatenmuth vermehrte,
Wann der Geist den innern Gott vernahm.

Reich durch dich ist selbst die ärmste Klause,
Wo dem Fleiß die Stunde sel'ger schwand;
Wo die Unschuld der Erheitrung Pause,
Selbst in bangen Kummernächten, fand.

Wem als Freundin jemals Du erschienen,
Bringt, o Einsamkeit! dir immer neuen Dank,
Unerschüttert, ob auch zu Ruinen
Seines Glücks ihn führ' des Lebens Gang.

Denn du lösest sanft des Leidens schwere Ketten,
Und was bindet an die Wirklichkeit;
Du allein vermagst der Brust zu retten,
Was bedrohet schwankt beim Sturm der Zeit.
Wie auch Zeit und Meinung sich gestaltet,
Welche Losung auch der Menge fiel,
Wem des Ew'gen Schleier Du entfaltet,
Nimmer schwindet dem der Menschheit Ziel.

Hin zu dir, Schirm-Engel früher Jahre,
Flüchte, wer verarmt ins Leben blickt,
Ist, was je zu einem Weih-Altare
Ihn geleitet, seinem Aug entrückt.
Daß er nie, sich selber fremd, verlerne,
Was in Liebe je ihn hat bewegt;
Daß sich nie aus seiner Brust entferne,
Was den Geist in ferne Räume trägt.

Knüpfe Du, in schöpferischer Stille,
Was zertheilte des Gemeinen Schwerd;
Unerschüttert steh' des Guten Wille,
Wo der Wildheit roher Trieb verheert.

Bei der Nächte Schweigen komm' hernieder,
Zu belehren den, dem Rath gebricht;
Neue Hoffnung bring' dem Geiste wieder,
In erhöhten Muthes Zuversicht.

Ob die Dinge so und anders kreisen,
Ew'gem Maas ist alles unterthan;
Nimmer rollt die Welt aus ihren Gleisen,
Lenkt der Wechsel auch der Dinge Bahn.
Was Natur gebot, wird ewig bleiben,
Und was sein muß, fordert das Geschick;
Mag der Strom verdorrte Pflanzen treiben,
Seinen Ufern kehrt der Lenz zurück.

Hehre Spenderin der heil'gen Blüthen,
Schirmerin von allem, was geblüht,
Lehre du des zarten Keime hüten,
Wann Vulkanen schwüle Luft entglüht.
Gieb die höhern Kräfte, wann entrissen
Vor'gem Glücke sich der Pilger sieht,
Wann umringt von dichtern Finsternissen,
Ihn des Greises Muth, die Ruhe flieht.

Karl Graß.

# Der Prälat.

Von

J. von Ittner.

In meinen jüngern Jahren studierte ich auf dem katholischeu Lyzäum einer berühmten Hauptstadt am linken Ufer des Rheins. Ich hatte zwei Jugendfreunde. Der eine erwarb sich in der Folge durch die muthige Vertheidigung einer Festung während des letzten französischen Krieges unsterblichen Ruhm.

Der andere war ein gutmüthiger sanfter Jüngling von vortrefflichen Anlagen, und einem sinnigen philosophischen Geiste. Wir nannten ihn immer den pius Aeneas *), weil er seiner alten armen Mutter alles, was er durch Unterricht, Zeichnen, Musikschreiben und auf andere ehrliche Weise erwarb, zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse mittheilte. Wir andern jungen Leute suchten ihm diese Erwerbsquellen so viel möglich zu erweitern und zu erleichtern.

So lange seine Mutter lebte, studierte er Theologie, nicht sowohl aus Neigung, als um

*) D. i. den frommen Aeneas, der seinen Vater auf dem Rücken tragend aus den Flammen gerettet hatte.

eine baldige Versorgung zu erhalten, und seine Pflicht als pius Aeneas im ganzen Umfange zu erfüllen. Höher stiegen auch seine Wünsche nicht.

Nach dem Tode dieser geliebten Mutter verfiel er in die tiefste Schwermuth; er war untröstlich und verschlossen. Wir durften ihren Namen selbst sechs Monate nach ihrem Ableben nicht einmal nennen, ohne daß er seinem Herzen durch einen Strom von Thränen Luft machte.

In der Hoffnung, ihn durch Zerstreuung und Zeit zu heilen, führte ich ihn in ein Haus, wo einige gesittete und wohlerzogene Frauenzimmer wohnten. Hier war gute Lektüre, Munterkeit, gesellschaftliches Vergnügen, und vorzüglich Musik einheimisch. Mein junger Freund war selbst im Gesange stark, den er unnachahmlich schön mit der Harfe in holder Bescheidenheit begleitete. Bei seinem Vortrage quoll ihm die Empfindung tief aus dem Herzen. Er rührte oft die Gesellschaft durch neu erfundene Gesänge, oder durch Deklamationen, die er in Form eines Rezitativs mit Harfentönen abwechselte, bis zu Thränen. Seitdem nannten wir ihn nicht mehr pius Aeneas, sondern unsern Ossian.

In dem Hause wohnte ein sehr schönes junges

Frauenzimmer, ein wahres Madonnen-Gesicht, eine Freundin der Musik, sittsam, sanft, gutmüthig, mit einer Stimme, die dem reinen Klange eines Silberglöckchens glich; war übrigens wohl unterrichtet, ohne alle Anmaßung, fromm und religiös, stille und ohne irgend einen moralischen Flecken. Schön, wie dieser Geist, war dessen Hülle, der Körper; schlank, edel gebaut, mit langen fliegenden Haaren; denn damals trug man noch keine geschornen Köpfe, wie die römischen Sklavinnen. Sie hatte einen kleinen Fehler an dem linken Fuße, der ihr von einer Krankheit zurückgeblieben war, so daß sie, obwohl nicht sehr merklich, ein wenig hinkte. Aber auch diesen Fehler wußte sie mit einer besondern Grazie zu verbergen, ja viele wollten sogar dieses Gebrechen an ihr schön finden.

Wir sahen sie einmal ein Leichenbegängniß begleiten, in schwarzem Trauergewand mit schönen fliegenden Locken, in denen der Zephyr spielte. Sogleich sagte ich meinem Freunde zufällig den Vers des Ovids in das Ohr:

*Venerat et Sparsis Elegeïa moesta capillis.*
*Et puto pes illi longior alter erat.*

Seit diesem nun nannten wir dieses holde,

sittsame Mädchen die Elegie. Unter dieser Benennung war sie uns noch werther.

Ob nun mein junger Freund zu diesem tugendhaften, interessanten Geschöpfe damals eine zärtliche Neigung gefaßt hatte, konnte ich bei seiner tiefen Verschlossenheit nicht errathen. Sie ging nach einem Jahr in ein Frauen-Kloster. Der Entschluß machte ziemlich vieles Aufsehen; denn sie war nicht ohne Vermögen, und bei ihren herrlichen Eigenschaften hätte es ihr in der sogenannten Welt an eine. anständigen Versorgung nicht gefehlt. In diesem Zeitpunkte befand ich mich auf dem Lande abwesend. Unter ihre Freunde und unter jene, die näher mit ihr zusammen gelebt oder gewohnt hatten, ließ sie vor ihrem Eintritt in die gottgeweihte Zelle allerlei kleine Andenken vertheilen. Ich selbst fand eines, da ich nach Hause kam. Es war ein schönes Etui mit allerlei kleinem Geräthe, nebst einem Stückchen Pergament. Auf diesem war unter dem Schatten einer großen Eiche ein Fels gezeichnet, aus dem eine Quelle sprang. Am Baum lehnte der Schild und die Lanze Minervens. Unten stand folgende Strophe aus der schönen Ode Gemmingens an die Einsamkeit:

In dunkeln Wäldern, in stillen Gründen,
Wo man von Stolz und Pracht nichts hört,
Da suche dir die Ruh' zu finden,
Womit ein weiser Geist sich nährt.

A. v. B.

Diese Verse waren fein, wie Silberstich, in den niedlichsten Karakteren geschrieben. Für mich waren sie in mancher Hinsicht sehr rührend, denn ich hatte sie oft in unserer harmoniereichen Gesellschaft gesungen; überdies fand ich noch eine feine Anspielung der Freundin auf meine botanischen Herumschweifungen in den benachbarten Wildnissen, die mich oft ihrem Umgange an den gesellschaftlichen Abenden entzogen hatten.

„Gute, fromme Seele!" sagte ich: „hast du dich auch meiner bei dem wichtigsten Schritte deines Lebens gütig erinnert; möge er dich nie gereuen!"

Während dem ich nachdenkend meinen Blick auf dem Tisch herumwarf, sah ich einen Brief, und las: „Dank für alles, was du mir Gutes „erwiesen hast. Dank dir und allen Freunden! „Ossians Harfe und Kehle ist für Euch „in diesem Lande auf ewig verstummt! „Vielleicht hörst du in glücklichern Zeiten, und

„in langen, langen Jahren etwas — denn nie „werde ich deiner vergessen!“

Und so war es — unser Freund Ossian war verschwunden. Ich ging in seine einsame Wohnung. Er hatte seinen Hauswirth bezahlt, die Bücher und Musikalien an einige dürftige Studenten, ja selbst sein bestes Gut, die Harfe, verschenkt; nichts verkauft. Niemand konnte mir Nachricht von ihm geben. Nur ein einziger junger Mensch sagte mir, daß er ihn sechs Tage vorher Abends in dem großen Münster an einem Pfeiler einsam und inbrünstig, und wie es ihm schien, weinend beten gesehen, daß er sich aber tief und verschämt in seinen Mantel gehüllt hätte, da er zufällig an ihm vorbei gegangen. Ein anderer wollte ihn den Tag darauf frühe bei Sonnenaufgang mit einer neuen ledernen Waidtasche auf dem Rücken, und einem weißen Stab in der Hand, zum obern Rheinthore hinaus wandern gesehen haben. Alle meine weitern Nachforschungen waren vergeblich.

Nach geendigten Studien wurden wir andern jungen Leuten, wie es geschieht, in der Welt nach Ost und West zerstreut. Ich selbst hatte viele Abentheuer zu Wasser und zu Lande. Ich fand

Dienste ausser meinem Vaterlande, die ich nach mehrern Jahren viermal wechselte, so wie es mein Verhängniß wollte.

Am Ende ward ich von meinem Hofe, nach den letzten Katastrophen, die Deutschland umgekehrt hatten, zu einem benachbarten Volke mit gesandtschaftlichen Aufträgen und einem ansehnlichen öffentlichen Karakter verschickt. Ich lernte viele Staatsmänner und würdige Gelehrte kennen, und machte mit meinen Leuten, so wie es meine Geschäfte litten, Reisen in Gebirge und Thäler zur Erwerbung landwirthschaftlicher und naturhistorischer Kenntnisse.

...........

In dem schneebedeckten Hochgebirge zu U... überraschte mich der schönste Abend in einem elenden und einsamen Dorfe, anderthalb Stunden von einer Benediktiner-Prälatur, die ich schon von der Höhe des Gebirgs herab im Busen des Thals erblickt hatte. Die Leute wollten mich im Orte kaum aufnehmen, weil man für Fremde meiner Art dort gar nicht eingerichtet war, sondern erboten sich gutmüthig, mich und meine Begleitung nach dieser Abtei zu geleiten. Allein

ich sträubte mich dagegen, denn mein Reiseweg ging eigentlich nicht durch das unten liegende Thal, und da ich doch im Orte Eier und Milch fand, welches für einen genügsamen Mann, wie ich bin, hinreichend ist, ließ ich mich nicht abtreiben, und nahm mit einem Lager auf einem Laubsack vorlieb. Am andern Tag in der Frühe erhielt ich aus der Abtei ein Billet, es hieß darin:
„Gnädiger Herr! Ich habe Ihren Namen oft „in unsern Zeitungen gelesen, aber immer an „Ihrer Person gezweifelt. Da ich aber jetzt Ihre „Ankunft erfahren, und zuverläßig weiß, was „Sie für ein Landsmann sind, so lassen Sie „sich nicht gereuen, mein Gotteshaus zu besuchen, „denn Sie werden hier, wider Ihr Erwarten, „noch etwas mehr als Mineralien und Pflanzen „finden, auf die Sie bei Ihren Reisen in un„serm Lande Jagd machen."

Paul, Abt zu St. U...

Der Jäger, der mir das Schreiben einhändigte, sagte, daß er einige gute und sichere Pferde bei sich habe, die uns gemächlich auf der rauhen Straße den Berg hinunter an Ort und Stelle bringen würden.

Der herzliche Ton des Briefleins hatte meine

Neugierde aufs höchste gespannt. Ich saß mit meinen Leuten auf, und in einer Stunde waren wir an der Pforte. Einige Geistliche empfingen mich mit vielen Höflichkeitsbezeugungen auf der Schwelle. Ich stieg zwei Treppen höher, und auf dem langen Gange kam mir die ehrwürdige Figur eines schlanken, edlen Mannes mit schneeweißen Haaren — es war der Prälat selbst — entgegen. Er bot mir die Hand.

Ehe ich ihm die meinige reichte, durchlief ich forschend seine Gesichtszüge. „Wie? sind ... sind Sie es, oder nicht?" sagte ich. — „Ja!" antwortete er, eine glänzende Thräne im Auge: „*pius Aeneas*, oder Ossian, wie Sie wollen! Nach dreißig Jahren zum ersten Male willkommen!" Dann umarmte er mich freundschaftlich, geleitete mich ernst und stille nach seinem Saale, gab im Vorzimmer mit einer horizontalen Bewegung der Hand ein Zeichen, daß die Geistlichen sich entfernen sollten, und führte mich nach dem zweiten Gemache, dessen Thüren hinter uns geschlossen wurden.

...........

Sobald wir allein waren, maßen wir uns mit Blicken vom Kopf bis zu den Füßen. Dann

schlossen wir uns in die Arme. Der gute Abt weinte und sagte: „Auch dieses war noch einer meiner Wünsche, den du Allgütiger mir erfüllt hast, Sie einmal in dieser Einöde zu sehen!“ — Ich selbst, doch sonst weich genug, konnte diesmal vor Erstaunen keine Thränen finden, und fragte: „welches Verhängniß hat Sie in dieses Land verschlagen?“ — „In der Welt gibt es kein Verhängniß, mein Freund“, sagte er: „wenn ich Sie noch so nennen darf. Wir hangen in der Kette der Begebenheiten an der Vorsicht, und diese hat mich, Kraft ihrer Rathschlüsse, durch die gefahrvollen Pfade des Lebens geleitet. Ich habe auf meinen Wanderungen, und seitdem ich Sie verließ, viele Länder, viele Menschen gesehen; doch noch mehr gute als schlimme Tage gehabt; vieles im Heiligthum der Religion, der Wissenschaften und der Natur gearbeitet. Wenn Sie sich aber um dreißig Jahre zurückdenken wollen, und“ — hier fuhr eine flüchtige Röthe der Schüchternheit über die blasse Wange des ältlichen Mannes — „wenn Sie“, fuhr er fort mit einem feuchten Blicke, den er himmelwärts hob: „sich der Elegie mit den fliegenden Haaren erinnern, so muß ich bekennen,

daß diese mir die erste Impulsion zur Laufbahn gab, die ich nicht ohne viele Kämpfe und Mühseligkeiten —— Doch hievon ein andermal umständlich", sagte er freundlich: „wenn Sie mit diesem Hause und seinen Umgebungen näher bekannt sind."

Es erfolgte eine Stille; dann öffnete der Abt die Thüre, die Geistlichen kamen herein, sie suchten seine Blicke. Er gab einen stillen Wink, einige verschwanden und brachten ein ländliches Frühstück; dann stellte er mir einen nach dem andern von seinen Ordensbrüdern vor. Es waren meistens jüngere Leute, auch alte würdige und sehr freundliche Greise dabei.

Ich mochte wirklich eine unfreundliche und verlegene Figur gemacht haben; denn ich war sehr durch diesen unverhofften Empfang und die Neuheit der Gegenstände zerstreut, und musterte mit herumschweifenden Blicken das Zimmer, das von der höchsten Simplizität war, mit geglättetem hellgrün gefirnißtem Holze ausgetäfelt. Es hingen vier schöne, in schwarzen Rahmen mit vergoldeten Leisten eingefaßte Gemälde darin. In einem hellen Erker, der mit hohen Fenstern nach Osten ging, stand auf einem Postament

ein vortrefflich gearbeiteter Quadrant, mit astronomischen Karten, und einem großen Himmelsglobus, dessen Sternbilder hie und da mit Kügelchen von rothem Wachs besteckt waren.

Die Unterhaltung wuchs während dem Frühstücke endlich bis zur Munterkeit. Sie war meistens literarisch. Ich sah mit Vergnügen, daß ich mich unter gelehrten, gebildeten und wißbegierigen Männern befand. Der Abt hatte mich ihnen als seinen Jugendfreund dargestellt, der ihm, wie er sagte, da noch res angusta domi war, viel Gutes erwiesen hätte. In einer halben Stunde erschien ein junger Mensch mit einem Blatt und Bleistift in der Hand. Der Abt durchlief es flüchtig, machte einige Zeichen dazu, nickte und gab es zurück.

Wir standen endlich auf. Man führte mich in das zweite Gemach, eigentlich das Studierzimmer des Abtes. Es war sehr geräumig, mit grünen einfachen Papiertapeten beschlagen, und mit vielen englischen Kupfern behangen. Auf mehrern Tischen standen physikalische Instrumente; auf Stehepulten wenige, aber ausgesuchte Bücher aus allen Wissenschaften. Einige Glaskasten enthielten Sammlungen von Mineralien.

Man öffnete eine Glasthüre, und wir traten auf einen Korridor oder bedeckten Altan, ganz mit Thermometern, Barometern, Hygrometern von allen Formen behangen. Der junge Mönch, der dem Abte das Blatt gebracht hatte, trug da Beobachtungen in ein Buch ein.

Auf einem Postamente sah ich hier unter einer Glasglocke einen sechs Zoll langen Magnet, an einem seidenen Faden frei aufgehangen, neben ihm einen Halbzirkel von Messing mit Graden bezeichnet, an denen er zu ungleichen Zeiten des Tages mit dem einen Pol aufstieg, oder sich niedersenkte. Der Abt behauptete, daß dieses freiwillige Steigen oder Senken mit der Ebbe und Fluth des Weltmeers in genauer Verbindung stünde, daß er hierüber eine Folge von Beobachtungen habe, die ihn zu sichern Resultaten führen würden.

Ich sah jetzt noch das ganz einfache Schlafzimmer des Abts. Es enthielt nichts, als eine sehr schön geschnitzte Figur des gekreuzigten Heilandes, vor dem ein Betstuhl stand, dann einen vortrefflichen Christuskopf, und eine Madonna. Ein Genius von Bronze trug auf einem Kandelaber neben dem Bette eine römische Lampe, bei

welcher der Abt nach dem Niederlegen noch studierte. Der Schein der Lampe konnte vermittelst eines Hohlspiegels von gelbem Metall seitwärts auf ein niedliches Büchergestell spielen. Hier gab es Klassiker in den besten Ausgaben, auch einige aus der bodonischen Druckerei, endlich sehr viele elegische Dichter. In der Mitte befand sich ein kleiner verschlossener Schrank, auf dessen Thüre die elegische Muse im griechischen Kostume mit fliegenden Haaren und Gewand, und den gewöhnlichen Attributen auf grauem Grunde als Basrelief sehr schön gemacht war.

Nun wieß man mir mein eigenes Zimmer an, und zwar unfern der Bibliothek. Ich hatte die schönste Aussicht in das Gebirg, und fand im hohen Ueberflusse Schreibmaterialien, und alles Geräthe zum Zeichnen; den ganzen Linné und noch viele botanische, zoologische und mineralogischen Schriften. Für alles hatte der gütige Abt in dem Augenblicke schon gesorgt, als er seinen Jäger mit den Pferden an mich abschickte. Ich erhielt einen Schlüssel zu der nahen Bibliothek, mit der Erlaubniß, davon Gebrauch zu machen.

***********

Um 12 Uhr holte mich der Abt selbst in den Speisesaal ab. Unsere Tafel war frugal, aber doch mit einigen ausgesuchten Speisen besetzt. Ausser dem Hausarzt, der sich gleich als einen sehr gebildeten Mann ankündigte, waren nur fünf Mönche gegenwärtig, ein junger, zwei von mittlerm, und zwei von hohem Alter. Die Bedienung geschah stille, flink, ohne Verwirrung, anständig nur nach Winken und Zeichen, die vermuthlich nur den Dienern als konventionelle Zeichen verständlich waren. Dieser Geist der stillen Ordnung, ohne ein lautes Wort von Befehl zu hören, war mir eben so angenehm als auffallend. Wir saßen nicht länger, als ich es selbst wünschte.

Nach Tische fragte mich der Abt, ob er mich nach zwei Stunden auf dem Zimmer abholen, und in eine angenehme Wildniß begleiten dürfe? Ich sagte zu. Er kam auf die Minute. Wir wanderten aus dem Kloster, nur von zwei muntern Windspielen begleitet, nach einem einsamen Thale seitwärts an einem schaumenden Bach, der sich über Granitblöcke herabstürzte. Innerhalb einer Viertelstunde fanden wir uns unter einem hohen Ahorn an einem Felsen, unter dem die Quelle des Bachs in ein natürliches Bassin her-

vorsprang und forteilte. Hier lagerten wir uns auf eine Moosdecke.

············

„Endlich, lieber Freund, sind wir allein“, sagte der Abt. „Hier belauscht uns kein menschliches Ohr; hier, wo wir, umgeben von der schönen Natur und den Wildnissen einer romantischen Gegend, keinen andern Zeugen unserer Worte und Wünsche haben, als den allmächtigen Werkmeister, der diese Umgebungen so herrlich geschaffen hat, und die Schicksale der Menschen leitet. Hier in dieser Einöde habe ich als jüngerer Mann manche bittere Thräne in diese Quelle fallen lassen, die wohl der schäumende Bach in den Rhein an den glänzenden Hauptstädten vorbei, die wir einst bewohnten, dann in den unermeßlichen Ozean getragen hat. Ich habe endlich nach einem langen unglücklichen Kampfe hier mit meinem Herzen Friede geschlossen, und Ruhe gefunden. Sie erinnern sich des Zustandes und der tief bekümmert peinlichen Stimmung, in die ich nach dem Tode meiner guten, ewig unvergeßlichen Mutter gesunken war. Sie waren so gütig mich in ein Haus einzuführen, wo ich in

der vortrefflichen Gesellschaft tugendhafter Frauenzimmer unter Lektüre, Deklamation, Gesang, Zeichnung und Musik den Kummer eines schwer beladenen Geistes erleichtern sollte. In meinem Herzen erwachten geheime Wünsche, die ich mir selbst kaum zu gestehen wagte. Die sittsame Elegie mit ihrer Silberstimme, mit ihrem feinen Geschmacke, mit ihrer gefälligen zuvorkommenden Ansprache, hatte in meinem Geiste, gewiß gegen ihren Willen, unmerklich Empfindungen geweckt, die einen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen haben. Meine Schüchternheit, niedergebeugt von dem Gefühle meiner schwachen Verdienste, versiegelte mir Herz und Mund. Doch wagte ich es, mir stille Entwürfe in der Dämmerung schwankender Hoffnungen vorzuzeichnen, und wünschte meine theologische Laufbahn, nachdem ich keine Pflichten mehr gegen eine geliebte Mutter zu erfüllen hatte, mit einer andern umzutauschen, die mich durch Wissenschaft und Kenntnisse näher zu dem Mittelpunkt emporheben könnte, von dem jetzt alle Strahlen zur Zerstreuung meiner Schwermuth, und zur Belebung meiner Thätigkeit ausflossen.“

„Mochte die Elegie durch die Feinheit ihrer

Divination und aus meinem, obwohl äusserst schüchtern und behutsamen Betragen, etwas geahnet haben — genug — ich weiß es nicht, aber ich erhielt an einem Abend ein Paket mit ihrer Hand überschrieben. Ich fand darin eine sehr elegante Tablette, mit einer zierlichen Ausrüstung, in welchem einige Blättchen Pergament lagen, auf die sehr bedeutende Sprüche aus der Bibel, mit jenem Engelskarakter aufgezeichnet waren, dessen Schönheit wir so oft bewundert haben. Diese Sprüche besitze ich noch; ich kann sie Ihnen zeigen, sie sind fast das einzige, was ich aus meinen Jünglingsjahren gerettet habe."

„Ohne eigentlich eine Deutung zu machen, oder eine machen zu wollen, begab ich mich in das Haus unserer liebenswürdigen Gesellschafterinnen, um meinen Dank abzustatten, ward aber dort benachrichtigt, daß sämmtliche Frauenzimmer in das Frauenkloster S... Th... gereiset wären, wo die sanfte Elegie den Schleier nehmen würde."

„Ich mußte alle Seelenkräfte zusammen fassen, um den Eindruck zu verbergen, welchen diese Nachricht auf mich machte; entfernte mich — und jetzt erst maß ich die Tiefe des Zustandes, in

den ich versunken war. Ich suchte Sie, lieber Freund, auf, fand Sie nicht, und niemand konnte mir sagen, wann Sie zurückkämen."

„Tiefgebeugt und lebenssatt schlich ich unter der Last meines Kummers, ohne Freund, dem ich ihn klagen konnte, umher. In diesem Lande, das die Asche meiner Mutter einschloß, und mir so viele traurige Erinnerungen darbot, war nun meines Bleibens nicht mehr. Ich verschenkte, was ich entbehrliches besaß, und behielt noch ungefähr sechszig Gulden Baarschaft. Für Sie hinterlegte ich in Ihrem Hause ein Billet, nahm den Wanderstab, und zog, ohne einen bestimmten Plan, den Rhein aufwärts, dann von Mannheim aus nach Ulm an die Donau. Ich setzte mich in ein abgehendes Schiff, und schwamm den Fluß hinunter nach Wien. Das lästige Getümmel der Kaiserstadt, der fröhliche Ton des Volks, ward mir bald unerträglich. Nur acht Tage warf ich flüchtige Blicke ohne alle Theilnahme auf das, was mich umgab. Ich mußte nun weiter nach Ungarn, irrte in das Gebirg nach Chemnitz. Aber überall hin folgte mir unbesiegbare Wehmuth, und lagerte sich schwer auf mein beklommenes Herz. Selbst das Licht

der Sonne in diesem schönen und interessanten Erdstriche schien mir feindselig; ich wünschte mich in den Mittelpunkt der Erde, in ewige Finsterniß, um die äussere Welt ganz meinen Augen zu entrücken.“

„Dieser Wunsch ward mir gewährt. Ich lernte in wenig Tagen einen sehr gefälligen kaiserlichen Bergbeamten kennen, und verdingte mich, zu seinem nicht geringen Erstaunen, als gemeinen Bergmann, unter dem Vorwande meine mineralogischen Kenntnisse zu vervollkommnen. Wir wurden alle zwölf Stunden in der Arbeit abgelöset, und ich hatte mir insbesondere ausbedungen, daß ich nur an den Stunden des Tages in den Gruben arbeiten dürfte, am Abend hingegen wieder heraus gefördert würde.“

„Bald machte ich mich mit allen Handgriffen meines neuen Standes bekannt; so trieb ich es ein ganzes Jahr, sah nur selten den goldenen Strahl der Sonne, und nur dann erst, wenn sie in den Sommermonaten sich jenseits der Gebirge unter den Horizont senkte.“

„Ich war fleißig, treu und pünktlich in meinen Arbeiten; erwarb mir bald das Vertrauen, dann die Achtung meines Vorgesetzten durch Ge-

nügsamkeit, Nüchternheit und durch meine Kenntniß der Geometrie, die ich leicht auf die unterirdische Markscheidekunst anwenden konnte. Allein nach einem Jahre war meine Gesundheit äusserst untergraben. Ich ward bleich und mager, und fast durchscheinend wie ein Geist. Meine körperlichen Kräfte erschöpften sich; ich wankte dem Grabe zu.“

„Die gütigen Vorsteher äusserten Mitleid, und befahlen mir ausdrücklich, eine Aenderung in den Stunden meiner Arbeit zu machen, daß ich mehr der Tagesluft und der holden Sonne genießen könne. Dann erklärten sie mich zum Obersteiger, so daß ich mehr über die Gefährten meiner Arbeit Aufsicht zu führen, als strenge Dienste zu leisten verbunden war.“

„Ich gewann also jetzt mehr Zeit, verwandte dieselbe auf das Studium der Mineralogie und Metallurgie, in welchen ich mich mit vielen jungen Studenten, denen durch Staatsanstalten hiezu alle Gelegenheit verschafft ist, zu üben Gelegenheit fand. Ich arbeitete also vielfältig in Versuchen, und erwarb mir sowohl theoretische als praktische Kenntnisse in dem Mechanismus, der Wasserwerke, der Kunsträder und Kunstmaschinen,

wobei mir meine Fertigkeit in Handzeichnungen großen Vorschub leistete. In freien Stunden ertheilte ich Unterricht in der Mathematik, Hydraulik und Mechanik, und gewann von meinen Zuhörern mir manchen blanken Dukaten, ein Zuschuß, der bei meiner nüchternen Lebensweise in diesem wohlfeilen Lande weit über meine Bedürfnisse reichte."

„Nach anderthalb Jahren erwachte in mir wieder die Liebe zur göttlichen Tonkunst; denn bei diesen Bergleuten, unter denen mehrere Böhmen waren, fanden sich viele, die in dieser Kunst keine gemeine Kenntniß und Fertigkeit besaßen. Die Sonn- und Feiertage schenkten wir also der Harmonie; ich führte die Direktion, und wir bildeten nun bald eine Gesellschaft, die keinem Hofe Unehre gemacht haben würde. Ich verfeinerte durch Uebung unter den jungen Bergleuten selbst einige vortreffliche Kehlen; entwarf und komponirte einige Gesänge, die auf Zufriedenheit mit unserm Stande, auf frischen Muth zur Arbeit, und auf inniges Vertrauen zur Vorsicht, Beziehung hatten. Oft fuhren wir mit einem vierstimmigen harmonischen Gesange in die Gruben; unsere Vorsteher fühlten sich oft bis zur

Wehmuth gerührt, wenn sie am Eingange des Bergschachtes, durch den wir uns in die Tiefe liessen, standen, und die immer schwächer werdenden Töne, kaum noch aus dem Mittelpunkte des Berges vernehmbar, in leise, aber immer harmonische Bebungen sich auflösen hörten."

„Eben so machten wir es, wenn wir nach zwölfstündiger Arbeit in den Gruben wieder auffuhren, und mit der nämlichen Harmonie, das langentbehrte, für uns nach unterirdischer Arbeit so willkommene, Tageslicht wieder begrüßten."

„Oft versammelten sich ehrsame Bürger und angesehene Herren mit jungen Frauenzimmern an der Oeffnung des Schachtes, und lauschten, so wie wir aufwärts stiegen, unsern Gesängen, wann sie sich aus der Tiefe in der reinsten Zusammenstimmung stufenweise entwickelten. Wie groß und allgemein war dann die Freude, wenn ich, den man als den Stifter dieser Harmonie prieß, zuletzt aus der Leiter empor stieg, dann meine Gefährten in einem Kreise sich um die Grube stellten, mich in die Mitte nahmen, und wenn wir dann, unsere Blicke gegen die niedergehende Sonne gewandt, mit entblößtem Haupte die letzte Strophe absangen, und dem gütigen Schöpfer

dankten, daß er aus der irdischen Nacht ohne Unfall uns der Quelle des Lichtes wieder entgegen geführt hatte."

„Auf diese Weise erwarb ich mir durch Fleiß, Harmonie, Unterricht und Rechtlichkeit die Liebe meiner Vorgesetzten, und die Achtung der guten Bürger. Oft ward ich in vornehmen Häusern zu Konzerten eingeladen, und ließ mich da auf der Harfe hören, einem Instrument, das in diesem Lande nicht sehr bekannt ist."

„Allein, wenn mich auch die Neuheit der Gegenstände, und die Beweise von Güte, die ich unter diesem fremden biedern Volke genoß, zerstreuten, heilte doch nicht die Wunde des Herzens. Ich brachte, ohne einen Laut zu geben, ganze Tage zu; verlebte sie oft ohne Speise und Trank nur in dem Gefühle meiner Wehmuth; schwebte immer in einer Ideenwelt, und wußte bei meiner Hilflosigkeit selbst nicht, was ich wünschen oder meiden sollte. Meine Kräfte schwanden, und es schien, als wenn der dumpfe Aufenthalt in der unterirdischen Nacht, der mir so angenehm war, den noch immer glimmenden Lebensfunken endlich auslöschen würde."

„Einer meiner Freunde, ein junger Arzt, der

Metallurgie studierte, machte mir endlich meinen Zustand zur Gewissenssache, und drang ernstlich darauf, daß ich aus diesen Gebirgen in ein milderes südliches Klima wenigstens auf einige Jahre wandern sollte. Ich mußte mich dazu entschliessen, bat um Entlassung, und erhielt sie mit allen Beweisen der Achtung und hohen Zufriedenheit meiner Vorgesetzten. Mein Freund versah mich mit einigen Empfehlungsschreiben an seine Verwandte nach Kärnthen, Krain und Triest. Ueberhäuft mit ansehnlichen Geschenken, die mit dem, was ich mir durch Arbeit und Unterricht erspart hatte, die Summe von fünfzig Dukaten überstiegen, reisete ich ab."

„Es war am Sonntage nach dem Gottesdienst, daß mich ein ganzes Chor meiner Freunde, Schülern und Bekannten aus der Stadt begleiteten. Wir zogen durch ein langes Thal, und stiegen bergan. Dort, wo sich uns eine herrliche Aussicht eröffnete, machten wir Halt. Die Gesellschaft nahm mich in die Mitte, und hob einen vierstimmig komponirten Abschiedsgesang an, der durch den mit ungarischem Wein gefüllten Becher der Freude noch mehr befeuert ward. Dann umarmte ich diese mir unvergeßlich guten Menschen mit

inniger Rührung, und machte mich auf den Weg. Noch lange hörte ich unten im Thale den Wiederhall ihres Gesanges, verstärkt durch den Ton blasender Instrumente, bis er endlich an der Ecke des Waldes verhallte."

„Ich wanderte als Bergmann gekleidet; war durchaus mit Pässen und guten Zeugnissen versehen. Ich trug einen großen ledernen Jagdsack auf dem Rücken, in welchem ich Zeichnungsmaterialien, einige Kleidungsstücke und sehr feine Wäsche hatte, durch welche ich mich immer auszuzeichnen beflissen war. Mein größeres Gepäck, worin Bücher, Zeichnungen und Musikalien waren, hatte ich mit guter Gelegenheit nach Klagenfurt in Kärnthen gesandt. Eine Sammlung von Mineralien war nach Wien gewandert, wo sie in dem Hause eines Freundes bis auf Rückforderung hinterlegt waren. So zog ich also unbesorgt durch den östlichen und südlichen Saum von Ober-Ungarn, durch Steiermark, Kärnthen und Krain, gegen die Grenze des holden Italiens, Idria zu, wo ich die so schönen und seltenen Quecksilber-Bergwerke zu sehen und zu untersuchen mir vorgenommen hatte."

„Meine Empfehlungen verschafften mir überall

guten, und meistens gastfreundlichen Empfang. Zu Idria war ich bald mit den Bergleuten und ihren Vorstehern bekannt. Ich wohnte in einem ansehnlichen Gasthofe, wo ein sehr höflicher Franzose mein fast täglicher Mitgenosse am Tische war, und sich durch die Höflichkeit auszeichnete, daß er nie von einer Speise nahm, ohne mir nicht zuerst davon angeboten zu haben. Er saß meistens vor dem Tische in einer Ecke und las, während dem ich in einer andern schrieb, zeichnete, oder Mineralien- und Bergarten verglich, oder durch Reagentien untersuchte."

Bald entdeckte ich, daß er die Bergwerke in der nämlichen Absicht befuhr, die ich bei dieser Reise hatte. Während dem Speisen verfielen wir oft auf unsere Lieblingsstudien, auf Mineralogie, und da er deutsch gar nicht, sondern nur vollkommen französisch und dürftiges Latein, ich aber gutes Latein und schlecht französich sprach, so entstanden oft sehr lächerliche Mißverständnisse, die wir bald in der einen, bald in der andern Sprache mit beiderseitiger Zufriedenheit aufzuklären beflissen waren."

„Der Franzose, der mich für einen gemeinen Bergmann angesehen hatte, jetzt aber bei mir

Sprachkenntniß, Mineralogie, Zeichenkunst und Lebensart fand, war nicht wenig erfreut, viele und gute Kenntnisse unter einem so gemeinen Kleide zu entdecken. Endlich sagte er mir, er sei der Maltheser Ordensritter, und Kommandeur Dolomieu. Er wolle, wenn ich sonst für jetzt kein bestimmtes Geschäft hätte, mich unter guten Bedingnissen nach Italien nehmen, wofern ich mich zu seinen mineralogischen und geognostischen Arbeiten gesellen wollte."

„Mit diesem Antrage hatte die Vorsicht besser für mich gesorgt, als ich es selbst wünschen konnte, Dolomieus Reisen waren mir bekannt. Ich übereilte mich indessen nicht, aus Gründen der Besonnenheit, und nachdem ich endlich mich von der Idealität der Person überzeugt hatte, mit der ich einen Vertrag eingehen sollte, so schloß ich ab, unter folgenden Bedingnissen:

Dolomieu nahm mich auf seine Kosten mit nach Italien. Er hielt mich in allem frei, und gab mir überdies monatlich fünf Louisd'or. Ich nahm dagegen Antheil an seinen naturhistorischen Arbeiten, sowohl schriftlich als praktisch. Die Mineralien und Naturkörper, die wir sammelten, waren gemeinschaftlich, und sollten vollkommen

und billig getheilt werden. Ging der Ritter aus Italien zurück, so mußte er mich, wenn ich anders so wollte, entweder nach Frankreich oder Deutschland führen, u. s. w.“

„Also kamen wir mit einander überein, ohne daß ich Ursache zu einer spätern Reue gehabt hätte. Mir lagen jetzt nur noch meine in Wien hinterlegten Mineralien am Herzen. Ich sprach dem Ritter davon. Er, der kein Geld sparte, ließ sie kommen, und versprach sie zu kaufen. Wir verblieben nun noch sechs Wochen in Idria, und machten Ausflüge, theils zu Fuß, theils zu Pferd, nach Triest, an die Ufer des adriatischen Meeres, durch Istrien und Friaul, bis endlich meine Mineralien in Triest ankamen.“

„Der Ritter untersuchte sie; es waren schöne Goldstufen darunter, er bot mir hundert Dukaten fürs Ganze. Ich schlug ein, ohne zu handeln, denn wie hätte ich mir getraut, so vieles zu verlangen? So war ich dann jetzt reicher als je. Die Mineralien wurden verpackt, und von Triest zur See nach Marseille geschickt.“

„Jetzt, es war in der Hälfte des Septembers, reiseten wir nach Italien. Italiam! Italiam! rief ich begeistert — wie die Gefährten des Aeneas —

als wir zum ersten Male jenseits des Tagliamente das Reich der alten Lombarden betraten. Welche klassische Erinnerungen ergriffen mich bei dem Anblicke dieser Feigen- und Maulbeerbäume, bei diesen schlanken, himmelhohen Pappeln, an die sich die emporkriechenden, mit Früchten beladenen Weinreben so weiblich schön anschmiegten! Ich ward kindlich erweicht, und brach in einen Strom von Thränen aus, als wir zum ersten Male durch eine dreifache Allee von Zypressen nach einem Frauenkloster, in welchem der Ritter Bekanntschaften hatte, reiseten. Ich traf dort himmlische Figuren an. Sie hätten weder Stimme noch Gestalt ablegen dürfen, um unter die Chöre der Engel aufgenommen zu werden. Hier herrschte Unschuld und Empfindung, reiner italienischer Witz, und eine für uns Nordländer unnachahmliche Harmonie der Sprache, die sich in Gesang ergoß. Wir hatten nach Tisch eine musikalische Unterhaltung, mit der uns die religiösen Mädchen jenseits des Gitters, das sie von uns trennte, begrüßten."

„Ich brach bei ihrem Anblick wie Ulysses bei dem Gastmahl des Königs Albinous abermals in geheime Thränen aus, hätte gerne, gleich

dem griechischen Helden, mein Haupt verhüllt, und den Unsterblichen heimlich aus dem silbernen Becher, den man mir vorgestellt hatte, eine Libation gebracht, hätte dieses ohne Aufsehen zu erregen geschehen können. Ach, die Erinnerung an die Elegie, die den Schleier, wie diese unschuldigen Mädchen genommen hatte, drückte schwer auf mein Herz."

„Dolomieu hatte mich wohl beobachtet; störte mich aber in meinen Empfindungen nicht. Doch da wir nach Hause fuhren, stellte er mich auf eine feine, theilnehmende Weise zu Rede. Ich vermochte Anfangs nur durch Thränen zu antworten. Als ich endlich zur Sprache kam, und gedachte, wie edelmüthig der Ritter mich bisher behandelt, zeigte ich ihm unverholen die tiefe Wunde meines Herzens."

„Der Kommandeur Dolomieu war einer der edelsten Menschen, die je auf der Erde gewandelt haben. Er sprach mir Muth und Trost zu, und sagte, daß ein gefühlvolles Herz eines der herrlichsten aber auch der gefährlichsten Geschenken des Himmels wäre. Dann betheuerte er, daß das Vertrauen und die Aufrichtigkeit, die ich ihm bewiesen, jene hohe Meinung, welche

er von mir geschöpft, und den Werth, den er auf meine Gesinnungen gelegt, noch mehr erhöht hätten. Er zweifelte zwar als Psycholog, und nach den Symptomen, die er an der Temperatur meines zur Weichheit so geneigten Gemüths beobachtet habe, ob ich je wieder vollkommen genesen würde; „allein“, setzte er hinzu: „der Genuß des schönen Himmels, unter dem wir reisen, die Neuheit ganz fremder Gegenstände, die Sie mit mir sehen werden, die Betrachtung so vieler herrlichen Werke der Kunst und der Natur, endlich die Anstrengungen in unsern gemeinschaftlichen Studien, die mit so vieler Abwechselung verbunden sind, werden Ihre Wunde wenigstens vernarben, und wenn sie auch zuweilen bei irgend einem Anstoße wieder aufbrechen, so steht es doch meistens in Ihrer Gewalt, diesen Anstoß zu vermeiden. Von nun an aber, setzte er hinzu, verspreche ich Ihnen, daß ich Sie nie mehr in ein Frauenkloster führen werde!“

„Seit diesem Augenblicke schloß ich mich noch inniger an den gutmüthigen Ritter. Wir reiseten durch Ober-Italien nach Bologna, dann wieder rechts über die Appeninnen, nach Siena und Florenz, von da in den Stato degli presidi,

und schifften uns nach Porto-Ferraio auf die interessante Insel Elba über, dieses ungeheure Magazin der sonderbarsten Eisenminen und mineralogischen Erscheinungen."

„Nach dem Aufenthalt von einigen Wochen segelten wir zu den liparischen Inseln, der berüchtigten Wohnung des alten Aeolus, verewigt durch die alten römischen und griechischen Gesänge. Dann setzten wir nach Sizilien über, machten Querzüge durch die Insel und bestiegen den cyklopischen Aetna. Der Ritter schaffte Führer und Leute an, die unser Gepäck und unser Mundvorrath trugen. Wir übernachteten zweimal unter dem berühmten Castagno di cento Cavalli*), und viermal in einigen elenden Hütten der Ziegenhirten, wo wir nichts als Gutherzigkeit, fette Milch, Käse und Kastanien antrafen. Wir liefen nicht ohne Gefahr um den ganzen Krater des Aetna, und einmal, da mich unter dem ewigen Dampf und Rauch Schwermuth und Lebensüberdruß ergriff, hatte ich Lust, den Sprung des Empedokles zu wagen, um meinem Freunde

*) Ein Kastanienbaum, unter dem hundert Reuter Obdach finden. S. Brydons Reisen.

Dolomieu von unten auf, wo möglich zuzurufen, wie es da aussehe? Dann durchstrichen wir alle Gürtel des Berges, krochen in alle Höhlen. Ich kam in eine, die so geräumig war, daß sie die ganze Heerde des Polyphemus wohl hätte beherbergen können. Ich hatte eine Elzevirische Ausgabe des Virgil bei mir, und las das dritte Buch, wo Achämenides, der rückgelassene Gefährte des Ulisses, den Trojanern seine Abentheuer erzählt."

„Ueberall, wo ich ging und stand, trat ich auf klassischen Boden; überall staunte ich die Natur über und unter mir an. Ich vergaß wenigstens in diesen schwelgerischen Augenblicken allen geheimen Kummer, alle Leiden meiner Seele. Bald waren aber unsere Träger mit Lava und Naturerzeugnissen jeder Gattung so beladen, daß sie fast unter der Last erlagen. Wir mußten sie also bis an die ersten Hütten den Berg hinunter zurückschicken, und die Bürden dort ablegen lassen. Dann verschrieb der Ritter aus einem unten am Fuße des Berges gelegenen Maierhof zwei Maulthiere, diese wurden beladen, und so zogen wir mit unsern Schätzen nach der Stadt Catanea."

„Hier erholten wir uns mehrere Tage von der

großen und übermäßigen Anstrengung. Dann miethete der Ritter ein kleines Ruderschiff oder eine *Speronera*. Wir bestiegen es mit Sonnenuntergang, und die sternhelle Nacht hindurch gerudert von den Armen vier starker Seeleute, fuhren wir bei Sonnenaufgang in den Hafen zu Valetta, der Hauptstadt von Malta, ein."

„Es machte auf mein Gemüth einen großen, unbeschreiblichen Eindruck, als ich zum ersten Male diese von den Sonnenstrahlen vergoldete Kuppeln und Thürme, den von hundert Fenstern schimmernden Palast des Großmeisters, die hohen Festungswerke mit ihren wehenden Flaggen, und endlich rechts die kleine Pestinsel, wo die Quarantäne von denen aus der Levante und Afrika kommenden Schiffen gehalten wird, mit den unermeßlichen Lazarethen und Waarenlagern sah, wo der Orden der Hospitaliter selbst den Tod beherbergt, damit er nicht seine Verwüstungen in die europäischen Hafen verbreite; als ich jene schwebenden in Terassen erhobenen Garten mit den holden Pomeranzen und Zitronen, mit Johannisbrod-Bäumen und luftig wehenden Palmen erblickte!"

„Ich fand mein ganzes Wesen durch geheime

Kraft gestählt. In der That, diese Reise hatte wohlthätig auf meine Brust gewirkt, und die giftigen Dämpfe verscheucht, die ich in den unterirdischen Schachten der ungarischen Bergwerke eingesogen hatte. Ich war leicht und behende, als wenn ich das Irdische und Drückende meines Körpers abgelegt hätte."

„Dolomieu hatte schon ein eigenes Quartier in Valetta auf der Hauptstraße, die nach dem Hafen ging, gemiethet. Wir richteten uns bald mit unsern täglichen Arbeiten ein. Seine Bibliothek und ein kleines niedliches Laboratorium, wo wir metallurgische und chemische Versuche im Feuer machten, war der Mittelpunkt, wo wir uns täglich trafen, und wo wir unsere bestimmte Stunden arbeiteten. Der Ritter stellte mich seinen Freunden und dem Chef des Ordens als einen deutschen Gelehrten vor, der an seinen Beschäftigungen Antheil nehme. Der feine Mann verschwieg aber mit Schonung meines Zartgefühls, daß ich eigentlich in seinem literarischen Dienste sei. Nun waren mir alle Gesellschaften offen, ich durfte ihn ohne Verlegenheit überall hin begleiten."

„Jetzt lernte ich Männer von allen Nationen

kennen; Griechen, Armenier, Türken, Aegyptier, Spanier, Marokaner, Portugiesen, Engländer, Schweden, Dänen und Russen. Denn hier war das große Emporium der Welt, wo alle Mundarten durcheinander tönten, und wo alle Schiffe einliefen, die nach der Levante oder nach dem westlichen Europa handelten, weil sie nicht nur allein milde im Zoll behandelt wurden, sondern auch alle Lebens- und Schiffsbedürfnisse um den billigsten Preis fanden, und den unschätzbaren Vortheil genossen, ihre Kranken in das große Hospital des Ordens zu schikken, der nach seinem Institut verbunden war, sie unentgeldlich zu verpflegen und heilen zu lassen. Ich sah nie eine solche Einrichtung in einem unermeßlichen Raume. Die Säle, die in Form eines Kruges oder eines großen lateinischen T gebaut waren, begriffen fünfhundert Betten, die alle so gestellt waren, daß sie auf einen einzigen Altar mit dem einfachen Bildniß des Gekreuzigten sehen konnten. Aeltere Ritter, einen Stab in der Hand, führten in den Sälen das Kommando, jüngere nach der Reihe der Nationen warteten den Kranken auf. Die Deutschen hatten diese Pflicht am Freitage."

„Da ich die lateinische Sprache nach Grundsätzen studiert hatte, so ward es mir sehr leicht, die italienische mit ihren verwandten Dialekten auf die Urquelle zurückzuführen. Ich bekam einen großen Sprachschatz in den Kopf, und konnte mich mit allen Nationen unterhalten. In dem Französischen hatte ich mich durch den täglichen Umgang mit Dolomieu so vervollkommnet, daß ich es gleich zierlich sprach und schrieb."

„Ich studierte die Verfassung des Ordens, und bei freien Tagen duchstrich ich die ganze Insel, sowohl um Naturkörper zu sammeln, als auch um die Kultur und die Nation zu beobachten. Ich fand ein ruhiges, zufriedenes, nüchternes, sehr arbeitsames und sehr religiöses Volk, das unter einer väterlichen Regierung eine so wenig als nur möglich beschränkte politische Freiheit genoß. Denn wo ist wohl ein Fleck des Erdbodens, Maltha und etwa die Schweiz ausgenommen, wo der Souverain von dem Unterthan keinen Kreuzer von Personal- oder Grundsteuern fordert, das Getraide aus den Magazinen um einen bestimmten Preis abgiebt, dem kranken Bürger, der es verlangt, die Arzneien unentgeldlich abliefert, oder ihn kostenfrei auf einem uner-

meßlichen Hospitale verpflegt, wenn er diese Wohlthat fordert? Daher sah ich auch jene ungeheure Bevölkerung von 120,000 zufriedener Menschen, die sich auf einem engen Raum von einundzwanzig Stunden mit Ackerbau, Handel, Wandel und Schiffahrt ernährten und umhertrieben, und nie Lust bezeugten, ihren vaterländischen Aufenthalt mit einem andern zu vertauschen, wenn sie auch große und vortheilhafte Handelsreisen machten."

„Die Kapelle des Großmeisters war vortrefflich besetzt. Die Liebe zur Tonkunst erwachte wieder in mir. Ich hatte das Glück auf einem englischen Schiffe eine vortreffliche Harfe zu kaufen, und begleitete mit meinem Saitenspiel am Freitage der stillen oder der Charwoche in der Hauptkirche hinter dem herrlich erleuchteten und verzierten Gerüste, welches das Grabmal unsers Erlösers vorstellte, die biblischen Klagelieder des Jeremias, seelenvoll vorgetragen von einzelnen abwechselnden Stimmen. In Malta hatte man noch wenige gute Harfenspieler gehört. Der ganze Hof mit einem unzählbaren Volke war gegenwärtig. Der gütige Souverain ließ mich zu sich berufen; Dolomieu stellte mich selbst vor, und ich ward fürstlich beschenkt."

„Da mir der Ansatz auf der Harfe so geläufig war, bekam ich auch bald Fertigkeit auf dem Lieblingsinstrument der Italiener, auf der Laute und Guitarre, mit welchen sie in der tiefen Stille der göttlichen genußreichen Abende, die man in diesem Lande nach einem heissen Tage unter duftenden Pomeranzenblüthen verlebt, ihre melodischen Lieder begleiten."

„Wöchentlich besuchte ich auch einige Stunden die mathematische Schule in Valetta, und nahm Antheil an dem astronomischen Unterricht. Ich übte mich in dem Kalkul des Unendlichen, lernte auf der großmeisterlichen Sternwarte bald den Gebrauch der verschiedenen Instrumente, und versank unter diesem reinen nie getrübten Himmel, wo so viele südliche Sternbilder sichtbar sind, bei diesem unermeßlichen Gesichtskreise, in die Betrachtung der Weltkörper; betete den Allmächtigen in seinen großen Werken, im Systeme seiner nie gestörten Ordnung an, und befestigte meinen Glauben an seine unermeßliche Güte und Vorsicht."

„Land und Himmel waren wohlthätig für meine Gesundheit. Mein Körper stärkte sich, und wenn die Wunde, die ich noch immer am Herzen

trug, auch nie ganz heilte, ward mein geheimer Kummer doch sehr gelindert."

„Vor unserer Abreise von Malta theilte Dolomieu mit mir den Schatz unserer erworbenen und fleißig bestimmten Naturalien, und half mir das, was ich nicht selbst behalten wollte, an das Kabinet des Großmeisters und an einige wohl unterrichtete Ritter veräussern. Ich erhielt auf diese Weise zu meinen andern Ersparnissen eine beträchtliche Baarschaft."

„Wir reiseten nun am Ende des Mais wieder nach Catanea, durchstrichen den südlichen und östlichen Theil von Sizilien bis nach Messina. Dort setzten wir über die Meerenge, über die im Grunde des Meeres verborgenen Wohnung der klassischen Ungeheuer Scylla und Charybdis und der Sirenen nach Reggio über. Wir durchwanderten mühsam Kalabrien nicht ohne Lebensgefahr, und verdankten unsere Sicherheit nur unsern wachsamen und rüstigen Bedienten und einigen wohlbewaffneten Begleitern. Mit Recht heißt daher dieser schöne und fruchtbare Strich Italiens das Paradies, bewohnt von Bestien. Wir schlugen unsern festen Aufenthalt in einem Benediktiner-Kloster unweit Neapel auf, wo der

Ritter schon früher Bekanntschaft hatte. Dieser einsame Ort hatte die schönste Lage von der Welt zwischen der reizenden Hauptstadt und dem Vesuv. Wir genossen hier einen unermeßlichen Horizont, Ruhe zum Arbeiten, und die Gemächlichkeit, jene Gegenden, die wir besuchen wollten, mit Muse und von der Nähe aus zu bewundern."

„Also bestiegen und durchkreuzten wir den Vesuv in allen Richtungen, und blieben oft auf dem Berge in der Hütte eines Eremiten über Nacht, um unsere Arbeiten vor Sonnenaufgang anfangen zu können."

„Die Ausbeute war hier noch unermeßlicher, als auf dem Aetna. Sie können in meinem Tagebuch die interessanten Bemerkungen lesen, die ich auf Ort und Stelle niedergeschrieben habe. Die Geistlichen, die uns beherbergten, waren gute und gefällige Leute. Dolomieu zahlte für sich und mich Unterhalt und Wohnung. Wir hatten hier den reichsten Garten mit der üppigsten südlichen Vegetation, und den Gebrauch einer Bibliothek, in der uns viele historische Werke und lateinische und griechische Klassiker in guten Ausgaben und Handschriften zu Dienste standen. Aus den letztern sammelte ich mir viele Varian-

ten und Auszüge. Nirgends habe ich ruhigere und angenehmere Tage verlebt."

„Die wohlthätige Stille, der Geist der Ordnung, Gegenstände, würdig dem Verstand Nahrung zu geben, Muse ihn zu bilden, Umgebungen, die das Herz zur Anbetung des Schöpfers, zum Danke gegen den Himmel, zur innern tröstlichen Frömmigkeit, zu schönen Hoffnungen erhoben, belebten in mir den Wunsch, in irgend einem ruhigen Winkel des Erdbodens, mich ganz dem Dienste Gottes, meinen christlichen Nebenmenschen und dem Studium der Wissenschaften zu widmen."

„In diesem Wunsche ward ich noch mehr durch die Schriften des heiligen Augustin, und vorzüglich durch seine Confessiones, die ich las, bestärkt. Ich fand in dieser Selbstbiographie des großen Kirchenvaters unendlichen Seelentrost, in der Aufrichtigkeit, mit welcher er Gott Rechenschaft von seinen Handlungen, seinen Gesinnungen, seinen innigsten Gedanken, seinen Fehlern und Gebrechen ablegt, für mich Belehrung, und glaubte einen Fingerzeig auf das zu entdecken, was ich einsamer, am Herzen unheilbarer Sterblicher thun sollte, frühe oder spät thun müsse."

„Drei volle Monate brachten wir hier unter abwechselnden Arbeiten zu. Oefters ritten wir nach Neapel, nach Portici. Ich durchmusterte diesen klassischen Boden noch mit weit größerm Genusse, als mein gütiger Freund Dolomieu, denn Virgil und Theokrit begleiteten mich bei meinen Wanderungen. Ich saß einen halben Tag auf dem Grabmal des römischen Dichters, und las seine Hirtengedichte und seine unnachahmlichen, so fein geglätteten Gesänge über den Landbau, mit dem er begeistert von dem schönen Himmel dieses heitern Landes sich die Unsterblichkeit und Bewunderung aller gebildeten Nationen des Erdbodens errungen hat."

„Dolomieu überraschte mich eines Morgens durch die Ankündigung unserer nahen Abreise nach Rom."

„Roma die Heilige, Roma die Pflegerin der Wissenschaften, von der Vorsicht bestimmt, durch die Gewalt der Waffen, durch Gesetze und durch die Macht der Religion und Moral die Welt zu beherrschen, ach, ich sah dich mit allen den großen Denkmalen der ältesten und neuesten Zeiten. Hier lebte ich vier Monate mit Dolomieu. Familienangelegenheiten und die ersten

Regungen der französischen Revolution riefen diesen thätigen und vortrefflichen Gelehrten in sein Vaterland zurück. Unserm Vertrag gemäß bot er mir an, mich nach Frankreich mitzunehmen."

„Allein seitdem ich in Rom war, wälzten sich in meinem Geiste ganz andere Entschliessungen. Ich that förmlich Verzicht auf die Reise nach Frankreich. Wir theilten hier abermals unsere Naturalien. Ich versilberte die meinigen mit großem Gewinn an einige reisende Engländer. Mit dem, was ich seither erworben hatte, und was mir der großmüthige Mann noch vor seinem Abschied verehrte, war ich wenigstens auf zwei Jahre geborgen."

„Ich schied also nicht ohne Thränen von meinem gütigen Freund, und — ich darf es sagen — Lehrer, dessen Umgang und Unterricht ich unendlich viel zu verdanken habe."

„Nach seiner Abreise verlor ich mich ganz in die Betrachtung der Alterthümer und Kunstwerke, von denen ich täglich umgeben war. Bald ward ich mit vielen unserer Landsleuten bekannt, die in dieser Hauptstadt seit Jahren dem Genius der Kunst opferten. Zum ersten Male trafen nach so langer Zeit wieder mein Ohr die kräftigen

Töne der vaterländischen Sprache. Ich gesellte mich bald zu den Uebungen meiner Landsleute. Ich zeichnete schon früher nicht schlecht, und hier fand ich tausend Veranlassungen mein Reißblei zu beschäftigen. O die Ansicht der schönen Natur und ihrer Nachbilderin, der Kunst, reißt so unwiderstehlich dahin! warum hätten sie mein Herz nicht ergreifen sollen, das für alle schönen Gefühle so offen war?"

„Durch Umgang und Unterricht der Künstler ward mein Geschmack, wie das Gold durch Feuer, geläutert. In die höhere Kunst konnte ich mich nicht versteigen. Ich hätte viele Jahre zu diesem Studium gebraucht. Aber ich erhielt bald eine große Fertigkeit im Nachzeichnen, und fand auch hier Mittel, durch Kunst und Arbeit auf den schlimmsten Fall hin, meinen Unterhalt zu sichern, wenn mir ja das Geld ausgehen sollte."

„Der würdige und kunstreiche Gmelin, ein deutscher Künstler, gebürtig aus dem obern Breisgau, im Markgrafthum Baden, von dem Sie viele vortreffliche Kupferstiche in meinem Wohnzimmer sehen können, empfahl mich an einen Grafen L**. P**. aus P..., der viele bisher vernachläßigte Basreliefs abzeichnen ließ.

Ich machte mich mit Liebe an diese mühsame Arbeit, und hatte bei dieser Unternehmung einen Gefährten — wen? — einen gebornen Kalmuken, Namens Feodor, einen in Absicht auf Kunstfertigkeit vortrefflichen Menschen, den der badische Hof hat erziehen lassen, und den sein Genius nach Rom trieb. Von Kunstgefühl, mein Freund, ist keine Nation ausgeschlossen, eben so wenig, als von der Tugend. Es ergreift eben so gut den Geist der tatarischen Steppenbewohner, der Nachkömmlinge des Volkes, das einst unter Dschingischan den halben Erdkreis beherrschte, als die Urenkel der Teutonen und Tuiskons. Ich wetteiferte mit dem kunstreichen Kalmuken in Treue und Bestimmtheit der Darstellung, und unsere Arbeit ward uns reichlich belohnt."

„Indessen hatte ich unter den Künstlern, die mich gütig in ihre Freundschaft aufnahmen, einen Vortheil, den nicht alle gleichmäßig mit mir theilten — Kenntniß der alten Sprachen, und Uebung in den Klassikern. Ich vernachläßigte dieses Studium nicht. Ich ward, wo nicht als ausgezeichneter Gelehrter, doch als ein Freund und wißbegieriger Schätzer des Alterthums und der Gelehrsamkeit bei dem Kardinal Borgia

eingeführt, der die holden Musen und ihre Verehrer großmüthig unter seinem Schutze hielt. Diesem edlen Mann und Kirchenprälaten verdanke ich es, daß ich auf der vatikanischen Bibliothek manche der klassischen Handschriften zur Einsicht und zum Vergleichen bekam, zu deren Prüfung mich mein Genius antrieb.“

„Der göttlichen Tonkunst ward ich nicht untreu. Jeden Sonn- und Festtag besuchte ich die St. Peterskirche, wo die Kapelle des Pabstes in der Harmonie von sechszig Kehlen ertönte, aus denen nie ein Mißton erklang, und deren Kunst keine Nation des Erdbodens nachzuahmen fähig sein wird. Ich erwarb mir bald die Freundschaft von mehrern Musikern. Ich erlernte von ihnen durch Uebung und Nachahmung großen Vortheil im Vortrage des reinen Gesanges. Mein Harfenspiel gefiel. Ich setzte, deklamirte und begleitete einige Gesänge Ossians nach der Uebersetzung des geistreichen Abtes Cesarotti, ein Versuch, der noch nie gemacht worden war, und der wiederholt mir ein zahlreiches Auditorium und den lauten Beifall vieler Kunstliebhaber als Freunde verschaffte.“

„Jeden Monat hatten die deutschen Künstler

einen bestimmten Tag, der ausschließlich der Freude und dem geselligen Vergnügen gewidmet war. Wir fuhren nach Tivoli oder wir gingen in die nähern Umgebungen Roms. Einer von diesen Tagen ist mir unvergeßlich. Wir sammelten uns bei der Pyramide des Cajus Cestius. Ich stieg bis auf die Hälfte dieses Denkmals der alten Welt, meine Harfe im Arm. Die deutschen Freunden lagerten sich in verschiedenen Gruppen auf den Boden, ihre Augen auf mich geheftet. Ich präludirte und sang dann einige Lieder von Jakobi, Göthe und Schiller. Anfangs herrschte sinnige Stille, aber die Töne der Muttersprache und die Allgewalt der deutschen Melodie wirkte bald auf die Gemüther in diesem fremden, vom deutschen Himmel so weit entfernten Lande. Einige brachen in Wehmuth aus, und verbargen nicht ihre geheimen Thränen, andere drückten ihre Gefühle durch Gebährden aus, am Ende stimmten alle zur Harmonie der bekannten und ihnen geläufigen Melodien ein. Sie liefen auf die Pyramide Sturm, rissen den vaterländischen Sänger herunter, und überhäuften ihn mit freudigen Umarmungen. Wir lagerten uns in Schatten, speiseten und tranken

fröhlich. Nach unserm freudigen Mahle, das von italienischen Weinen belebt ward, forderten mich die Landsleute auf, ich sollte ihnen im Geschmacke der italienischen Improvisatori unvorbereitet eine deutsche Geschichte singen. Vergebens wehrte ich mich gegen die Schwierigkeit der Aufgabe. Man jagte mich die Pyramide wieder hinauf. Ich stand aufrecht, meine Blicke auf das Kapitol und auf die Ruinen des alten Roms gewendet."

„Während ich präludirte, fiel mir die Geschichte der Ostgothen des großen Theodorichs auf. Ich besang seinen Zug nach Rom, und fing meinen Vortrag mit einem Rezitativ an, das ich durch Arien, so gut es gehen wollte, dann wieder mit Rezitativen abwechselte, wobei meine Reminiszenzen aus Dichtern und meine eigenen frühern Versuche in der Dichtkunst die Begeisterung unterstützten. Also riß mich meine Phantasie von einem Bilde zum andern hin, während mir ihre Schwester, die holde Harmonie, treulich die Hand bot. Zum ersten Male empfand ich das, was die Dichter des Alterthums empfunden haben, eine überirdische Inspiration, die sie eine Ausströmung des göttlichen Musageten Apollo nannten. Ja gewiß ist, was der Dichter sagt:

Est Deus in nobis, agitante calescimus illo. Wenn dieser begeistert, denn folgt Bild auf Bild, Ton auf Ton, der Geist schwärmt im Reiche der Ideen, empor getragen vom Fittiche der Harmonie. Es ist ein unbegreiflich angenehmer Zustand, aber erschöpfend, weil er alle Seelenkräfte in Aufwand setzt."

„Nachdem ich nun meinen Freunden den König Theodorich gesungen, und Stimme und Harfe ermattend verstummten, brachen sie in lauten Jubel aus. Ich stieg herab; sie empfingen mich frohlockend, machten ein Geflecht von zusammengefügten Händen, setzten mich darauf, und trugen mich frohjauchzend unter einen benachbarten Lorbeerbaum; sie rissen Zweige ab, flochten einen Kranz, und umwanden meine Schläfe. Dort labten sie den erschöpften Sänger mit dem Geschenke der Ceres und des Bachus, wie die Männer von Ithaka den Sänger Phamius labten, der ihnen, doch nur aus Zwang und Noth, gesungen hatte."

............

Kaum hatte der Abt die letzten Worte geendet, kam ein Bedienter, der einen kleinen Korb am Arme trug. Dieser enthielt, mit Einschluß einer

Schale voll Milch, die cerealischen und bachischen Geschenke, die mir vorgestellt wurden. Der Abt selbst trank nie Wein, kaum einmal bei Tische. Für jetzt begnügte er sich, wie die indischen Braminen, mit einer Schale Milch. Ich stand auf, nahm einen Becher Weins, und nachdem ich gen Himmel geschaut, und meine stillen Wünsche verrichtet hatte, goß ich als Libation einige Tropfen in die silberhell sprudelnde Quelle, und trank mit geheimer Bewunderung auf das Wohl des Mannes, der mit einem vortrefflichen und für alles Gute und Schöne so empfänglichen Herzen so vieles in der Welt gesehen und geduldet hatte.

Des Dieners Gegenwart hinderte, das Gespräch fortzusetzen. Die sinkende Sonne mahnte nach Hause zu wandern. Man stellte mir zu Hause frei, ob ich in Gesellschaft oder auf meinem Zimmer speisen wollte. Ich wählte das Letztere, weil der Abt des Abends nie aß, noch bei Tische erschien, sondern nach Sonnenuntergang mehrere Stunden in die Nacht hinein studierte. Damit war mir wohl geholfen, denn ich selbst verwendete diese Zeit auf meine täglich laufenden Briefwechsel und auf das Niederschreiben meiner Bemerkungen.

Der Abt rieth mir, den folgenden Tag mich mit dem Innern seines Hauses näher bekannt zu machen. Aber schon hatte mir der Arzt des Klosters, ein braver Naturhistoriker, einen Ausflug in die Gebirge bei der Morgenfrühe zugesagt.

Kaum verklärte der junge Tag den östlichen Saum des Gebirges, so erhob ich mich vom Lager, geweckt durch den harmonischen Klang einiger Glocken und eines vierstimmigen feierlichen Chorgesanges, der mir aus der nahen Kirche zutönte. Nie bin ich mit größerm Vergnügen erwacht. Mein Geist stimmte in die fromme Harmonie ein, von der die Luft durch alle Schwingungen erbebte.

Ich machte mich mit meinen Leuten und dem Arzte des Klosters auf, und bald erhoben wir uns in die heitern Regionen der Rhododendern. Nach langen Wanderungen traten wir mit reicher Beute beladen den Rückweg an. Der Abt hatte uns schon längst mit seinem Fernrohr ausgespähet, und die Aufmerksamkeit gehabt, uns an eine Bergschlucht, durch die wir nothwendig ziehen mußten, ein sehr willkommenes, doch frugales Frühstück entgegen zu schicken.

Mein erster Gang, als wir wieder zum Kloster

kamen, war zur Bibliothek. Sie war vortrefflich nach den wissenschaftlichen Fächern abgetheilt, zweistöckig, helle, gut beleuchtet, mit einigen Stanzen oder Nebenkabinetten versehen.

In einem derselben fand ich einige junge Mönche, die Auszüge aus historischen Werken machten; in einer andern schrieben sie alte Urkunden vom Originale ins Reine, andere zeichneten die Karaktere dieser Urkunden und Siegel mit der höchsten Vollkommenheit nach.

Ich sah schöne Kupferwerke sowohl im diplomatischen, als archäologischen und naturhistorischen Fache, eine Landkarten-Sammlung, dann in andern Sälen ein reiches mineralogisches Kabinet, einen Apparat von physikalischen und mathematischen Instrumenten, wo einige Studenten und einige junge Mönche Unterricht erhielten.

Auf einem andern Gang hörte ich, daß in den meisten Zimmern Uebung und Unterricht im Singen und auf verschiedenen Instrumenten gegeben ward; überall fand ich Thätigkeit, überall Eifer und Beschäftigung. Von da führte mich der Arzt des Hauses eine Treppe hinab, in einen besondern Garten, wo nicht nur allein die interessantesten Pflanzen der Gegend, sondern auch

viele ausländische, die unter dem freien Himmel den Winter ausdauern, auch diejenigen, die in der Technologie und in der Arznei Gebrauch haben, zusammen gestellt waren. Auf einer Anhöhe, die den ganzen Garten beherrschte, war ein Bosquet von in- und ausländischen Bäumen angelegt, zwischen denen sich ein Bach über natürliche Felsen tosend herabstürzte. Unter dem Garten ergoß er sich nach verschiedenen schlangenförmigen Windungen in einen hellen Teich, in welchem die weißen und gelben Nymphäen oder Seerosen, die Stachelnüsse, der Kalmus und andere Wassergewächse erzogen wurden. Selbst die Felsen waren mit verschiedenen Pflanzen, die diesen Standpunkt forderten, ohne daß man Kunst ahndete, besetzt. Eine trichterförmige, mit hohen Bäumen und Gebüschen finster umschattete Vertiefung, wo der Thau nie auftrocknete, war zwischen künstlichen Felsen und Tuffsteinen mit den schönsten und seltensten Moosen, Farrenkräutern und Alpenpflanzen ausgestattet.

Diese Anlage, ein Werk des Arztes, machte eben so sehr seinem Geschmack als seiner naturkundigen Einsicht Ehre. Vom Frühlinge an, und den ganzen Sommer hindurch, erhielten hier

die jungen Geistlichen Unterricht, die Lust und Neigung zu diesem nützlichen und für das menschliche Leben so wichtige Studium bezeigten.

Nach der Uebersicht dieser interessanten Parthie, die ich in der Folge noch täglich besuchte, ward mit einer Glocke das Zeichen zum Speisen gegeben, und wir wanderten in den Saal.

Bei dem Mittagsmahl verbarg ich dem Abte mein inniges Wohlgefallen nicht, an allem, was ich den Morgen gesehen hatte. Er antwortete mit Bescheidenheit: es sey nur ein kleiner Anfang, er hoffe noch vieles zu leisten, wenn ihm Gott ein langes Leben schenke, und seine Mitbrüder ihm mit Vertrauen für seinen guten Willen und seine Bemühungen lohnen würden.

Nach der Mittagstafel sagte mir der Abt, er wolle mich jetzt in seinen eigenen Garten führen. Wir durchwanderten verschiedene Gänge, und kamen an eine verschlossene Thüre, die er mit seinem Schlüssel öffnete. Dann betraten wir einen Ort, der ungefähr fünfunddreißig Ruthen im Quadrat haben mochte. Auf einer Seite war er von der Kirche, auf der andern von den hohen Klostergebäuden eingeschlossen, mit allen Arten von immergrünenden Bäumen, mit straucharti-

gem Buchs, mit Fichten und Tannen, mit Stechpalmen, morgen- und abendländischen Lebensbäumen, mit Wachholdersträuchen bepflanzt; die Wege mit reinem Sande ausgestreut. Aus künstlichen Felsen entsprang eine Quelle, die sich in ein Bassin sammelte, dann in einen schlangenförmigen Kanal, der mit den reinsten Kieseln ausgelegt war, durch verschiedene Absätze fortrieselte, und endlich sich unter dem Boden verlor. Die volle Sonne lag auf diesem anmuthigen Hölzchen, und die Gebäude, die hoch mit den Dächern darüber hinweg ragten, schützten den ganzen Umfang gegen alle Winde.

So wie wir nun eintraten, tönte uns ein gemischtes Konzert von verschiedenen Vögeln entgegen. Kanarien, Finken, Grünlinge und Stieglize flogen uns auf die Achseln, setzten sich vorwitzig auf unsere Arme und Hüte; Kibitze, Lerchen, Amseln und Drosseln spazierten ohne Scheu im Sande und hüpften uns nach; Feld- und Perlhüner rauschten hervor. Der Abt zeigte mir auch viele Nester mit Jungen, die hie und da in dem Tannenholz, oder in eigenen Nischen in den Wänden sich angebaut fanden. Wir gingen in die Mitte des Gärtchens, wo ein geräumiger

zugeründeter Dom angebracht war; hier zog der Abt ein kleines Glöckchen an, und streute dann reichliches Futter aus. Nun hätte man auf den Ton des Glöckchens das Herfliegen und Gedränge von dem bunten gefiederten Volke sehen sollen, das aus der Hand seines Wohlthäters Nahrung empfing. Es war ein herrlicher Anblick von Heimlichkeit und Zutraulichkeit, wie ich ihn nie in der Natur zwischen den Menschen und so verschiedenen Arten von Thieren gesehen habe.

Wundern Sie sich nicht, sagte der Abt. Alle Geschöpfe in der lieben Natur, die nicht fleischfressend sind, werden durch Erziehung und milde Behandlung zutraulich, wenn ihre Freiheit und Oekonomie nicht gestört, und ihr Ohr nicht durch feindselige Töne beleidigt wird. Wenn man auf dem Gebirg und in der Einöde wohnt, wie ich, so muß man alle Geschöpfe um sich versammeln, die die Einsamkeit durch Geselligkeit erheitern, und die tiefe Stille durch die Harmonie ihrer Kehlen zuweilen unterbrechen.

Ich habe die ersten Familien dieser gefiederten Sänger selbst erzogen, und ihnen Freiheit und Haushaltung in diesem Garten angewiesen. Seitdem leben sie von meinen Wohlthaten, pflanzen

sich fort, und kehren, wenn sie auch über diese hohen Gebäude in das Feld fliegen, doch in ihre friedliche Heimath wieder zurück, wo sie Nahrung, Sicherheit und Schutz gegen die Unbilde der Elemente finden. Sie werden von niemand beleidigt, bringen auch wohl fremde Gäste mit, und sind so zahm, daß sie, wenn diese Fenster dort oben, wo einige meiner Mitbrüder wohnen, geöffnet werden, ohne Scheu in die Gemächer fliegen, und dort Nahrung und Unterhalt finden. Wirklich war es so; denn ich sah einige Geistliche die Fenster öffnen, sogleich flogen ihnen die Sänger zu, ja einige haschten Nußkerne im Fluge, die ihnen aus dem Fenster zugeworfen wurden.

Gutmüthiger, sanfter Abt, dachte ich, billig ist es, daß die scheuesten Geschöpfe der Natur sich dir mit einer solchen Freundlichkeit nähern, und die Einöde, die du bewohnst, durch ihre Geselligkeit und ihren Kunsttrieb beleben. Nur da, wo der Mensch sich eine Uebermacht anmaßt, fliehen ihn seine Mitgeschöpfe. Derjenige, der auf einer wüsten Insel des Ozeans mit dem Feuergewehr den ersten Schuß unter die ursprünglichen Bewohner, die Thiere, that, kündigte der

belebten Natur den Krieg durch diese Handlung an.

Eine Stunde nach dem Besuche, den wir dem gefiederten Volke abgelegt hatten, entfernten wir uns aus dem Kloster. Nach Zurücklegung einer halben Meile kamen wir in das tiefere Thal, dort wo es mit himmelhohen Felsen geschlossen, und mit Tannenwäldern umher dick bekrönt war. Schon in der Ferne hörten wir das Donnern eines Wasserfalles, und nach einer kurzen Wanderung zur Linken, sahen wir ihn vom Gipfel des Berges in vielen Absätzen über geborstene Felsen, herabstürzen. Fernher glänzten uns die Schneekuppen entgegen. Es war diesen Tag sehr heiß, die Sonnenstrahlen fingen sich im Thale, und prallten von allen Seiten auf uns zurück. Aber so wie wir uns diesem prächtigen Schauspiel näherten, strömten uns kühlende Lüftchen an, die durch den hohen Fall der Gewässer in Bewegung gesetzt wurden. Staubwolken aufgelöseter Wasseratomen flogen daher; in ihnen spiegelten sich die Strahlen der Sonne mit allen Farben des himmlischen Regenbogens.

Wir lagerten uns seitwärts unter dem grünen Gewölbe einer duftenden Fichte, die mit der

Majestät einer vegetabilischen Elegie ihre hangenden Aeste über uns fallen ließ.

Nachdem ich mich nun an dem herrlichen Schauspiel des Wasserfalls eine Zeit lang ergötzt, und die Alpenpflanzen, die dort wuchsen, die schöne Gentianen und die Rhododendern gemustert hatte, lagerten wir uns nieder, und der Abt setzte seine Geschichte, dort wo er sie gestern abgebrochen hatte, fort.

...........

„Mein Aufenthalt in Rom dauerte noch ein volles Jahr. Meine Freunde reiseten nach und nach ab, und ich sehnte mich wieder nach dem Lande jenseits der Alpen. Ich ging über Florenz, Livorno, Genua und Turin durch die Provence und Dauphiné nach Genf. Ueberall huldigte ich der lieben Natur, dem Genius der Wissenschaften und Künste. Ich hatte noch Baarschaft überflüssig, um mit Gemächlichkeit reisen zu können."

„So wie ich die Grenze betrat, wo zum ersten Male deutsche Töne aus dem Munde des Volkes mein Ohr trafen, ergriff mich wieder eine unbesiegbare Wehmuth. Ich setzte meine Reise bald

schneller, bald langsamer, so wie es mir gefiel, ohne bestimmten Plan fort. In diesem Thale, wo wir jetzt lagern, ward ich von einem heftigen Fieber ergriffen. Hilflos, wie ich war, meldete ich mich bei dem Abt des Klosters, wo ich wohne, und ward als Fremder mit Herzlichkeit aufgenommen und verpflegt. Nach den geräuschvollen Szenen des Lebens, die ich bisher durchgewandert hatte, wirkte diese Stille und philosophische Ruhe äusserst wohlthätig auf mein Herz. Lage, Einsamkeit und Bibliothek gefielen mir. Ich legitimirte mich bei dem Abt über meine Herkunft und Kenntnisse, entschloß mich, den Rest meines Lebens der Meditation überirdischer Gegenstände und den Wissenschaften zu widmen. Eine wiederholte Lektüre der Bekenntnisse des heil. Augustinus, so wie die Briefe des Kirchenvaters Hieronymus, bestimmten meinen Willen. Man gewährte mir den Wunsch, Mitglied dieses geistlichen Instituts zu werden."

„Nach überstandenem Prüfungsjahre, in welchem mich ein sehr sanfter und bescheidener Mann leitete, konnte ich, die Zeit abgerechnet, die ich dem Chor widmen mußte, den Wissenschaften ausschließlich obliegen. Ich ward als Aufseher

der Bibliothek bestellt, und erhielt bald eine Professur mit den Unterrichtsanstalten für meine jüngere Mitbrüder. Unter ihnen fand ich einige gute unverdorbene Jünglinge, mit allen Anlagen der Materia prima begabt, aus der sich alles schaffen ließ. Unter solchen Umständen hielt es nicht schwer, den jungen Leuten Liebe zu ihren religiösen Pflichten und zu den wissenschaftlichen Uebungen einzuflößen. Mein guter Abt lebte noch zehn Jahre; nach seinem Hintritt wählten mich meine Mitbrüder einhellig zu seinem Nachfolger."

„Von diesem Zeitpunkt an entwarf ich mir ein System, durch welches ich mein Institut, dessen Leitung mir nun mit der unumschränkten Macht, Gutes zu wirken, übertragen war, für Religion, Sitten und Unterricht nützlich machen konnte."

„Ich theilte meine Religiosen nach ihren Kenntnissen, Anlagen und Fähigkeiten in verschiedene Klassen ab, und hatte zwei Hauptzwecke vor Augen, die ursprünglich religiöse Absicht der Stifter, und Kultur der Wissenschaften."

„Ich las alle Stiftungsbriefe, und sah darauf, daß der Zweck der Stiftungen, worin sie auch immer bestanden, genau erfüllt werden mußte.

Denn kein Abt, und ich behaupte kein Mensch auf der Erde, hat das Recht vom Willen der Stifter abzuweichen, so lange er vernünftig und erfüllbar ist.“

„Sodann betrachtete ich mein Institut als wissenschaftliche Gesellschaft, deren Fortleben in gelehrten Individuen verewigt werden, und nie aussterben könne, weil bei genauer Umsicht alsobald junge Leute von gleichen Fähigkeiten denjenigen nachgezogen werden könnten, die das Alter unvermögend macht, oder der Tod aus ihrer Mitte wegraubt.“

„Eine solche ausdauernde, ja ewige Gesellschaft ist vermögend, die größten Arbeiten und Werke zu unternehmen, die einzelne Privatmänner, auch wenn sie sich zu einem Zwecke noch so zahlreich vereinigen sollten, nie zu Stande bringen, weil die einzelnen Glieder nach und nach absterben, und weil es selbst Reichen oft an hinreichendem Vermögen fehlt, um den Aufwand, der zu großen Unternehmungen gehört, zu bestreiten.“

„Das Klosterleben, wie es gewöhnlich ist, muß durch tägliche Wiederkehr der nämlichen Handlungen am Ende ganz einförmig, ja uner-

träglich werden, wenn die Beschäftigungen nicht abwechseln und durch Zufälligkeiten erheitert werden. Hieraus kann Ueberdruß und sein Gefährte, der höchst schädliche Müssiggang, entspringen."

„Die Klassen, in die ich meine Mitbrüder getheilt habe, sind sechs an der Zahl."

„Die erste Klasse nehmen die eigentlichen Theologen ein, die das Studium der religiösen und moralischen Wissenschaften ausschließlich treiben. Aus dieser Klasse nehme ich Seelsorger, Prediger und Katecheten. Ich habe unter ihnen das Studium der orientalischen Sprachen befördert, um sie zur reinen Exegese des geschriebenen göttlichen Wortes vorzubereiten."

„In der zweiten Klasse stehen die Mathematiker und Physiker. Ihre Anzahl beläuft sich nur auf wenige, aber sehr ausgezeichnete Köpfe, die ein fertiges Kalkulations- und Kombinationsvermögen besitzen. Zum Glück ist der Horizont dieses Thales gegen Osten ziemlich offen, so daß ich mit dem besten Erfolge eine Sternwarte bauen und eröffnen konnte. Nichts erhebt die Seele mehr, als die Beschauung des unermeßlichen gestirnten Himmels. Auch sind die Männer aus dieser Klasse die frömmsten. Sie erheben sich mit dem Schwunge

eines Adlers in den ungemessenen Raum des Universums, und zu dem Throne des unsichtbaren Werkmeisters, der Millionen leuchtender Körper ihre sich nie verwirrende Bahne angewiesen hat."

„Ich habe gute und sehr theure Instrumente in hinreichender Menge angeschafft, ja einige Laienbrüder, die mechanische Genies sind, bieten uns durch unverbesserliche Arbeiten treulich die Hände zur Beförderung unserer wissenschaftlichen Operationen."

„Die dritte Klasse füllen die Philosophen aus. Ich versetze keinen in dieselbe, der nicht in der zweiten Klasse zuerst reine Mathematik und den algebraischen Kalkul studiert hat, um seinem Verstande die nöthige Schärfe zu ertheilen."

„Einige, doch nur wenige von ihnen bearbeiteten spekulative Philosophie; weit mehrere die gesammte Naturgeschichte mit ihren untergeordneten Zweigen, auch einige Chemie, in so fern sie auf Technologie, Haus- und Landwirthschaft Beziehung hat. Ich habe ihnen ein chemisches Laboratorium hergestellt, und den Grund zu einem reichen Naturalienkabinet und zu einem botanischen Garten gelegt, die nur nach und nach vermehrt werden dürfen, um mit der Zeit zu einem

hohen Grade von Vollkommenheit zu gelangen. Ich nehme aus dieser Klasse die ökonomischen Aufseher unserer Güter."

„Auf diese Klasse folgen die Historiker und Diplomatiker. Sie bearbeiten vor der Hand die Kirchen- und politische Geschichte des Landes und unseres Stiftes. Sie sammeln Urkunden, machen Auszüge aus gleichzeitigen Schriftstellern, um ihre Arbeiten auf sichere Grundlagen fest zu setzen. Ich revidire und prüfe ihre Sammlungen, und schiesse alles aus, was nicht irgend einen wichtigen Punkt der Geschichte, der Sittenkenntniß, der alten Geographie, der Genealogie oder Topographie erläuterte. Dann mit Urkunden, die keinen erheblichen Umstand beweisen, und nicht kritisch gewürdigt sind, leistet man der Welt keinen Dienst. Jeder, der Leute genug hat, um alte Schriften zu lesen und abschreiben zu lassen, dann chronologisch zu ordnen, wird solche Sammlungen leicht zu Stande bringen, und mag, wenn er sonst die Ausgaben nicht zu scheuen Ursache hat, sie zum Drucke leicht befördern, ohne dadurch seinen persönlichen Ruhm zu vergrößern, noch das Gebiet der Geschichte zu erweitern."

„Die fünfte Klasse unsers Instituts nehmen die Philologen ein. Niemand hat in diese Klasse Zutritt, den nicht ausgezeichnete Vorliebe für die römische und griechische Literatur ausweiset, und die deutsche Muttersprache vorläufig kritisch durchstudiert hat. Diese Klasse beschäftigt sich mit alter Geschichte und Geographie, Archeologie, Numismatik, Variantensammlungen, kritischen Reinigungen der Texte, Kunstgeschichte und Uebersetzungen in die Muttersprache. Zur Zeit besteht sie nur aus fünf sehr eifrigen jungen Männern, die mir schon unendlich vieles geleistet haben, und noch mehr leisten werden.“

„Sie bieten der letzten und sechsten Klasse die Hand, welche aus Zeichnern und Musikliebhabern zusammen gesetzt sind. Jene üben sich an Darstellungen sinnlicher oder genialischer Gegenstände, so wie jeden sein Geschmack, sein guter Geist und sein Kunstgefühl antreibt.“

„Die Musiker versüßen durch den Zauber ihrer Töne den Genuß unserer Einsamkeit, erhöhen die Feierlichkeiten unsers Gottesdienstes, wecken unser Dankgefühl gegen den Geber alles Guten, verscheuchen Ernst und Schwermuth, lindern die

von der Anspannung unserer Kräfte entspringende Unlust, stärken uns zu neuen Unternehmungen."

„Hier haben Sie die Klassen, in welchen meine Mitbrüder arbeiten. Jede hat ihre literarischen und artistischen Hilfsmittel, die ich jährlich zu mehren beflissen bin. Viele von ihnen arbeiten mit Glück in verschiedenen Klassen aus Neigung, und um der Erholung willen, die immer aus dem Wechsel der Anstrengung entspringt. Aber jeder ist verbunden sich zu einer Hauptklasse einschreiben zu lassen, in welcher er aus Neigung zu der gewählten Wissenschaft etwas leisten zu können sich verspricht. Ich habe einige alte Männer, die mit der Ordnung dieser Arbeiten anfänglich nicht zufrieden waren, und die da geglaubt haben, daß der Chor und die ewigen Lobpreisungen Gottes in Gesängen die Hauptsache der religiösen Gesellschaft wäre. Ich habe sie durch Geduld, Sanftmuth und Beharrlichkeit auf andere Gesinnungen geleitet. Das übrige wirkte das Interesse, welches jedes Mitglied an dem wachsenden literarischen und religiösen Ruhme der Gesellschaft, zu der es gehört, von selbst zu nehmen geneigt ist. Ich habe sie überzeugt, daß nicht die Zahl der Stimmen den Chor ausmacht,

sondern die Gesinnungen derjenigen, die Gott in Gesängen preisen. Ich habe daher, Festtage ausgenommen, wo jeder unnachsichtlich erscheinen muß, den Chorgesang verschiedenen Abtheilungen meiner Mitbrüder angewiesen, die ihn versehen, während andere ihren wissenschaftlichen Arbeiten obliegen. Einen jeden trifft am Tage nur einmal diese Ordnung, mithin hat niemand Grund sich zu beschweren."

„In einer Gesellschaft, wo so viele Männer zusammen leben, gut verpflegt und genährt werden, muß dem Vorsteher der Hauptgrundsatz immer vor Augen schweben, dem Müssiggang entgegen zu arbeiten, und Friede, Einigkeit und Mäßigkeit unter den Gliedern zu befördern. Das Erste habe ich durch Kultur und Wissenschaften, durch Wechsel des Gottesdienstes und der Arbeit erzielt. Das Zweite erzielte ich durch Zuspruch und strenge Gerechtigkeit, mit der ich allen kleinlichen und feindseligen Gesinnungen zuvorkomme. Ich vergesse nie, daß ich Vater meiner Religiosen bin, und sein solle. Zur Mäßigkeit gewöhne ich sie durch mein eigenes Beispiel, denn wenn keine Fremde im Hause sind, geniesse ich keinen andern Tisch, als den ihrigen in ihrer Gesell-

schaft. Ich trinke gewöhnlich gar keinen, und wenn es sein muß, nur wenig Wein. Viele von den jüngern haben diese Abstinenz schon nachgeahmt. Einige wollten sogar aus freier Wahl nichts als Vegetabilien speisen. Diese sind die sanftesten und genügsamsten unter meinen Mitbrüdern. Sie würden zu förmlichen Pythagoräern geworden sein, hätte ich sie nicht verpflichtet, zweimal wenigstens in der Woche Fleisch zu speisen, weil die Anstrengung bei unsern Arbeiten, und das rauhe Klima, unter welchem wir wohnen, einen Zuwachs von körperlichen Kräften nöthig machen, die Vegetabilien nie allein gewähren können."

„Am gemeinschaftlichen Tische werden, wie in allen Klöstern, Schriften und religiöse Werke vorgelesen. Ich lasse auf diese Geschichte dann politische und gelehrte Zeitungen folgen, um sie mit dem Gang der Weltbegebenheiten und Wissenschaften bekannt zu machen. Nach Tische wird eine Stunde lang das Stillschweigen aufgehoben."

„Ich befriedige die Wünsche meiner Religiosen in allem, was billig, anständig und thunlich ist. Sie beschränken sich aber meistens auf meine

Bücher, Instrumente oder einige kleine Bedürfnisse, in deren Gewährung ich ihnen herzlich gern zuvorkomme."

„Ich lasse sie wechselweise an allen gesellschaftlichen Vergnügen Antheil nehmen, wenn Fremde in das Haus kommen, mich zu besuchen. Immer theilen einige aus den verschiedenen Klassen abwechselnd meine Spazergänge in die liebe, freie Natur, mit mir, und dann höre ich Herzensergiessungen, die jedem Mann von Gefühl und Bildung, hörte er sie, rühren und erbauen würden."

„In meinem Gotteshaus werden, wie es auch an andern Orten Sitte ist, ganz junge Leute erzogen. Sie erhalten Unterricht unentgeldlich die Armen, und gegen ein mäßiges Kostgeld die Vermögenden, im Christenthum und in der Moral, in der Tonkunst, Geschichte, Geographie, Arithmetik und in den alten Sprachen. Viele wünschen dann in das Noviziat aufgenommen zu werden. Ich gestatte dieses nicht so leicht, und nur dann, wenn sie nach anderthalb Jahre Abwesenheit auswärts auf einer guten Schule einen philosophischen Kurs gehört haben, und sich mit guten sittlichen Zeugnissen ausweisen."

„Ich eile gar nicht mit Abnahme der feierlichen Gelübde, verlängere gerne das Noviziat, und lasse jene nur ablegen, wenn ich die jungen Leute überzeugt finde, von den Pflichten und Beschwerlichkeiten des Standes, den sie anzutreten sich entschlossen haben, und den sie nach freier Wahl nicht mehr zu ändern vermögen. Hierin kommen mir auch die Landesgesetze zu Hilfe. Acht Tage vor dem Ablegungsfeste dürfen alle ihre Freunde und Verwandten sie ungehindert besuchen, und ohne Zeugen mit ihnen sprechen. Auf diese Weise lasse ich ihnen volle Freiheit ihren Entschluß zu ändern. Diejenigen, die alsdann noch austreten, werden nie ohne Geschenk und Ermahnungen von mir entlassen. Mancher von diesen ist nachmals ein wackerer Seelsorger und Landpfarrer geworden.“

„Durch diese Maaßregel gewinne ich zufriedene, ungezwungene und freiwählende Leute, und ich habe Grund, mir zu schmeicheln, daß unsere Gesellschaft eine Verbindung von ruhigen, stillen und nützlichen Menschen bildet, die ihren Zweck, der Religion und den Wissenschaften zu dienen, gewissenhaft zu erreichen beflissen ist.“

Der Abt schwieg. Ich umarmte den würdigen Mann schweigend, mit Gefühlen eines theilnehmenden und bewundernden Freundes. Unser Abendbrod kam. Wir genossen es, warfen noch einen Blick auf die herrliche Natur, und zogen wieder nach Hause.

Bei dem Rückweg sagte mir der Abt, morgen durchmustern Sie noch mein Kloster und die umliegende Gegend, und bringen Ihre Sammlungen in Ordnung. Ich kann Sie nicht selbst unterhalten, weil ich dringende Geschäfte habe. Aber übermorgen, am Donnerstag, den ich ohnehin der Erholung meiner Mitbrüder frei gebe, will ich Sie Antheil an einem Vergnügen nehmen lassen, das ich nur selten im Jahr und nur bei günstigem Wetter wiederhole. Doch müssen Sie sich gefallen lassen, lange vor Sonnenaufgang sich zu erheben, und an Ort und Stelle zu sein, ehe der erste Morgenstrahl uns erreicht. Wir bleiben einen ganzen Tag aus; treffen gute Gesellschaft an. Aber Sie müssen sich mit einem Pythagoräischen Mahle begnügen, das sage ich Ihnen voraus.

Ich bestimmte also den folgenden Tag zu naturhistorischen Exkursionen, auf denen mich der

Arzt des Klosters und einige junge Geistliche begleiteten. Wir waren um zehn Uhr wieder zu Hause. Ich ward in die Buchdruckerei und Kupferstecherei geführt. In jener arbeitete man an dem saubern Abdruck einiger literarischen und griechischen Klassiker, die nicht kostbar, aber äusserst niedlich mit einem kurzen kritischen Apparat zum Beßten der Schulen mehr, als auf Gewinn, berechnet, unter der Presse waren. In dieser werden Diplome, Karten und naturhistorische Gegenstände gestochen. Ueberall war volle Thätigkeit. Alles dieses war nur ein Anfang, zeugte aber von dem umfassenden Geiste des Abtes, der einen Theil des großen Vermögens seines Klosters auf so edle Zwecke verwendete, und mit wenigern Kosten verwenden konnte, weil er mit einigen selbstgebildeten Leuten arbeitete, die für ihre Mühe keine Belohnungen, als Unterhalt und das ruhige Bewußtsein der wohlbenutzten Zeit erhielten.

Wir legten uns am Abend zeitlich zu Bette, weil wir, der Abrede gemäß, uns lange vor Sonnenaufgang erheben mußten. Schon um zwei Uhr in der Frühe brachte man Licht in mein Zimmer. Auf! hieß es, auf! ehe die Sonne hinter den

Gebirgen hervorbricht. Das Wetter war äusserst günstig, und versprach einen herrlichen Tag.

Ich säumte nicht, und fand schon in dem Hofe eine sogenannte Wurst oder länglichen Jagdwagen, mit vier raschen Pferden bespannt. Auf dies Fuhrwerk stieg ich mit dem Abte, einigen ältern und jüngern Geistlichen und dem Hausarzt. Wir fuhren bei der angenehmsten Kühle östlich durch ein langes Wiesenthal, und kamen endlich an dem Fuße eines hohen Berges an, wo ein Sennhof lag. Dort stiegen wir ab, und klimmerten durch einen labyrinthischen aber ganz gemächlichen Waldweg den Berg aufwärts.

In einer halben Stunde fanden wir uns in einer Verzäunung von Pallisaden, die den Berg oben umfing. Ein Förster erwartete uns, grüßte uns stillschweigend, und machte das Thor auf. Wir traten hinein, und wandelten in dem kunstlosen mit allen Arten von Bäumen besetzten Wald. Die Gruppen waren herrlich vertheilt. Fichten, Tannen, Weihmuthskiefern, Ahorne, Vogelbeerbäume, virginische rothe Cedern in himmelhohen Pyramiden, wilde Kirschbäume, Linden, kurz alles, was das Klima ertragen konnte, wechselte mit durchkreuzenden Standpunkten kunst-

los ab. Aus dem Dickicht kamen wir endlich auf einen sehr geräumigen Rasenplatz, und nun sah ich in weiter Entfernung ein Gebäude in Form eines Tempelchens auf einem Felsen stehen, nach welchem wir nun loswanderten.

Dort angekommen fand ich, daß die geräumige Rotonda ganz von Holz gebaut, und mit einem Strohdache bedeckt war. Rund umher lief ein Portikus, der das Dach trug, nicht auf Säulen, sondern auf großen unbehauenen Eichstämmen, die mit ihren gestützten Aesten, wie in der Baukunst die Karyatiden den Vorsprung unterstützten. Die ganze Rotonda war mit Baumrinde auswendig bekleidet, und acht sehr helle und hohe Fenster angebracht, welche bei unserm Eintritte noch ganz mit Sommerläden auswärts und Vorhängen einwärts verfinstert waren.

Noch waren diese Läden nicht geöffnet. Wir setzten uns auf einige einfache Strohsessel nieder. Bei der Helle, die durch die Thüre einfiel, bemerkte ich, daß die Füllungen zwischen den Fenstern mit schönen Malereien und biblischen Geschichten geziert waren. Moses schlägt an einen Felsen und tränkt das Volk. Die Kinder Israels ziehen durch das rothe Meer. Die Töchter der

Patriarchen empfangen an einem Brunnen die Fremden. Agar labt an einer Quelle ihren halb todten Sohn Ismael. Johannes tauft Christus im Jordan, u. s. w.

Während ich diese Gemälde mit Blicken umlief, hörte ich erst den Sturz eines Wasserfalls. Ich wollte aufstehen, hinaus gehen und nachschauen, der Abt hielt mich aber zurück, und setzte sich mit mir an die Wand einer großen Glasthüre gegenüber, die auch noch mit Laden auswärts verschlossen war, und oben eine besondere gläserne Füllung hatte, mit einem grünseidenen Vorhange verhüllt.

Ich war ganz allein mit dem Abte. Ein junger Geistlicher trat herein, setzte mitten in den Saal eine sehr schön gearbeitete römische, drei Fuß hohe, schmale Ara, stellte eine silberne Schale mit glühenden Kohlen darauf, verbeugte sich stillschweigend, ging hinaus und schloß die Thüre. Dann erhob sich der Vorhang langsam vor der Füllung über der Glasthüre. Es erschien ein großes Geviert von hellgelbem Glase, der von dem schimmernden Purpur der Morgenröthe erleuchtet ward.

(Fortsetzung folgt.)

# Lied.

## Rom 1811.

Es strömet und fluthet durchs weite All,
Das Leben in jeglicher Ferne;
Es stürzet vom Felsen der wogende Fall,
Es kreisen die ewigen Sterne.
Dahin gehet alles so wundersam,
Nicht wissend wie je in den Weltstrom es kam.

So fluthen auch Stunden und Jahre daher,
Dem Auge des Menschen verborgen;
Es wirft sich die Nacht auf das dunkelnde Meer,
Und hoch an den Bergen wird's Morgen;
Und immer geht's also, und immer so fort,
O hätte der Pilger nur bleibenden Ort.

Doch nimmer auf Erden entdecket er ihn,
Er treibt mit den wallenden Fluthen;
Und was ihm als grünender Boden erschien,
Versinket in schnellen Minuten.
Was immer er sich auf der Erde erwählt,
Vergehet, als wär' ihm ein Mährchen erzählt.

Nicht ist's drum mit zärtlicher Mondliebelei
Geholfen hienieden auf Erden;
Es fühle der Mann sich kraftvoll und frei,
Such' Herr seines Nachens zu werden;
Dann schreckt ihn kein Zeitflug, es schreckt ihn
kein Grab,
Und freundlicher leuchtet die Sonne herab.

Karl Graß.

---

# Künstler-Anekdoten.

Apelles malte Alexander, den gemeine Menschen den Großen zu nennen pflegen, als Jupiter mit dem Blitz in der Hand, und bekam dafür zwanzig Talente, mehr als 30,000 Thaler, denn die Kunst wird nie besser bezahlt, als wenn die Schmeichelei den Pinsel führt. Dieses Geld wurde aber nicht dem Künstler hingezählt, sondern man bedeckte das ganze Gemälde mit Goldstücken. Es war so ähnlich und so kräftig, daß man in Griechenland zu sagen pflegte: es habe zwei Alexander, einen Unüberwindlichen und einen Unnachahmlichen.

---

In Bologna lebte ein Maler, Francesco Francia, der so viel von Raphael gehört hatte, daß er ausserordentlich begierig war, eines seiner Werke zu sehen; doch sein hohes Alter erlaubte ihm nicht, eine Reise nach Rom zu machen. Er begnügte sich also damit, an Raphael zu schreiben, und ihm seine Achtung für dessen Kunst

zu bezeugen. Raphael antwortete, und es entstand ein Briefwechsel zwischen beiden, der mehrere Jahre währte. Indessen hatte Raphael sein berühmtes Gemälde der heiligen Cecilia für eine Kirche in Bologna vollendet, und schickte es seinem unbekannten Freunde, mit der Bitte, es selbst in der Kirche aufzuhängen, und — wie er bescheiden hinzufügte — zuvor die Fehler zu verbessern, die er etwa daran bemerken möchte. Man kann denken, mit welcher Begierde Francia das Gemälde auspackte, das erste, welches ihm von jenem großen Meister zu Gesichte kam. Jetzt stand er vor ihm — er starrte es an — sein Auge füllte sich mit Thränen. — „Ich bin so alt geworden!“ rief er endlich aus: „ich habe es mir so sauer werden lassen, und was bin ich gegen diesen!“ — Er fiel in eine tiefe Schwermuth, rührte keinen Pinsel wieder an, und starb bald nachher. Von seinen Werken ist nichts übrig geblieben; aber dies Zartgefühl wird seinen Namen doch erhalten.

---

Ein italienischer Maler weinte, weil man ihn zwang, auf einem Gemälde von Raphael, ein Jesuskind, welches den Frömmlingen zu nackend

schien, mit einem Gewande zu versehen. Mehr Ehre noch, als diese Thränen, würde es ihm gemacht haben, wenn er den Auftrag ganz abgelehnt hätte.

---

Titian malte Karl den Fünften dreimal, und dieser Kaiser pflegte zu sagen, er habe dreimal die Unsterblichkeit aus Titian's Händen empfangen.

---

Dominichino wurde von einem Freunde ermahnt, schneller zu arbeiten. „Das wollte ich gerne", antwortete der Künstler, „aber ich habe einen Meister, der sehr schwer zu befriedigen ist. Der wäre? — „Ich selber."

---

Donatello, ein berühmter Bildhauer, sagte zu einer seiner Statüen, in dem Augenblicke, da er sie vollendet hatte: Jetzt rede!

---

Ein vornehmer Herr in Neapel ließ sich von Lucas Giordano malen, aber das Bild nicht abholen. Da hing es der Künstler heraus vor sein Fenster: mit der Unterschrift: „Ich hänge hier weil ich kein Geld habe." Man kann den-

ken, daß der vornehme Herr eilte, seinem Ebenbilde Geld zu schicken.

---

Teniers hatte längst bemerkt, daß auch die beßten Gemälde noch lebender Künstler schlecht bezahlt werden. Ihm ging es mit den seinigen nicht besser. Er hatte deren eine ziemliche Menge, aber niemand bot einen anständigen Preis dafür. Da verließ er Anvers, den Ort seines Aufenthaltes, für einige Zeit, und ließ bald darauf die Nachricht von seinem Tode aussprengen. Seine Frau und Kinder mußten sogar Trauer um ihn anlegen. Sogleich strömten die Kenner von allen Seiten zu seiner Wohnung, rissen sich seine Gemälde aus den Händen, und wogen sie mit Gold auf.

---

Gerard Dow, ein berühmter holländischer Maler, arbeitete ausserordentlich langsam. Er soll drei Tage zugebracht haben, um einen Besenstiel zu vollenden. Eine Dame hatte die Geduld, ihm fünf Tage blos für eine Hand zu sitzen.

---

Van der Kabel, auch ein holländischer Maler, pflegte nur diejenigen seiner Gemälde zu

loben, die ihm nicht sonderlich gelungen waren. Wie geht das zu? fragte ihn ein Freund. Ei, antwortete er: „die Guten loben sich selber.“

—

„Jedermann, sagte Hogarth, „erkenne ich für kompetenten Richter meiner Arbeiten, ausgenommen die Maler von Profession.“ Dasselbe kann auch der Dichter sagen.

—

Ein schlechter Maler wiederholte oft: er wolle sein Zimmer weissen lassen, und es dann selbst malen. „Sie würden besser thun“, sagte ein Spaßvogel zu ihm: „wenn sie es erst malten und dann weissen liessen.“

—

Ein reicher Mann, der zu seinem Vergnügen malte, zeigte Poussin eines seiner Bilder. „Mein Herr, sagte dieser: „Sie würden wahrhaftig ein Künstler werden, wenn Sie nur arm wären.“

—

Als Ludwig XIV sich zum zweiten Male von Mignard malen ließ, sagte er: „Nicht wahr, ich bin unterdessen alt geworden? — Sire antwortete der Künstler, ich werde allerdings auf ihrem Gesichte einige Feldzüge mehr gewahr.“

—

Karl Vanloo wurde im Jahr 1762 zum ersten Maler des Königs ernannt. Als hierauf der Marquis de Marigny ihn dem Könige präsentirte, fragte der Dauphin, warum das geschähe? — „Um Sr. Majestät für die Ernennung zum ersten Maler zu danken." — „Ei, sagte der Dauphin, das war er ja schon längst."

Kotzebue.

## Die Mutter im Walde.

Wild sauste die Nacht, es blies der Wind
Wohl über den Schnee der Heide so kalt,
Da irrte verlassen die Mutter im Wald,
Und drückt an den Busen ihr Kind.

„O grausam der Vater, der mich verstieß!
O grausam die Nacht, wie stürmt sie mich an!
Doch grausam vor Allen der harte Mann,
Der um Gold sein Liebchen verließ!“

„An der Mutter Busen, lieb Kind, o nein,
Dein grausamer Vater, so hart er ist,
Dein lieber Vater uns nicht vergißt,
Sonst könnt' er dein Vater nicht sein.“

„Wach auf — weh mir, die Zähren so heiß,
Sie können nicht wecken mein schlafendes Kind,
So heiß von der Wange die Zähre mir rinnt,
Sie erstarrt mir im Rinnen zu Eis.“

Und küßt ihm die Lippen und küßt sie nicht warm,
Und thut ihr auf einmal das Herz so weh,
Und wankt, und sinkt auf den starren Schnee,
Hält fest ihr Kindlein im Arm.

v. Neveu.

# Sprüchwörter.

## Orientalische.

Auch das Geringste ist schwer, ehe es leicht wird.

Das Geheimniß ist mein Sklav; entschlüpft es mir, werde ich der seinige.

Geduld ist der Schlüssel zu allen Pforten, der Balsam für alle Wunden.

Eine Gefallsüchtige gleicht dem Schatten, der mit dir wandelt. Läufst du ihm nach, so flieht er; fliehst du ihn, so läuft er dir nach.

## Italienische.

Es ist kein Mensch so gut, daß er nicht besser; keiner so arg, daß er nicht noch ärger sein könnte.

Das schlechteste Rad am Wagen ists, das den meisten — Lärmen macht.

Der Boshafte ist wie eine Kohle, brennt sie nicht, so schwärzt sie doch.

Wer in einem Jahr Millionär werden will, läßt sich hängen in einem halben Jahr.

## Spanische.

Folgendes ist doch ein schönes Gebet: „Mein Gott, beschütze und bewahre mich vor — mir selber!“

Wecke das Unglück nicht, wenn es schläft.

Sei stumm, wenn du gegeben; sei geschwätzig, wenn du empfangen hast.

Dem zornigen Mann weich einen Augenblick aus; dem Heuchler beständig.

## Die beiden Geizigen.

Fipps. Die ganze Stadt hält Sie für geizig; und es mag wohl daran etwas sein.

Fapps. Wirklich? Nun, in dem Fall werden Sie doch meine Rechtfertigung übernehmen, denn Sie sind ja so geizig, wie ich.

Fipps. Ich? wer kann das sagen? Ist Ihr Schatz nicht Ihr Gott? Beten Sie ihn nicht an? Sind Sie nicht den ganzen Tag mit ihm beschäftigt? Denken Sie nicht unaufhörlich an ihn?

Fapps. Sie machen's ja nicht um einen Heller besser.

Fipps. Nein, wahrhaftig. Ich fürchte mich eben nicht, daß mir der meinige gestohlen werde. Sie aber mögen ja vor Angst kaum das Haus verlassen. Sie sind unruhig, wenn Sie nicht daheim sein können.

Fapps. Sie haben recht. Aber gestehen Sie nur, Sie treibens um kein Haar besser. Man weiß, daß Sie schon in Verlegenheit und Furcht kommen, wenn der oder dieser nur einen lüsternen

Blick auf Ihren Schatz wirft; daß Sie jeden für verdächtig halten, der nur Ihr Haus umschleicht.

Fipps. Possen! ich denke nicht daran. Herr, aber Sie, glaube ich, träumen selbst des Nachts von nichts anderm.

Fapps. Als von meinem Schatz? Nun ja, und wenns denn wäre, thun Sie es nicht auch?

Fipps. Sie sind so argwöhnisch, daß Sie ihn auch Ihrem besten Freunde nicht vertrauen würden, wenn Sie verreisen müßten.

Fapps. Ich wette, Sie thäten es auch nicht.

Fipps. Was reden Sie doch immer von mir? Die ganze Stadt weiß es, daß ich nicht geizig bin. Aber Sie, wenn man Ihnen Ihren hübschen Geldkasten stähle, Sie hingen sich auf.

Fapps. Aber Sie, wenn man Ihnen Ihre hübsche, junge Frau stähle, Sie schössen sich die Kugel durch den Kopf.

# Die gerettete Spinne.

„Ach, eine Spinne, eine garstige Spinne! ich will sie todt treten.“ — Lassen Sie die Spinne leben, sagte ich zu dem erschrockenen Mädchen, sie hat uns die letzten Fliegen weggefangen. Eduard nahm sie auf seine Hand. Das Mädchen sah verwundert, daß die Spinne ihm nichts zu Leide that. Es war das erstemal, daß es eine Spinne mit Ruhe betrachtete, denn, wie es selbst sagte, hatte es bisher keine sehen mögen.

Ich setzte sie auf den Vorhang. Sie wird sich zurecht finden, sagte ich, sie wird zahm werden und uns noch manches Vergnügen machen.

War es Gefälligkeit gegen uns und unsere milden Grundsätze, oder eigene Lust, die sich schnell aus der Ueberwindung des alten Abscheues entsponnen hatte, daß Gretli immer wieder nach der Spinne sah, aber nicht mehr mit einem Blicke, der sie todttreten wollte. Wie leicht kann doch der Mensch von Vorurtheilen befreit werden. Nur einen Vorgänger darf man haben, so greift man Schlangen und Eidexen an, und über-

zeugt sich, daß von Natur kein Thier geneigt sei, den Menschen zu verderben. Wenn alle unsere Feinde so unschädlich wären, sagte ich — und das Mädchen schien mich mit forschenden Blicken zu fragen: was ich denn unter Feinden verstände? — Glückseliges Alter, wo man noch von keinem Feinde etwas weiß. Sind wir Alten verständiger, wie die Kinder.

Unsere Feinde sind den Spinnen gleich, die man blos darum verfolgt, weil man sich unaufhörlich vor ihnen fürchtet. Legt doch die Furcht vor einander ab, ihr kindischen Menschen. Euere vermeinten Feinde sind froh, wenn ihnen nur niemand etwas zu Leide thut. Auch die Bienen stechen nicht eher, bis sie gereizt werden. Und sie würden auch dann nicht einmal stechen, wüßten sie, daß sie ihre voreilige Rachsucht mit dem Leben bezahlen müßten.

Horstig.

## An meinen Arzt

den Herrn

# Hofrath Ecker. *)

Ist keine Rettung denn zu finden?
Auf Erden und im Himmel nicht?
Soll, wo das kleinste Dämmerlicht
Dem irrenden, verlaßnen Blinden
Auf rauher, fremder Bahn gebricht,
Ihm, nah und fern, kein Laut verkünden,
Daß hoch auf Bergen, tief in Gründen
Mitleidig manches Herz noch schlägt?

*) Bei Uebersendung eines Kupferstiches, worauf Belisarius seinen sterbenden Führer, einen jungen Knaben, trägt, um dessen Fuß eine Schlange sich gewikkelt hat.

Umsonst! Durch finst're Wüsteneien
Fortwankend unter Dornen, trägt
Der Greis auf mattem Arm den treuen
Gefährten, in der öden Welt
Sein Alles! Eine Schlange hält
Des Lieblings theuren Fuß umwunden.
O wehe, weh! der Knabe neigt
Das fromme Haupt; die Stimme schweigt,
Die süßen Trost in bangen Stunden
Und neuen Muth dem Dulder gab.
Nun wird mit seinem Pilgerstab
Allein er wandern — Ach! die Hülle
Des Freundes fordert noch ein Grab
Von ihm, in dieser Todesstille,
In dieser Nacht. — Laß weilen hier
Mich, o du Armer, um mit dir,
Wo Klüfte schauernd dich umringen,
Zu klagen, Thränen dir zu bringen.
Dann aber laß den Klaggesang
Verstummen, und mit lautem Dank

Den Blick zum Himmel mich erheben!
Des Sohnes Wange seh' ich blüh'n;
Noch drück' ich an den Busen ihn,
Den Einzigen, an dessen Leben
Mein Leben hängt. — Es öffnet zwar
Dies Auge sich dem Morgenschimmer;
Auf meinem Wege boten immer
Sich lustige Gefilde dar,
Und unter Seelen, treu und wahr,
Ist grau geworden dieses Haar.
Doch, von dem Einzigen geschieden,
Was wäre Sonnenstrahl hienieden
Für mich? Da rauschte mir kein Bach;
Es tönten, Flur und Hain zu wecken,
Nicht mehr der Lerche Lieder — Ach!
Wie schien, mit allen seinen Schrecken,
Mir einst der Augenblick so nah!
Hinwelken sah ich ihn, ich sah
Mit Todesblässe sich bedecken
Die liebe, freundliche Gestalt,

Mir lächelnd noch — Voll Jubel wallt
Dies Herz dem Retter nun entgegen.
O, bei des Pulses letzten Schlägen
Sei mein Gebet des Freundes Lohn!
Es theile weinend dann mein Sohn
Mit ihm den väterlichen Segen!

J. G. Jacobi.

# Der Prälat.

(Fortsetzung.)

Eine einfache Inschrift mit purpurnen Buchstaben zeigte sich — DEO TER OPTUMO MAXIMO. Der Abt entblößte jetzt sein Haupt, warf einen Blick, aus welchem einige Seelenfrömmigkeit strahlte, nach der Inschrift auf dem gläsernen Viereck, erhob sich dann feierlich nach der Ara, und streute aus einem vergoldeten antiken Gefäße, daß unter der silbernen Schale stand, eine Hand voll Körner in die Kohlen. Da stieg eine Säule von Rauch in die Höhe, und erfüllte den Saal mit arabischen Wohlgerüchen, während der fromme Mann hehr und betrachtend in tiefer Stille mit zusammengefalteten Händen betete.

Es war eine herrliche, rührende Szene, man hörte keinen Laut in dieser Einöde, als nur die rauschenden Wogen des Wasserfalls. Ich selbst war stumm und versunken auf innere Gemüth-

lichkeit zurückgebogen. In einem Augenblicke öffneten sich alle Sommerladen vor den Fenstern, die innern Vorhänge flogen auf. Durch die große Glasthüre, der wir gegenüber saßen, sah ich nun in ein herrliches Thal, an dessen äusserstem Gebirgssaume die Morgenröthe alle Spitzen mit Purpur gefärbt hatte. So wie nun der erste Strahl der Sonne hervor brach, und die himmelhohen Tannen samt ihren grünenden Fruchtzapfen vergoldete, erscholl sogleich mit acht Stimmen ein herrlicher Chor, der mit Harfen, Guitarren, Flöten und Bassons begleitet war.

Es war ein Hymnus an den Allmächtigen in der schönsten und gefälligsten Komposition. Diese sowohl als der Text waren von dem Abte selbst. Von den letzten bat und erhielt ich eine Abschrift.

Zweimal ward der Hymnus wiederholt. Das Chor der Sänger und der begleitenden Instrumente standen, ohne daß man jemand sehen konnte, auf dem äussern Portikus, und während den Pausen rauschte der Wasserfall mächtig in die hallende herzerhebende Harmonie. Diese Ueberraschung in dem feierlichen Momente mit der herrlichen Naturszene, die ich vor Augen hatte, mit der Unsichtbarkeit der Sänger, mit der

Erhabenheit der Diktion, weckte Dankgefühl, Wunsch und Wehmuth in meinem Herzen, die endlich jenen innigen Selbstgenuß erweckte, der so wenig Sterblichen zu Theil wird.

Nach geendigtem Gesang nahm mich der Abt bei der Hand und führte mich zur Glasthüre, die er öffnete. Ich sah in einen tiefen Abgrund, denn wir standen auf einem hohen Felsen. Ein natürlicher Wasserfall stürzte von einem Granitfelsen zum andern in vielen Absätzen, und zerstäubte im Strahle der aufgehenden Sonne. Im Thale weideten friedlich und gruppenweise einige Heerden, und unterbrachen durch das wechselnde Getön großer Glocken, die zusammen gestimmt zu sein schienen, die tiefe Stille.

Nachdem ich nun Auge und Ohr ergötzt hatte, stiegen wir durch einen gemächlichen, schlangenförmigen Pfad nach dem Wasserfall, und dann etwas tiefer am Berg hinunter. Es waren überall hölzerne Galerien von Baumstämmen angebracht, wo Gefahr des Schwindels war. Wir gingen in einige natürliche Felsengrotten, die mit Epheu und Sinngrün umstrickt waren, und fanden überall bequeme Sitze, von denen man irgend wohin auf

eine merkwürdige Naturszene eine angenehme Aussicht hatte.

Nach vielen Umwegen kamen wir endlich in eine große Höhle, in welcher auf allen Seiten große Stalaktiten von Kalkstein gleich Säulen herab liefen. Auch dort trafen wir Sitze von trockenem Moos an. Im Hintergrunde war es ziemlich finster. Ich hörte aus der Tiefe nichts, als das Geräusch einer Quelle, die mir in ein Bassin zu fallen schien. Ein Geistlicher schlug Feuer, zündete ein Wachslicht an, und ging nach der Tiefe. Dort hielt er die Flamme über ein Gefäß, das auf einer Ara stand. Es war mit Weingeist gefüllt, und entzündete sich sogleich. Nun ward der Grund ganz erhellt. Auf der Ara stand ein junger Faun, der einen Schlauch unter dem Arme hielt, aus dessen Rohr sich kristallhelles Wasser ergoß, das in eine große Schale von Kalkstein am Fuße des Altars sich ausgoß. Auf der einen Seite dieses Bassins stand ein Lamm, auf der andern ein Wolf, die von dem Wasser ruhig zu trinken schienen. Ein Symbol des Friedens unter dem Schutze der Gottheit dieses einsamen Orts.

Bei dem hellen Lichte der Flamme sah ich

nun mehrere Nischen in der Höhle ausgehauen, die mit farbigem Flußspath geziert waren, und auf eine sehr niedliche Weise in spielenden Farben die Lichtstrahlen zurückwarfen.

Die Nischen waren mit Geräthschaften zum Frühstücke besetzt. Wer Thee oder Kaffee wünschte, der ging vor die Aara, und erhielt über der lodernden Flamme seine Portion sogleich gewärmt. In dem Bassin standen Flaschen mit Wein abgekühlt für diejenigen, die sich daran zu laben Lust hatten. Aber wenige nahmen dorthin ihre Zuflucht. Der Abt begnügte sich wieder mit einer Schale gewärmter Milch.

Wir verweilten an diesem kühlen Orte eine Stunde, dann stiegen wir den Berg hinunter in das Thal. Zwei Hirten begrüßten uns mit Alphörnern von der Spitze eines Felsen. Das Echo wiederholte abwechselnd den harmonischen Vortrag der musikalischen Idylle. Wir besahen unten das grasende Vieh, und kamen an einer Ecke des Waldes zu einem Sennhof, wo uns sogleich mehrere Leute entgegen liefen, und mit einem freundschaftlichen Handschlag grüßten. Wir sahen hier alle Operationen einer Käse-Fabrick, und in einem besondern Gebäude eine ganze — wenn ich so

sagen darf — Bibliothek von Käsen, die in einem hölzernen Hause gleich Büchern auf Schäften über einander, nach Alter, Rang und Ordnung aufgestellt waren.

Nun machten wir einige Spaziergänge längs einem schäumenden Bache, kamen an einen großen spiegelhellen Teich, der ganz in Form eines Amphitheaters mit Erlen, Pappeln, Ahornen u. s. w. umschlossen war, doch so, daß zwischen den Bäumen und dem Teichrande noch ein Rasenteppich von vier bis fünf Klaftern übrig blieb, auf welchem auch zahlreiche Gesellschaften neben einander wandern konnten. Einige von uns bestiegen eine kleine Gondel, ruderten im Teich herum, und freuten sich der herrlichen Goldforellen, die unter unserm Schiffchen durchschossen. Andere lagerten sich indessen vor einer weißen Kapelle, die am Ende des Teichs unter dem Schatten düsterer Tannen mit einem kleinen Thürmchen stand. In dieser Kapelle ward jeden Sonntag im Sommer für die Hirten Gottesdienst und eine Homilie abgehalten, in der ihnen das Evangelium erklärt ward.

Der Abt erwartete uns auf einem Felsen an der einen Seite des Teichs. Er hatte ein kleines

Glöckchen in der Hand, klingelte damit, und warf einige Speise in das Wasser. Da kam ein ungeheurer Zug Fische unter den Steinen und Felsen hervor, und so wie er mit dem Glöckchen am Ufer des Teiches wandelte, begleiteten ihn die geschuppten Schaaren, um aus seiner Hand die milde Gabe zu empfangen.

Die Sonne war nun schon hoch gegen den Meridian gestiegen, senkrechtere Strahlen trafen uns. Wir eilten seitwärts in den Wald, und gelangten unter dem Schattengewölbe der Bäume nach einem langen Umwege wieder an unsere Rotonda.

Dorthin brachten wir alle, erhitzt und müde, wie wir waren, gute Lust zum Essen mit. Da sagte mir der Abt: Ich erinnere Sie, daß ich Sie zu einem pythagoräischen Mahle eingeladen habe, auf dieses allein, wenn Sie anders genügsam sind, müssen Sie sich gefaßt machen. Um die römische Ara, welche in der Mitte des Saales stand, ward nun ein runder Tisch gepaßt, doch so, daß der Kranz der Ara mitten aus dem Tisch hervorragte. Einer von unsern geistlichen Begleitern hob aus dem Mittelpunkt der Ara einen Stein aus, und schraubte einen Zylinder

von Metall ein; dann steckte er den Zylinder, der eine konische Spitze hatte, durch eine geräumige Muschel oder Schale von versilbertem Eisenblech, die mit einem breiten, etwas vertieften Rande versehen war. Diesen Rand füllten einige feine Arten von Moos aus, in die kleine niedliche Gebirgsblumen mit Blättern und Stengeln gesteckt waren.

Die Tafel war nun bald gedeckt, aber während diesen Zurüstungen erhob der Chor unserer Sänger, die draussen um den Portikus für uns wieder unsichtbar standen, seine acht Stimmen, und sang in das Thal:

Der Schöpfung Erstgebohrner, Helios u. s. w.

Nachdem der feierliche Chor verstummt war, traten die Sänger herein, und die Speisen wurden aufgetragen. Ein Geistlicher zog einen Vorhang an der Wand hinweg; es erschien eine Sonnenuhr auf schwarz lakirtem Grund gemalt. Ich konnte mir gar nicht erklären, was diese Sonnenuhr in einer mit einem Dache bedeckten, folglich ganz schattigen Rotonda, bedeuten sollte. Allein gleich zog der Mann auf der andern Seite eine seidene Schnur, da schob sich aus der Kuppel

ein Stern von Metall hinweg, und nun fiel nur ein einziger runder Punkt des Sonnenlichtes auf die schwarze Scheibe des Gnomons, rückte in wenigen Minuten auf den weißen Ziffern vorwärts, und zeigte 12 Uhr; der Prälat hatte nämlich durch diese Vorrichtung auf das genaueste die Mittagslinie ziehen lassen. Dieser immer fortrückende Lichtpunkt machte unter dem halbdunkeln Gewölbe eine äusserst liebliche Wirkung.

Die Speisen wurden nun aufgetragen, der Zylinder in der Muschel sprengte drei Schuh hoch einen feinen Strahl von kristallenem Bergwasser. Wir liessen uns nieder, und allerdings war das Mahl ganz pythagoräisch; denn so gut auch die Tafel besetzt war, befand sich doch unter allem, was eßbar da stand, nichts, was Leben und Empfindung gehabt hätte. Dagegen hatten wir alles, was sich nur von Sahne und Milch, Mehl, Mandeln, von Eiern, von Früchten, Gemüsen, Kräutern, kalt oder warm, wie es einer wünschte, machen ließ. Wein von verschiedener Gattung erhielten wir zur Genüge in kristallenen Flaschen. Wer kühles Wasser wünschte, hielt sein Glas an den Strahl der Muschel, die oben am Rande einen geheimen Ableiter hatte,

folglich immer gleich gefüllt blieb. Wem es beliebte, konnte auch seine Flasche in diesem schönen Gefäße abkühlen.

Bei dem Nachtisch endlich wurden die Früchte noch durch bessere gewechselt; sodann stellte man einige Platten mit kleinen Schinken und Knakwürsten auf. „Herr Abt“, rief ich: „Sie werden dem pythagoräischen System untreu.“ — „Nur um der Schwachen wegen“, erwiederte er, „die an das System nicht gewöhnt sind.“ Er bat mich also, die Schinken und Würste nur aufzuschneiden. Da ich es nun versuchte, und mit leichter Mühe durchhieb, sah ich, daß dieses alles nur aus eingekochtem Mark von Quitten gebildet war, aber so täuschend, daß selbst die Rinde vom Speck nicht fehlte, die aus einer gebräunten Krust von vortrefflichen Zitronen bestand. Eben so war es auch mit den Würsten beschaffen. Ich ward also diesmal am rein pythagoräischen Mahle ausgelacht. Der Prälat sagte nur, dies wäre eine eigene rhetorische Figur des Klosterkoches, nämSynecdocke, und zwar Signum pro Re! —

Von Seiten der mündlichen Unterhaltung war dieses Symposium eben so geistreich, als unterrichtend. Lange hatte ich keine so lehrreiche,

abwechselnde und interessante Gespräche gehört, noch weniger in einer Gesellschaft von Klostergeistlichen. Der Prälat sprach uns viel von seinen Reisen. Es wurden Punkte aus der Geographie, aus der Physik, der Geschichte und den Klassikern bestritten und berichtigt. Hatte man aber etwas Zweifel, so drückte man nur auf einige messingene Kugeln, die hie und da am Getäfel der innern Rotonda angebracht waren. Es sprangen Thüren auf, hinter denen Bücher verborgen standen, die man sogleich zur Hand nahm, um die bestrittenen Stellen nachzuweisen.

Einige wohlunterrichtete Professoren, Zöglinge des Abts, befanden sich bei diesem Symposium. Man sprach über die Deklamation und Musik der Alten, besonders aber über die Weise, wie sie ihre Verse durch die Harmonie der Lyra oder der Flöten begleitet haben möchten. Ich behauptete, daß wir hievon gar keinen Begriff haben könnten, der Prälat aber das Gegentheil. Wir wollen doch einen Versuch machen, sagte er, und gab seiner Gewohnheit nach mit der Hand ein horizontales Zeichen.

Die zwei Professoren erhoben sich, und brachten aus einem Büchergestelle Homers Iliade,

die schöne Glasgower Ausgabe von Foulis, den Virgil von Heyne, und den Baxterischen Horaz. Während er ein wenig darin nachschlug, sagte er, ich muß Sie zuerst mit meinen Grundsätzen bekannt machen.

Der heroische Vers ist großer Abwechselungen fähig. Er besteht aus kurzen und langen Sylben, und aus der Cäsur, die auf verschiedenen Sylben bei dem Skandiren abgeschnellt wird, je nachdem der Dichter durch den aufsteigenden oder fallenden Takt mehr oder minder Lebhaftigkeit in das Bild, oder Beweglichkeit, in seinen Vortrag bringen wollte.

Die Musik, mit welcher er begleitet werden kann, läßt sich daher auch mit dem vielfältigsten Rythmus abwechseln.

Nicht gleiche Beschaffenheit hat es mit dem Pentameter. Da er nach der Cäsur der letzten drei Finger oder Absätze, durch Häufung von drei langen und vier kurzen Sylben, die nämlichen Ausgänge hat, so wird er am Ende zu weich.

Die weichste Versart unter allen ist die Sapphoische. Sie ist schon für sich selbst singbar, weil immer die nämlichen Takte in langen oder kurzen Sylben vorkommen.

Das alkäische Versmaas in den horazischen Oden ist eines hohen Schwunges in der musikalischen Komposition fähig. Wir wollen jetzt mit allen diesen den Versuch machen.

Ein junger Geistlicher ergriff nun eine Laute, ein anderer eine Guitarre. Der Abt ließ das vierte Buch von Virgils Aeneide aufschlagen, und zeichnete einige Stellen aus. So lange der Vortrag des Dichters historisch fortging, wurden die Verse in einem passenden Rezitativ deklamirt, und die kurzen und langen Sylben auf den Saiten-Instrumenten treffend angeschlagen. Sobald aber Personen, z. B. die Königin Dido, oder ihre Schwester, oder der Aenäas sprechen, sank oder stieg der Gesang zwischen Rezitativ und Arioso.

Der nämliche Versuch ward mit der Ilias gemacht, in welcher der rührende Abschied zwischen Andromache und Hektor vor seinem Auszuge in die Schlacht erzählt wird.

Mit einigen horazischen Oden machte man den Beschluß; es war mehr Arioso als Rezitativ, manchmal vollkommene Arie.

Ich ward vollkommen von dieser herrlichen Unterhaltung entzückt, und überzeugt, wie tref-

fend unser musikalische Vortrag auf die Versarten und Gesänge der Alten angewendet werden könnte. Der Abt versprach mir, daß ich am folgenden Sonntag in der Kirche einige lateinische Oden von mehrern Stimmen begleitet hören würde, die einige mit Dichtergefühl begabte Geistliche auf das Fest dieses Tages komponirt hätten.

Unser Mahl schloß mit Gebet und Gesang. Die Sonne war schon weit jenseits des Meridians fortgerückt, und neigte sich gegen die Gebirge. Die Gesellschaft zerstreute sich gruppenweise in den Wald. Der alte Prälat hing sich an meinen Arm, und geleitete mich durch geschlungene Labyrinthe auf einen freien Platz, in dessen Mitte ein Granitfels mit Laubholz bewachsen stand. Wir stiegen hinauf und hatten die freie Aussicht auf das umliegende Revier. Da kam ein Förster aus dem Dickicht, streute aus einer Jagdtasche Fruchtkörner auf dem Boden umher, und kletterte auf die Anhöhe zu uns. Jetzt lud er eine Flinte und that einen starken Schuß, daß Wälder, Gebirge und Thäler davon hallten.

Auf diesen sonst feindseligen Ton, der alle Thiere verscheucht, kamen Tannhirsche und Rehe

aus dem Walde hervorgesprengt, die in verschiedenen Gruppen um uns herum trabten, und das gestreute Futter ohne Scheu auffraßen. Sie sehen, sagte mir der Prälat, daß unter friedlichen Wesen der schreckliche Donner des Krieges zum Signal des Friedens werden kann. Diesen Frieden lasse ich nie brechen. Es wird hier kein Thier geschossen, im Gegentheil durch einen Schuß das Zeichen zum Füttern gegeben. Bedarf man eines für die Küche, so wird es auf die geräuschloseste Art eingefangen.

Indessen warfen Gebirge und Bäume verlängerte Schatten nach Osten. Die Einöde verwandelte sich durch die wechselnde Vertheilung des Lichtes und der Schattenmasse in ein neues romantisches Theater. Die Sonne sank, wir machten uns durch den Wald auf den Weg. Als wir aus den Bäumen in die grasreiche mit blauen Enzianen übersäete Ebene kamen, erblickten wir unsere Begleiter, auf einem nahen ganz isolirten Hügel in einer freundschaftlichen Gruppe gelagert. Sie schauten nach der niedergehenden Sonne, und so wie diese hinter das Gebirg sank, feierten sie ihren Abschied mit einem vollstimmigen Chor, der durch Waldhörner und blasende In-

strumente begleitet ward. Ein dreifaches Echo wiederholte Gesang und Töne, bis sie endlich an den tiefsten Rändern der Gebirgsschluchten undeutlich, doch immer noch vernehmlich, erstarben. Das war die zweite Feier einer herrlichen Naturszene, die ich heute erlebte. Mein Geist stimmte sich wieder in ernste Meditationen, mein Auge glänzte im Abendstrahl der Sonne, und mein Herz ergoß sich in ein geheimes Gebet an den Allmächtigen, der mich diesen genußreichen Tag hatte erleben lassen. Der Abt ging in tiefem Stillschweigen neben mir her, und wir erreichten bald unsere Gefährten, die so eben die letzte Strophe ihres Gesanges beschlossen. Sie versammelten sich um den geliebten Vater des Klosters, und verlangten seinen Segen. Mit der Würde eines Hohenpriesters, der für das Heil des Volkes Wünsche thut, erhob er Blick und Hände zum Himmel, betete stille einige Minuten, und segnete seine Brüder in dem letzten Strahle der scheidenden Sonne. Die Geistlichen wollten ihm die Hand küssen, aber er verbat es sich, und umarmte einen nach dem andern väterlich. So mag der Friedenskuß der ersten Christen nach geendigtem freierlichen Gottesdienste gewesen sein.

Nun machten wir Anstalten zur Heimkehre, und beschlossen einen etwas weitern Umweg zu machen. Der Abend war lieblich, die Aussicht bei dem Anbruche der Dämmerung und der hellen Purpurfarbe des Himmels mannigfaltig und abwechselnd. Als wir näher in das Thal hinabstiegen, grüßten uns abermals die Hirten mit Hörnern vom Rande der Gebirge. In der Tiefe kämpften zwei ungeheure Stiere, die verschiedene Heerden anführten, mit einander. Die Hirten sprangen hinzu, liessen ihre Donnerstimmen ertönen, und brachten bald die grimmigen Thiere von dem Wahlplatze, indem sie ihnen einige Hände voll Staub in die Augen warfen. Möchten, sagte der gutmüthige Prälat, doch alle Kämpfe in der Welt durch so leichte und einfache Mittel beigelegt werden!

Unser Weg führte uns nahe um ein niedliches Haus mit vielen im Abendroth glänzenden Fenstern. Ein Trupp Kinder von jedem Alter ergossen sich aus der Thüre, und sprangen dem Prälaten entgegen. Er segnete sie. Die Kleinen nahmen ihn bei der Hand und zogen ihn in die Thüre. Die Eltern, ein junges rasches Weib, und ein Mann von mittlern Jahren, empfingen uns. Ein ehr=

würdiger Greis mit schneeweißen Haaren, der Großvater der Kleinen, wankte uns am Knotenstabe mit herzlichen Grüßen entgegen. In der Wohnung herrschte die höchste Reinlichkeit. Zwei schöne halberwachsene Töchter erhoben sich von den Spinnrädern, an denen sie baumwollene Fäden von der höchsten Feinheit spindelten. Ein Sohn kam vom Webstuhle aus der Kammer. Wir besahen die Arbeiten; sie waren von ausgesuchter Vollkommenheit. Der Abt vertheilte unter die Familie Geschenke an Geld, größer oder kleiner, je nachdem er mit der Arbeit zufrieden war. Er sagte jedem ein verbindliches Wort, das zum Fleiße aufmunterte, und versprach fernere Unterstützung, wenn sie fortführen seine Ermahnungen zu befolgen. Die kleinen Kinder, die sich mit Baumwollenzupfen abgaben, ließ er Gebete hersagen, und erklären, was sie vor Kurzem in der Schule gelernt hatten.

Wir kamen jetzt auf einen gebogenen Weg an dem hervorspringenden Winkel eines Berges herum. Dort öffnete sich unserm Blicke ein reizendes Thal, das mit mehr denn hundert zerstreuten niedlichen Wohnungen übersäet war. Sie lagen im friedlichen Schatten der Gebirge, denn

die Sonne war schon tiefer unter den Horizont gesunken. Hie und da wurden Lichter in den Wohnungen angezündet, und so wie die nächtlichen Schatten zunahmen, sah man das ganze Thal erleuchtet. Ueberall, wo wir vorbei kamen, wurden wir freundlich begrüßt. Wir hörten zu Abend beten, Räder und Webstühle schnurren. Ich freute mich über die Industrie dieses arbeitsamen Volkes eben so sehr, als über seine Frömmigkeit, mit der es den Schluß des Tages feierte.

Der Abt sagte mir, vor zehn Jahren, da ich die Aufsicht meines Stiftes übernahm, waren in diesem Thale fast lauter Bettler. Die ohne Auswahl angewandte Mildthätigkeit des Stiftes mag vieles zum Müssiggange der Leute beigetragen haben; man gab ohne Unterschied an der Klosterpforte jedem, der sich meldete; Kinder kamen öfters des Tages zwei bis dreimal, und holten ihr Stückchen Brod.

Ich habe eine ganz andere Einrichtung getroffen, mich durch die Pfarrherren nach den Bedürfnissen der wirklich armen Familien erkundigt, und die Allmosen an Brod und Mehl oder Geld wöchentlich so vertheilt, wie es der Nothstand erforderte.

Dann schaffte ich Seide, Baumwollen, Flachs und Hanf an, und ließ Kinder und Halberwachsene in den Handgriffen ihrer Bearbeitung unterrichten. Anfangs war kein Gewinn dabei; allein dies war auch nicht meine Absicht, sondern nur die Gewöhnung der Armen an Handarbeit. Bald aber verfeinerten sich die Arbeiten durch Uebung. Ich gewann über meine Auslagen einen Ueberschuß, und diesen verwendete ich zu Prämien und zur Belohnung für diejenigen, die sich durch Kunstfertigkeit und Fleiß auszeichneten. Meine Mechaniker im Kloster beflissen sich, die Maschinen zu verbessern. Jedes halberwachsene Kind kann jetzt täglich zwölf, achtzehn bis vierundzwanzig Kreuzer verdienen. Die Jünglinge an den Webstühlen bis auf einen Gulden. Die so verarbeiteten oder veredelten Stoffe werden im Stifte niedergelegt, und dort nach fein, mittel und schlecht Gut von einem Ausschusse erfahrner Arbeiter sortirt, und von ihnen selbst taxirt. Zweimal im Jahre kommen auswärtige Händler, die diese Stoffe aufkaufen, und sie meistens noch höher bezahlen, als sie taxirt sind. Der über die Taxation gewonnene Ueberschuß wird, wie ich oben gesagt, zu Prämien bestimmt.

Für die in der Niederlage des Stiftes aufbewahrten Stücke werden in der Zwischenzeit mit Zahlen versehene Scheine, samt dem darauf bemerkten Preise des Werthes der gelieferten Arbeit ausgestellt. Diese Scheine oder Zettel laufen nach einer stillschweigenden Uebereinkunft unter den Arbeitern gleich baarem Gelde. Sie erhalten darauf Vorschuß im Stifte oder von wohlhabenden Partikuliers, und werden am Ende, wenn die Käufer der Arbeiten kommen, gegen Geld im Stifte ganz ausgewechselt, und richtig bezahlt.

Nach dieser Einrichtung ersparen die Arbeiter die Mühe, ihre Waaren mit Verlust der Zeit selbst in die Häuser oder zu Markte zu bringen. Seit diesem nähren sich die Leute redlich, und zum Theil auch reichlich. Es gibt wenige Familien, die noch Ansprüche auf Allmosen machen; und es war erfreulich zu sehen, wie nach und nach die ehemals Dürftigen mit vielem Danke freiwillig auf Unterstützung Verzicht geleistet haben.

Den Eltern ist es zur Pflicht gemacht, daß sie ihre Kinder zum Unterricht im Lesen, Schreiben und Christenthum an bestimmten Tagen zur Schule schicken. Viele aus dem Thale haben eine ganze,

andere eine halbe Stunde Wegs in die Schule. Um sie zum Schulbesuche aufzumuntern, erhalten die Kinder der Armen, welche sich fleißig einstellen, jedes am Ende der Woche zwei Laibe Brod. Diese Freigebigkeit entschädigt die Eltern doch einigermaßen für den Gewinn, den sie von der Arbeit dieser Kinder hätten ziehen können, wenn sie zu Hause bleiben.

Da dieses Thal eigentlich mehr zur Viehzucht, als zum Fruchtbau geeignet ist, so habe ich doch wenigstens den für fast alle Himmelsstriche passenden Erdäpfelbau eingeführt. Jede Familie erhält einen Acker von dem Gemeindgute, den sie zu diesem Gewächse zu ihrem Vortheil anbauen kann. Der Ertrag ist hinreichend zur Nahrung für die gesammte Haushaltung, die nach Anstrengung so vieler Kräfte, als zum Hacken und Jäten nöthig sind, ihr nahrhaftes Manna vor der Thüre findet. Milch und Erdäpfel sind demnach die Hauptkost dieses mäßigen Volkes. In der Diät ist es den Schülern des Pythagoras, oder den Braminen ähnlich. Ich finde, daß Menschen, die sich von Milch und Vegetabilien nähren, weit sanfter sind, als thierwürgende und fleischfressende. Auch findet man unter diesen Leuten

wenig feindselige Leidenschaften, oder gar Schlägereien und Thätlichkeiten.

Jedes Weib von der ärmern Klasse, die niederkömmt, erhält einen Krug Wein, zwei Laibe weißes Brod und einige Pfund Fleisch.

Mädchen, die das zehnte Jahr zurückgelegt haben, leiden nach geschehener Taxation der von ihnen eingelieferten Arbeit am Preise einen kleinen Abzug, oder auch so viel, als die Eltern selbst bestimmen. Dieses Ersparniß wird ihnen zu Kapital angelegt, und samt den Zinsen ausgeliefert, sobald sie sich verehlichen, oder aber sobald sie das vierundzwanzigste Jahr erreicht haben, wofern sie anders in diesem Alter mit Bewilligung des Vaters oder ihres Vormundes und Beistandes ihre Auszahlung verlangen.

Durch solche ganz einfache Maasregeln ist die zudringliche Bettelhaftigkeit in diesem Thale nach und nach verscheucht worden. Sie wird sich nie mehr einfinden, so lange noch Liebe zur Arbeit, Genügsamkeit und einfache Sitten in diesen Hütten einheimisch sein werden.

············

Unter diesen Gesprächen näherten wir uns dem Kloster. Wir mußten noch einen kleinen gras-

reichen Hügel auf einem gewundenen Pfade ersteigen. Es war bereits finster, aber ehe wir die Spitze erreichten, ward ich durch ein sonderbares Phänomen in hohe Verwunderung gesetzt. Auf einmal fuhr aus dem äussersten Gipfel des Hügels ein Feuerstrahl empor, und erhielt sich sichtbar und ohne Unterbrechung wohl fünfzig Schuhe in der Höhe, gleich einer feurigen Fontäne. „Rette sich, wer kein gutes Gewissen hat! — der Ausbruch eines Vulkans!“ rief der Abt.

Ich vermuthete anfangs, es wäre ein Feuerwerk, allein da ich weder Geräusch noch Knall hörte, noch Pulverdampf roch, so war mir die angestaunte Erscheinung unerklärbar. Ich näherte mich, und konnte doch nichts entdecken, als daß Feuer aus dem Boden kam, und aus der hohen Luft von der Spitze des Feuerstrahls viele tausend kleine entzündete Atomen auf die ausgestreckte Hand fielen, die sich sogleich selbst verzehrten.

Auf dem Hügel kam uns ein Geistlicher, der Professor der Physik, mit einigen Studenten entgegen. Er versprach mir Erklärung, wenn das Phänomen vorbei sein würde. Wir mußten noch eine gute Viertelstunde warten. Endlich sank der Strahl und erlosch ganz. Dann hoben die Stu-

denten aus einem Bassin, das mit Sand gefüllt war, eine Kugel von Metall heraus, auf welche ein kleiner Zylinder, der in eine Spitze ausging, und kaum die Oeffnung einer Nadel hatte, fest aufgeschroben war. Die Kugel hatte ungefähr zehn Zoll im Durchmesser, und war hohl. Man füllte sie mit rektifizirtem Weingeist, und schrob den Zylinder auf, dann ward sie in ein fast glühendes Becken voll heißen Sandes gesetzt, der die Hitze dem Weingeist mittheilte. Sobald dieser nun genug gewärmt war, und sich durch den Zylinder in Dünste auflösete, ward nur eine brennende Kerze daran gehalten; der Strahl fuhr empor, und dauerte so lange, als noch ein Tröpfchen Weingeist in der Kugel sich fand.

Diese Erklärung gab uns der Physiker. Der gute Prälat hatte auch diese angenehme und lehrreiche Ueberraschung für mich vorbereitet. Ich blieb nun noch zwei Tage bei meinem Feunde, der den Karakter eines liebevollen Vaters seiner Religiosen und des Bergvolkes mit so vieler Würde behauptete.

............

Am letzten Tage, es war ein Sonntag, ward ich gemahnt, daß ich frühe nach Sonnenaufgang

in der Kirche verschiedene Oden und Hymnen in lateinischer Sprache, im reinsten Versmaas und in vollstimmiger Begleitung der Chöre, hören könnte. Ich begab mich also zeitlich genug an Ort und Stelle. Schon waren die Sänger nach Stimmen und Alter auf beiden Seiten des Chors gestellt, an dessen Ende ein alter, ehrwürdiger Geistlicher, wie der Leiter des griechischen Chores, auf einer höhern Stuffe in der Mitte stand, um alles mit einem Blick zu übersehen, und Takt und Harmonie in Ordnung zu halten.

Das Volk, das sich indessen auch versammelt hatte, konnte die Sänger nicht sehen, denn es war ein großer en haute lice mit biblischen Geschichten bearbeiteter Vorhang vor das eiserne Gitter des Chores gezogen, um das Geheimniß der Harmonie zu verhüllen. Jeder beobachtete das tiefste Stillschweigen.

Der Abt kam an mit dem Schlage der Glocke, ließ sich auf einen Betstuhl vor dem Hauptaltare nieder, und streute Weihrauch auf ein silbernes Kohlenbecken, das vor ihn gestellt ward. So wie er seine schuldlosen Hände zum Allmächtigen empor hob, wurden die Oden und Hymnen strophenweise im Kontrapunkt abgesungen, und zur

Verbindung der Melodie mit der Harmonie durch tiefere Baß=Instrumente begleitet.

Wenn die Religion ein inniges Verhältniß zwischen dem allmächtigen Schöpfer der Natur und zwischen den Menschenkindern bezeichnet, so wirkt sie bei vernünftigen Geschöpfen auf die Gefühle der Seele, und diese können sich durch nichts, als durch Poesie und Gesang ergießen.

Poesie und Gesang sind die Sprache des Herzens. Dankbarkeit löset sich menschlicher Weise in gefällige Bilder und Töne auf. So war und so ist es noch bei allen Völkern, die sich auf die Stuffe einer verfeinerten Kultur emporgehoben haben. In der That, man müßte jenen beklagen, der alles den Gesetzen der kalten Vernunft unterwerfen, und den äussern Kultus des Volkes und seiner Priester von Poesie, Harmonie und Symbolen entkleiden wollte.

Der letzte Genuß, der mir in der Gesellschaft dieser gottverehrenden Männer ward, war glühende Andacht, Anbetung und Dank, mit welchem ich alle meine Gefühle zum Throne des Ewigen und Unsichtbaren erhob. Das Andenken dieser Momente wird mir ewig unvergeßlich sein.

Wie schnell waren nun die acht Tage ver=

flossen, die ich gegen meine ursprüngliche Entschliessung in dieser Einöde verlebte. Ich nahm von meinem edelmüthigen Freunde Abschied; ich ward von ihm mit einigen wissenschaftlichen Erinnerungen beschenkt, die meinem Herzen theuer und die Zierde meines Kabinets sind. Er begleitete mich noch einige Stunden bis auf die Höhe des Gebirges. Dort schloß ich ihn mit Rührung an mein Herz; wir gaben und nahmen wechselsweise das Versprechen, daß wir uns wieder sehen, und bis dahin in schriftlicher und literarischer Verbindung mit einander stehen wollten.

Aber ein unausweichliches Verhängniß hatte diesem edeln Sterblichen harte Prüfungen vo behalten. Drei Jahre lebte er noch ungestört in dem kleinen und ruhigen Bezirke seines geistlichen und weltlichen Reiches. Nach diesem Zeitpunkte durchkreuzten feindliche Heere Ebenen und Thäler, und schonten das Eigenthum schuldloser und friedlicher Völker nicht. Ausgehungerte Truppen, vor denen Schrecken herzog, überstiegen die sonst unwegsame Gebirge, und stürzten gleich einem ausgebrochenen See in das einsame Thal, in welchem das Stift lag. Jetzt ward alles verwüstet, die Lebensvorräthe wurden aufgezehrt,

die sonst so friedfertigen Menschen durch Mißhandlungen zur Verzweifelung gebracht. Der Bitten und Mahnungen des Abts ungeachtet, griffen viele junge rüstige Männer zu den Waffen. Nach ungleichen Gefechten zogen sie in das Gebirg und thaten Ausfälle auf die unerbittlichen Peiniger ihrer Familien; aber dann loderten auch viele Hütten und Höfe hoch in Flammen auf. Die wüthenden Soldaten, welche die sonst braven und menschlichen Offiziers nicht mehr in Zucht zu halten vermochten, verübten Abscheulichkeiten, die jeder Gefühlvolle aus den Büchern der Zeitgeschichte weggetilgt zu sehen wünschen wird.

Der Abt schilderte mir diese Greuel in verschiedenen Schreiben, von denen ich hier einen Auszug mittheile.

„Wenn Sie mich, mein Theurer, sehen sollten, wie sehr würden Sie ihren armen Freund verändert finden. Ich wandle jetzt auf Ruinen, auf rauchenden Feuerbränden, über Blut und Leichen, kummervoll, tiefgebeugt, und ich sinne nach, wie ich dieses unglückliche, zerstreute Volk wieder sammeln, ihm Nahrung und Obdach verschaffen könne.“

„Wenn die Regierung des Landes nicht hilft, so muß uns Gott durch die Wirkung eines Wunders helfen, denn meine Kräfte reichen fast nicht mehr hin. Zum Glücke blieben die weitläufigen Gebäude meines Stiftes vom Brande verschont. Ich verdanke es der Güte des Allmächtigen, und den Anstalten des menschenfreundlichen Generals, der auf die Anführer eines mit Flammen und Eisen eingedrungenen wilden Haufens selbst in den Klostergängen feuern, und die Verwegensten zusammenhauen ließ. Zum ersten Male erschallte der Donner des Krieges in diesen stillen Hallen, und der Boden des ewigen Friedens trank das erste Menschenblut. Aber fast alle unsere Maierhöfe liegen in Asche, und alles, was eßbar ist, ja alle unsere Heerden, sind aufgezehrt. Ich schweige von schweren Opfern, mit denen ich die Schonung dessen, was noch übrig blieb, theuer zu erkaufen für nöthig fand.“

Ein andermal schrieb er mir:

„Die Ruhe stellt sich wieder her. Die Verscheuchten kommen aus Gebirgen, Felsen und Schlupfwinkeln, und löschen mit Thränen die glühende Asche ihrer zusammengesunkenen Gebäude. Ich habe über fünfzig halbverhungerte,

im Walde versprengte Kinder zusammen treiben lassen, und im Stifte untergebracht. Viele wissen gar nichts von ihren Eltern. Vielleicht fallen mir diese Unglücklichen als Erbschaft ab intestato zu, wenn die Eltern nicht zum Vorschein kommen. Noch hat sich die Regierung nicht angestrengt, um die Noth zu erleichtern. Freilich fehlt es ihr auch in diesem Zeitpunkt an bereiten Hilfsquellen."

„Das erste ist Sorge für Nahrung und Kleidung. Der Winter rückt vor die Thüre. Ich habe mit Genehmigung meiner Ordensbrüder das sämmtliche Haussilber des Stiftes veräussert, und mit großen Kosten Viktualien über die Gebirge gefördert. Wir genießen unsere Suppe mit hölzernen Löffeln, so wie unsere mit Salz bestreuten Rüben und Wurzeln, und wir trinken unser Bergwasser, das einzige, was uns die Truppen übrig liessen, aus hölzernen Bechern. Jetzt erst kommt die frühere Gewöhnung an pythagoräische Kost mir und vielen Mitgliedern meines Stiftes zu gut. Wir sind zufrieden, wenn nur die vom Alter schwachen Männer etwas nahrhaftere Speisen haben."

In einem andern Briefe meldete er mir das

traurige Ende des P. Romuald, Professors der Mathematik. Er sagt:

„Ich habe vergessen, Ihnen den Verlust, freilich den einzigen, aber auch den empfindlichsten, den unsere Gesellschaft an ihren Mitgliedern litt, anzuzeigen. Romuald, den Sie so sehr liebten, mit dem Sie einige Male unsere Sternwarte besuchten, und mit dem Sie so oft über die Bahne der Kometen disputirten, wandelt jetzt jenseits des Zodiakus in dem hohen Empyräum unter den Seligen. Als die wilden Truppen in das obere Dorf einfielen, in welchem dieser gottesfürchtige Mann seit zwei Jahren von Hause aus pfarrherrliche Dienste versah, als die Sturmglocke erschallte, das Geschrei der Männer, Wehеklagen der Weiber, Winseln der Kinder, und Flüche der Soldaten im wildesten Aufruhr die Luft erfüllte, brach er mit Feuereifer in mein Zimmer, und verlangte meinen Segen. — Wohin? wo um Gotteswillen hin, sagte ich. — „Dorthin, wo mich Pflicht und Verhängniß hinzieht," rief er mit bebenden Lippen: „zu meinen Pfarrkindern Hören Sie denn das Jammergeschrei nicht?" — Ich segnete ihn, umarmte ihn — ach! ich dachte nicht — auf ewig!"

„Romuald drang in das Gewühl des Dorfes, bat, beschwor, flehete, weinte, warf sich den wüthenden Kriegern zu Füßen. Vergebens, er ward mißhandelt, geschlagen, getretten, und mit einem Säbelhieb in die Schulter tief verwundet. Dann erhob er seine bluttriefende Rechte zum Himmel, und rief gleich einem Begeisterten zu den bebenden Männern und Weibern, die allein bei ihm blieben: „Folget mir! wenn keine Barmherzigkeit mehr bei den Menschen ist, so laßt sie uns bei Gott suchen.“ Er schleppte sich zur Kirchenthüre, öffnete sie, ließ den kleinen Haufen, der ihn begleitete, hinein, und schloß wieder zu. Dort kniete er auf den Betstuhl vor dem Hauptaltar, und betete stille für das Heil des Volkes. Seine nicht zahlreichen Begleiter hatten sich in die Kirchenstühle verkrochen.“

„Auf einmal wurden die Kirchthüren aufgesprengt; ein bewaffneter Haufe drang unter Fluchen hinein; es donnerten Schüsse selbst im Heiligthum. Romuald, der, ohne sich nur umzuschauen, mit ausgebreiteten Armen Gott anrief, sank. Eine Kugel drang ihm durch den Rücken, durch die Lunge, und blieb in der mit Gips überzogenen Bekleidung des Altars stecken. Hier ist

sie noch als Denkmal des Mordes dieses Unschuldigen zu sehen.“

„Als das unglückliche, eingesperrte Völkchen seinen Hirten sinken sah, und ihn im Blute liegend am Fuße des Altars unter schrecklichen Konvulsionen röcheln hörte, erhob es ein Angstgeschrei der Verzweifelung, und floh durch die aufgesprengten Thüren; Flintenschüsse und Verwünschungen folgten ihm nach. Die Mörder stürmten jetzt das Heiligthum, brachen alles gewaltthätig auf, und fingen an zu plündern, während ein wackerer Offizier von der Gensdarmerie die Kirche besetzen ließ, die Räuber hinausjagte, und einige, welche die Beute fortschleppten, und nicht gutwillig fahren lassen wollten, auf dem Kirchhof zusammen hieb. Alles, was man ihnen noch abjagen konnte, ward in die Kirche zurückgebracht. Sobald das Volk sah, daß ihm unter dem Schutze des tapfern Anführers der Gensdarmerie eine Zuflucht in das Heiligthum geöffnet war, drängte es sich wieder in die Kirche zurück, kniete und betete in Thränen um den Leichnam seines gemordeten Seelsorgers. Viele der Frommen tauchten weiße Tücher in das Blut dieses Gerechten, der sich in Hoffnung, seiner Gemeinde nützlich zu

sein, so großmüthig aufgeopfert hatte. — Diese, mein Freund, ist nicht die einzige Szene, die auf dem Schauplatze des Jammers mein Herz zerriß."

...........

Aber diese blutigen Auftritte, diese Plünderungen, diese kummervollen Beängstigungen um Mitbrüder und Volk, beugten tief sein Herz. In dem fortgesetzten Briefwechsel meldete er mir von Zeit zu Zeit, welche Maaßregeln er ergriffen hätte, um die Wunden zu heilen, die dem Wohlstande seines Stiftes und den Thalbewohnern einmal geschlagen waren. So dauerte es beiläufig noch zwei Jahre. Da schrieb er mir: „Freund, ehe sechs Wochen vergehen, werden Sie mich bei sich sehen. Ich scheue den mühesamen Weg nicht, unerachtet ich fünfzig Meilen zu reisen habe. Nur einen Wunsch hege ich, Sie noch einmal an meine Brust zu drücken, und dann noch einmal mit meinen Thränen den Boden zu begrüssen, auf dem ich gebohren ward, und der alles, was ich einmal liebte, in seinen Schoos einschließt.... Sie haben ohne Zweifel in den Zeitungen gelesen, daß die Provinz, in der ich wohne, vom Hauptlande abgerissen, und an den benachbarten

Souverän in dem Frieden abgetreten worden. Durch diesen Zufall erlöscht mein Stift, so wie alle andern geistlichen Stiftungen des Landes. Wie vieles ich in der Zwischenzeit gehandelt und gewirkt habe, erzähle ich Ihnen mündlich, und bis dahin Gott befohlen."

So geschah es dann auch. Der alte Mann fand mich in F . . . und trat leise bei einem düstern Abend in mein Zimmer, da ich eben meinen Leuten einige Depeschen diktirte. Ich ließ alle abtreten. Der Abt, der in dem einfachen Anzuge eines gemeinen Geistlichen sich darstellte, warf sich an meine Brust, und erleichterte sich sprachlos das Herz durch eine Fluth von Thränen. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, sagte er: „Ich komme nicht, Sie um Schutz und Beistand anzusprechen, den Sie mir, ich bin es überzeugt, in keinem Falle versagen würden, sondern nur, um in dem letzten Genuße der Freundschaft Erholung für überstandene Leiden zu suchen. Aber auch für diese sei Gott gedankt!"

Ich veranstaltete, daß wir diesen Abend allein auf meinem Zimmer speiseten. Um ungestört zu sein, wieß ich Bediente und jeden ab, der mich

zu sprechen verlangte. Bald öffnete sich das Herz dieses vielduldenden Mannes, er fing an:

„Ich habe Ihnen die Unfälle zur Genüge in meinen Briefen geschildert, die der blutige Krieg auf mein Stift und auf das arme Thalvolk herabstürzte. Für dieses Volk that unsere kraftlose Regierung nur wenig; also fand ich mich genöthigt, sogar unser Kirchensilber zu verpfänden, um nur für den Winter Lebensvorräthe in diese unwirthbare Gegend anzuschaffen. Ich hätte gern den Rock, den ich auf dem Leibe trug, verpfändet, wenn ich auch nur einem einzigen Menschen damit hätte helfen können. Indessen gelang es mir, der bittersten Noth abzuhelfen. Diese Gewißheit war mein einziger Trost.“

„Sie kennen unsere Verfassung; jedes der Stifte steht unter einer sogenannten Benediktiner-Kongregation, die das Recht hat, den Zustand der Administration und Disziplin von Zeit zu Zeit zu untersuchen. Nach einem Jahre rückten einige Geistliche als Kommissäre ein, es ward Rechnung abgelegt, und wirkliche oder eingebildete Real- oder Personalgebrechen gerügt.“

„Man machte mir hauptsächlich zwei Vorwürfe: 1) Daß ich mit dem Klostergute gegen das Volk

zu freigebig gewesen, den Fond geschwächt und verpfändet, Pflichten übernommen hätte, welche eigentlich die Sachen der Landesregierung gewesen wäre."

„2) Ich hätte zu viel auf Studien verwendet, und die jungen Religiosen zu stark in den Wissenschaften angestrengt. Der Kirchenchor hätte durch Abwesenheit der Sänger Noth gelitten. Die Askesis oder geistliche Uebung bei Religiosen bestünde eigentlich in Meditation und im Chorsingen. „Ja!" sagte mir der Abt von St. B... in einer ganz sonderbaren Allegorie, „der Chor ist eigentlich der Pflug, an welchem der Mönch ziehen muß."

„Auf das Erste fand ich gar nicht gut, mich zu verantworten, sondern ich begnügte mich nur zu bemerken, ich würde der Landesregierung am Ende des Jahrs hierüber Auskunft geben, wenn die Schlußrechnung der Administration meines Stiftes ohnehin vorgelegt werden müßte."

„Auf das Zweite erwiederte ich: Ich hätte der Regel unsers Stifts Genüge geleistet, daß ich zu bestimmten Stunden Chor halten ließ. Ich bekannte dann offen und unverhehlt meine Grundsätze über das Chorsingen, die ich Ihnen, mein

Freund, schon früher gesagt habe. Allein diese fanden keinen Beifall."

„Meine Herren Visitatoren waren also mit meiner Antwort gar nicht zufrieden, sondern sie liessen mir, unter der Rubrik: Beförderung der Religiosität und klösterlicher Zucht, in ihrem Abschiede Vorschriften zurück, die, hätte ich sie strenge befolgen müssen, meine jungen Leute auf die Bahne der Halbwisserei und Unwissenheit zurückgebracht, und mich unsäglichem Verdrusse Preis gegeben hätten. Ich stellte vergebens vor, daß religiöse Gesellschaften sich dem Zeitgeiste anschmiegen, sich nützlich machen müßten, sie stünden auf dem Punkte von einem tiefen Abgrunde verschlungen zu werden, ohne etwas zu retten, nicht einmal die Ehre und den Ruhm der Brauchbarkeit. Allein das waren fruchtlose Vorstellungen. Ich hatte das Schicksal der Kassandra, weissagte, ohne daß man mir Glauben beimaß. Aber der Erfolg rechtfertigte mich."

„Das göttliche Verhängniß, das zur Erziehung des Menschengeschlechtes Gesellschaften stiftet, und wenn sie eine Zeit lang bestanden, und ihre Dienste geleistet haben, nach seinen weisen Absichten wieder auflöset, wollte es, daß ein Theil

unsers Landes, wie sie bereits wissen, mit allen Stiften dem benachbarten Souverän von .... im Friedensvertrage zugeschrieben wurde.“

„Mein Stift ward in Besitz genommen. Ich habe mit der größten Treue, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit alle unsere Gründe, Fonds, Kapitalien und den Mobiliarstand angegeben, ohne das Mindeste zu verschweigen. Durch diese Offenheit erwarb ich mir die Gunst der Kommissarien und des Hofes. Sie waren ohnehin von dem Geiste der Ordnung, des Pythagoräismus, der Kunstliebe und der Gelehrsamkeit, den sie durchaus in meinem Stifte fanden, eben so sehr erbaut, als gerührt von den Segnungen und Thränen der Thalbewohner, die mich ihren Vater nannten, und in dieser Eigenschaft vom Hofe reklamirten.“

„Nicht so fanden sie es in den andern Stiften, wo man Eigenthum verheimlichen wollte, ertappt ward, regelmäßigen Chorgesang, aber keine Wissenschaften, und übel vertheilte, oder gar keine Vorsorge für das arme Landvolk fand, welches daher auch keinen oder nur wenigen Antheil an der Zernichtung dieser Institute nahm.“

„Auf die Berichte und guten Zeugnisse der

Kommissarien, hat der Hof mich und meine Ordensbrüder mit einer Großmuth behandelt, die uns, geschützt gegen Mangel und Dürftigkeit, wie wir jetzt sind, nichts zu wünschen übrig läßt, und die für unsere Genügsamkeit mehr denn befriedigend ist."

„Jedoch konnte ich es nicht dahin bringen, daß meinem Stifte, wie ich den Antrag that, die Ständigkeit eines literarischen Instituts und gelehrten Erziehungshauses gesichert wurde. Die Staatsbedürfnisse sind zu groß und zu dringend; man ist genöthigt, alle Hilfsquellen anzugreifen, die unsere Vorfahren freilich zu andern Zwecken bestimmt hatten, und die bei den gehäuften Unfällen, welche die Nation drücken, jetzt in Anspruch genommen werden müssen."

„Indessen habe ich veranlaßt, daß die alten literarischen Hilfsmittel, und die neuen, die ich gesammelt habe, der gelehrten Akademie in...... zugetheilt wurden. Viele von meinen gelehrten Schülern sind dahin als Professoren berufen. Sie werden ihrem Amte Ehre machen. Andere wurden auf Pfarreien angestellt, die alten oder minder brauchbaren reichlich pensionirt. Einige die mir mit vorzüglicher Anhänglichkeit zugethan

waren, wollten sich nicht von mir trennen. Ich habe für uns freie Wohnung in dem schönen Maierhofe ausgewirkt, der auf dem Rücken des Gebirgs, der einzige fast noch unversehrte, liegt, von woher wir das ganze Thal überschauen können. Der Hof überließ mir als Eigenthum nicht nur alles was ich von Natur- und Kunstsachen, Büchern und Instrumenten in meinen Zimmern hatte, sondern ließ mich auch aus der Bibliothek wählen, was mir anständig war."

„Diese Großmuth setzt mich in den Stand, mit meinen gelehrten Freunden ein sorgenfreies Leben zu führen, mit ihnen eine ansehnliche Pension zu theilen, und endlich der mir so theuer gewordenen Generation des Thales, die ich unter meinen Augen aufwachsen sah, und die ich moralisch und religiös bilden ließ, noch bis an das Ende meines Lebens Gutes zu erweisen."

„Mir ward ja zu Theil, was so viele würdige Männer nach einem thätigen Leben vergeblich gewünscht haben, das Otium cum dignitate!"

***********

Ich vermochte meinen philosophischen Freund nicht länger als acht Tage aufzuhalten, die in den genußreichsten Herzensergießungen zugebracht wur-

den. Ich versah ihn mit Pässen, und er reisete nach der Stadt, wo wir geboren und erzogen worden waren. Von dort aus schrieb er mir:

„Ich habe nur noch einen einzigen von unsern Jugendfreunden am Leben gefunden, ach! diesen in den mitleidenswerthesten Umständen. Wie soll ich Ihnen die Verwüstungen des Krieges schildern, die diese einst so blühende Hauptstadt, diese Gegend in einen Schauplatz des Elendes verwandelt haben."

„Ich reisete nach dem Frauenklo[illegible]. oder vielmehr nach der Stelle, wo es einst stand, wo einst die liebenswürdige Elegie Zuflucht gegen eine verdorbene Welt gesucht hatte. Ich erfuhr, daß sie drei Jahre nach dem Ausbruche des blutigen Krieges gestorben sei. Also ersparte die Vorsicht ihrem gefühlvollen Herzen die schmerzliche Empfindung, Zeuge und Theilnehmerin von den Greueln zu sein, welche bewaffnete, rohe Haufen auch in diesem so schönen Lande ausgeübt haben."

„Leider fand ich nichts mehr, als die Ruinen des Tempels, wo ehemals ihre heilige Stimme in Chören ertönte. Man sieht nichts mehr, als die Spuren des Feuers, das ihn verzehrt hat. An

den hohen Schäften der Säulen und Portale kriechen jetzt Netze des winterlichen Epheus, und aus den Fugen der Wände drängen sich schwächliche Stämme der im Winde sich wiegenden Gundelrebe hervor. Ich schritt über zerschmetterte Altäre, aus deren Trümmern dornige Brombeerstauden, und das sonst so bedeutungsvolle, hier aber müssige Symbol des Friedens, die einsame Palmweide hervor wächst."

„Dann besuchte ich jene einst so liebliche Gärten, über welche die Reine, die Verewigte einst die Aufsicht hatte, und in deren Beeten sie Lilien und Rosen zum Schmucke des Tempels pflegte. Alles war von wilden Gesträuchen überzogen, aus denen noch hie und da ein Fruchtbaum hervor ragte, so wie noch zuweilen ein guter Gedanke in dem verwilderten Gemüthe eines Ruchlosen empor schießt."

„Der ehrwürdige Pfarrer mit Silberhaaren, der mich herum führte, war ehedem Beichtvater des Klosters, und stand der Verewigten in den letzten Augenblicken mit Trost bei. Ich bat ihn, mich an ihr Grab zu geleiten. Er führte mich auf den Gottesacker, jetzt ein von Pferdehufen zerstampfter Platz. Noch war der kleine Hügel,

welcher die Hülle jener himmlischen Seele deckte, sichtbar. Diese heilige Stätte hat jetzt die Natur mit einer Einzäunung von wilden Rosen bewaffnet, als wenn sie dieselbe vor den Fußtritten profaner Menschen hätte beschützen wollen."

„Ich sah ein bemoostes steinernes Kreuz mit dem erloschenen Namen Rosalia, halb in den Boden versunken. Rosalia, rief ich, bezeichnet dieses Kreuz die irdische Lagerstätte, die dich einschließt! So ragt der Mastbaum eines im Sturme verschlungenen Schiffes noch lange über dem Spiegel des Meeres. Ich kniete nieder, betete heiß und innig, das Herz pochte mir unter verdoppelten Schlägen. Ich senkte mich auf den Boden, küßte die Erde, und ließ einige Thränen auf diesen heiligen Staub fallen. Es schien mir, als wenn er unter meinen Lippen erbebte. Nimm mich auf, sagte ich, mütterlicher Schooß der Erde, wenn mich einst die Natur verstößt, und du, verklärte Rosalia, öffne mir den Vorhang der Ewigkeit, der dich meinen Blicken birgt."

„Ich raffte mich wieder auf. Brust und Athem waren mir beklommen. Mein Begleiter, der mich nicht kannte, stand mit entblößtem Haupte hinter

mir, und betete stille. Ein mitleidiger Blick, den er auf mich warf, gab dem stockenden Blut in meinem Herzen wieder Bewegung. Er bot mir freundlich die Hand, und jetzt ging ich vom Uebermaaße des Schmerzens wieder zum Gefühle eines innigen religiösen Trostes über.“

„Wohlan! so sind denn die letzten Wünsche erfüllt. Ich eile zu meinen Brüdern in die liebe Einöde zurück. Wenn der Südwind aus den heissen Gefilden Afrika's, seinem Vaterland, über unsere Alpen rauscht, verliert er auf den beschneeten Bergspitzen die Atomen des Feuers, die er von seinen Fittigen losschwingt. Freund! die Erinnerung einer unglücklichen Leidenschaft in dem Herzen eines Mannes am Ziele seines Lebens, sind gleich den Strahlen der Sonne, die sich in den stillen Eisthälern der Gletscher brechen und zurückspielen. Sie schmelzen hie und da einen Zapfen des Eises zu Tropfen, wie die Wehmuth das männliche Auge zu Thränen.

············

Als der Abt nach Hause kam, hatten seine Mitbrüder auf dem einsamen Maierhofe schon die Einrichtung zu ihrer stillen Haushaltung getroffen. Sie hatten ihm seine Bibliothek, sein phi-

sikalisches Kabinet zugerüstet, und auf den Gibel der Wohnung ein gemächliches Zimmerchen mit vielen Fenstern zu einem Observatorium angelegt. Er schrieb mir noch öfter. Nach zwei Jahren gewannen seine Briefe einen Schatten von Halbdunkel, das sich zuweilen wieder in lichte Aussichten auflösete, so wie wenn der Mond über der verdüsterten Atmosphäre durch zerrissene Nebel scheint. Einmal schrieb er mir: „Ich habe weniges mehr mit diesem Sandkörnchen zu schaffen, das der große Werkmeister der Natur vermittelst Feuer und Wasser durch Kristalisation gebildet hat, und welches wir andern Sterblichen Erde nennen. Ich durchforsche mit meinem Dollondischen Sehrohr die nie gestörte Bahn der Gestirne. Mein schwacher Blick dringt in das Unermeßliche und Unendliche. Ich erwarte Sie jenseits dem Kreise, welchen der Uranus beschreibt. Dort wird es besser sein!"

In der That, so war es. Der zum Greise älternde Mann beschäftigte sich in seinen letzten Jahren mit nichts mehr, als mit Astronomie. Er starb einige Tage nach dem Anbruche des Wintersolstitiums an einer Brustentzündung, die er sich, wie die Gefährten seiner Studien glaubten,

durch eine nächtliche Erkältung auf der Sternwarte zugezogen hatte. Der Aelteste von diesen kündigte mir in einem rührenden Schreiben seinen Tod an. „Ich muß Sie," sagte er, „mit einigen Umständen bekannt machen, die seinem Ableben vorher gingen."

„Er brauchte zwar die ihm vorgeschriebenen Arzneien, hatte aber überhaupt wenig Vertrauen zu der Medizin. In den letzten drei Tagen seines Lebens ward er sehr unruhig, jedoch nie ungeduldig. Er durchmusterte seine Schriften, und zerriß viele, die ich unter seinen Augen verbrennen mußte. Am Abend vor seinem Hinscheiden befahl er mir, ein kleines verschlossenes Kästchen, das in seinem Pulte stand, herzubringen. Ich setzte es vor ihn auf den Tisch. Bald darauf ward er, wiewohl noch ganz bei Sinnen, sprachlos. Er winkte mir, deutete auf das Kästchen, und schrieb mit seinem Zeigefinger einen Namen auf das Deckbett."

„Anfänglich konnte ich nicht begreifen, was dieses bedeuten sollte. Er wiederholte die Zeichen; ich folgte aufmerksam den Zügen des Fingers, und glaubte Ihren Namen zu errathen. Ich sprach also Ihren Namen deutlich aus, und

fragte ihn, ob ich Ihnen etwa dieses Kästchen schicken sollte? Er winkte mit dem Kopf mehrere Male Ja! Um sicher zu sein, schrieb ich die Anfrage nochmals deutlich auf ein Papier, und hielt es ihm unter die Augen. Er durchlas sie, nahm mir das Bleistift ab, und schrieb darunter: Ja! Dann drückte er mir freundlich die Hand, und blieb ganz ruhig. Wir beteten schweigend und kniend, das Auge voll Thränen auf sein Lager gerichtet."

„Nach diesem warf er seine Blicke nochmals auf unsern trauernden Zirkel, heftete ihn endlich auf das Fenster, und winkte, man solle es aufmachen. Ich folgte. So blieb sein Auge unverwandt gegen das Gestirn des Sirius gekehrt, der bei einem heitern, unbewölkten Himmel im hellsten Lichte am Firmamente strahlte. Ich spannte den Vorhang des Fensters etwas höher, damit er das Sternbild im vollen Glanze sehen könnte. Er schien damit zufrieden zu sein, segnete uns mit der Hand, bewegte dann seine Lippen, als wenn er betete. Nach zehn Minuten hörte die Bewegung der Lippen auf, das Licht seiner auf den Sirius gehefteten Augen brach, und ich, als der älteste seiner Brüder, erfüllte die traurige

Pflicht, sie auf ewig zu schliessen. Kaum verbreitete sich das Gerücht von seinem Tode im Thale, so erhob sich in allen Hütten ein allgemeines Weheklagen, das gleich einem dumpfen Geheule der Verzweifelung die stille Einöde durchscholl. Das Volk strömte in Masse nach unserer Wohnung, weinte und betete, drang in das Zimmer, und küßte dem Erblichenen die Hände. Man hörte nichts, als erstickte Stimmen in halbgebrochenen Tönen, die da ausriefen: „Wehe uns! unser Vater und Wohlthäter ist todt!“ Diese rührende Auftritte erneuerten sich bei dem Leichenbegängnisse. Alle Hütten des Thales wurden geschlossen, und sowohl Greise, als Kinder folgten dem trauervollen Zug. Viele blieben den ganzen Tag betend bei dem Grabe, und noch jetzt geht nie ein Landmann dort vorbei, der nicht sein Haupt entblößt, und einige fromme Wünsche und Gebete thut. So mag in der mythologischen Vorwelt die Verehrung der örtlichen Heroen, als Wohlthäter der Menschheit, entstanden sein.“

„Dem nächsten Amte hatten wir das Ableben unsers beweinten Vorstehers gemeldet. Es kamen zwei Herren, die obsignirten. Sie fanden einen letzten schriftlichen Willen. Nach dessen Inhalt

ward ein Theil der Verlassenschaft baar unter die Dürftigen vertheilt. Einige tausend Gulden waren zur Aussteuer armer Töchter hinterlegt. Alle drei Jahre sollen die Zinse unter zwei der würdigsten vertheilt werden, die sich durch gute Sitten, Arbeitsamkeit und Häuslichkeit, nach dem Urtheile des Pfarrers und des Amtes, am besten ausgezeichnet hätten."

„Die Bücher, Instrumente und Kabinetsstücke, die er aus dem Stifte mitzunehmen die Erlaubniß hatte, und worüber eine eigene Beschreibung vorlag, fiel der Landesakademie zu. Was er überdies an Büchern, literarischen Hilfsmitteln und Werkzeugen später erworben, sollte unter uns drei Mitglieder vertheilt werden."

„Ich habe das für Sie bestimmte Kästchen den Kommissarien vorgezeigt, und ihnen eröffnet, auf was für eine Art ich den Auftrag, es an Sie abzusenden, erhalten. Sie haben es uneröffnet mit dem landesherrlichen Siegel bedrückt, und mir befohlen, es an seine Bestimmung abgehen zu lassen. Der Selige gab uns keinen Schlüssel dazu, wir überliefern es also, wie wir es erhalten haben. Sie werden wohl Mittel finden, es zu öffnen, u. s. w."

Dieses fand ich den freilich. Das erste, was mir in die Augen fiel, war ein Schreiben an mich, mit einem herzlichen Abschiede, in welchem der Selige mich, als seinen Jugendfreund, bat, einige kleine Andenken anzunehmen. Dann fand ich eine treffende Handzeichnung der Elegie mit dem Dato vom 17 September 1770, die der Verewigte in seinen Jünglingsjahren selbst verfertigt, aber mir nie gewiesen hatte. Unten stand der Horazische Vers: Nulli flebilior quam mihi! — Mit neuer Schrift war ein griechischer Vers:

Τεκνον ἐεμον, πως ἠηλϑες ιπο ζοφον ηερoεντα

„Mein Kind, warum gingst du in das finstere Reich der Schatten?" — Worte, mit denen Antiklea ihren Sohn Ulysses bei dem Besuche der Unterwelt begrüßt hat, wie uns Homer in der Odysse XI. v. 155 belehrt hat.

Bei diesem lag ein größeres, wohl gearbeitetes Miniaturportrait des Abtes, das von einem sehr geübten reisenden Künstler zwei Monate vor seinem Tode gemacht worden war. Das Auge des Mannes war gegen den Himmel gerichtet, an welchem ein Segment des Zodiakus sichtbar war, mit dem Sternbilde der Jungfrau. In der

Hand hielt er einen kleinen astronomischen Quadranten. Die Phisiognomie verrieth Ausdruck von Ernst und Kummer; die Falten der Stirne zeigten schöne Narben von Leidenschaften, die durch Liebe zur Tugend, zu Gott und zu den Menschen geheilt waren. Das Ganze kündigte einen christlichen Heros an, der nicht ohne Leidenschaft geboren zu sein schien.

Ich traf ferner auf einige Kameen von alter Kunst, die er in Italien gesammelt, und die ich sehr bewundert hatte, mit einer Weisung, ich solle mir Ringe daraus machen lassen, und sie zu seinem Andenken tragen!

Das übrige waren höchst vortreffliche Aufsätze über seine Reisen, über Musik und Kunstsachen, einer vorzüglich über Dringlichkeit der Fortschritte, welche die Klöster im Religions- und Erziehungswesen zu machen hätten. Er behauptete, daß die ersten geistlichen Kolonien in den Einöden, die sich auf die strengste Mäßigkeit und Selbstverläugnung eingeschränkt hätten, zum Elementarunterrichte des rohen Volkes äußerst tauglich gewesen wären. Nach Verbreitung der Wissenschaften in allen Ständen, hätte sich dieses sehr geändert; daher sei auch eine Reform der klöster-

lichen Institute höchst nöthig. So wie bei dem gehäuften Reichthum zweckmäßige Freigebigkeit zur Unterstützung des armen Volkes in Fleiß und Arbeit, dessen moralische Erziehung jeder Geistliche aus Pflicht besorgen müßte.

Nebst diesem waren auch einige lateinische Elegien, deutsche Gedichte, und sogenannte Soliloquien oder Herzensergießungen an den Allmächtigen zu lesen. Unter diesen zeichnete sich eine Bitte um Frieden aus, die er ungefähr zehn Tage vor seinem Tode auf seiner Sternwarte in der Nacht um 12 Uhr, wie beigemerkt war, geschrieben hatte.

# Die alte Brücke.

Viele Jahre lang war der Jüngling Sinnfried, an der Hand seines Vaters, der ein verständiger Landmann war, und nur diesen Sohn hatte, mit dem Alten über Feld gegangen, die verschiedenen Arbeiten, die der Landbau mit sich bringt, zu verrichten. Der Vater hatte ihn nur zwei Dinge gelehrt; das eine: was er that mit Ernst und Liebe thun; das andere: jedes, auch des geringsten Genusses froh zu sein. So wuchs der junge Mensch in Gesundheit, dabei zufrieden mit der ganzen Welt, zu den ersten Jahren des besonnenen Selbstgefühls heran, und die Zeit war ihm vergangen, ohne daß er's wußte wie? Kindlich liebte er seinen Vater, durch den er des Lebens froher war, aber auch ohne daran zu denken, daß er ihn liebte; und so liebte der Vater seinerseits den guten Sohn, ohne deshalb viel Wesens zu machen. Erst in der neuern Zeit der Romane, muß jede Empfindung den Toiletten-

spiegel bei sich führen. Ehemals war es genug, natürlich naturgemäß dahin zu gehen.

Sinnfrieds Vater wohnte in einem deutschen Thale — es läßt sich nicht genau angeben wo? — genug, es war fruchtbar, von einem breiten Strom durchwässert, und jenseits des Stroms, über welchen eine alte steinerne Brücke führte, lag ein hoher waldiger Berg, aus welchem Sinnfried und sein Vater öfters Holz nach Hause holten.

So oft sie aus dem Walde zurück zu dem Strom kamen, setzte sich der Vater an der Brückenlehne nieder, und der Knabe liebte — selbst im Jünglingsalter änderte sich das nicht — in den Strom hinab zu sehen, wie die Fluth an den Pfeilern sich brach, und immer und unaufhörlich kam, und sich zwischen den Pfeilern hindurch drängte. Gewöhnlich wurde, wenn die beiden auf der Brücke sich befanden, kein Wort gesprochen. Jeder von ihnen hing den eigenen innern Bildern oder Gedanken nach, die der Anblick des lebendigen Stroms weckte. Nur einmal fragte der junge Mensch den Vater, woher auch der Strom komme, und wohin er gehe? Ehrlich hatte der Vater darauf geantwortet: das erste, mein Kind, weiß ich

nicht, das andere aber ist mir bekannt; er strömt durch vieles Land dahin, und ergießt sich dann zuletzt ins Meer.

Mit jedem Jahre wurde ihnen die Ruhestelle an der Brücke lieber, obgleich beide dort, so schien es wenigstens, immer ernster wurden.

Endlich geschah es, daß Sinnfrieds Vater schwer erkrankte, er mußte das Bette hüten, und zum ersten Male ging Sinnfried allein über die Brücke. So schwer war es ihm noch nie dort ums Herz gewesen. Es kam ihm vor als redete der Strom mit ihm, als fragte er ihn: „warum ist dein Vater nicht mit dir gekommen?“ Die Kräfte des Vaters nahmen indessen mit jedem Tage ab. Er fühlte die Stunde des Hinscheidens nahen; denn mehr als siebenzig Jahre hatte er in dem Thale gelebt. Da rief er seinen Sinnfried, schloß ihn jetzt zum ersten und letzten Male an sein Herz, und sagte ihm nur Eins. Dies war keine Ermahnung oder Sorge für das Nachgelassene, beides wäre überflüssig gewesen; wo das wirkliche Leben den Jüngling das Seine zu thun gelehrt hatte. Dies Eine, was der Vater dem Jüngling sagte, war: „wenn du zu

der alten Brücke kommst und in den Strom hinab siehst — denke an mich.“ —

Nachdem der Jüngling mit andern Hausleuten und Nachbaren die Leiche des Vaters zur Erde bestattet, und viele Tage im Stillen um den Freund seines Lebens getrauert hatte, beschloß er, wieder einmal über die Brücke dem Walde zuzugehen. Er nahte sich zum ersten Male mit geheimem Grauen der bekannten Ruhestelle — des Flusses Stimmen sausten stärker an sein Ohr; in ihrem dumpfen Getöse vernahm er die Worte seines Vaters: wenn du zu der alten Brücke kommst, denke an mich. Unwillkührlich traten ihm die Thränen ins Auge. Er sah in die Weite, gleichsam als müßte der Vater noch, wie sonst, dahin kommen. Er kam aber nicht, wie sichs von selbst versteht.

Oefters hatte nun schon der Jüngling allein die kleine Reise gemacht, öfters sich des Vaters letzte Worte wiederholt, als ihm die Frage einfiel: warum auch wohl der Vater gerade das Wort von der alten Brücke, und kein anderes, zu ihm gesagt habe.

Freilich war die Brücke beiden eine natürliche Erinnerungsstelle geworden. Ein großer Theil

der schon vergangenen Tage hatte sich gleichsam an diese Stelle geknüpft; das Andenken an dieselbe, an des Vaters Art und Weise, an seine Freundlichkeit beim Thun, an seine Ruhe wann er ausruhte, an vieles was er von ihm gesehen, gehört und gelernt hatte, dachte er hier lebendiger empfindend zurück, aber immer war es ihm, als habe der Vater etwas besonderes bei dem Worte gemeint!

Eines Tages, als er wieder mit schwerer Bürde ermüdet zu der Brücke gekommen war, fand er auf ihr, da wo der Vater zu sitzen pflegte, einen Greis mit weißem Barte sitzen, der ein Stück hartes Brod verzehrte, und mit Wehmuth in den Strom blickte. Er sah zwar sogleich, daß es nicht der Vater war, doch fühlte er ein eigenes Verlangen, sich auf seinen gewöhnlichen Platz hinzustellen. Die Nähe eines lebendigen, dem Vater doch nicht ungleichen Wesens, bewirkte dies sympathetische, magnetische Gefühl in seiner Brust. Er lehnte sich aber über den Brückenrand, ohne sich umzusehen, und ohne ein Wort zu sprechen. Sein Blick ruhte desto unveränderter auf den Wellen, denn nie war ihm der Geist

des Vaters — die Vorstellung von ihm, wie er im Leben war — näher gewesen.

„Was siehest denn du dort so aufmerksam, Knabe?“ fragte endlich der alte Mann. — Sinnfried antwortete: das waren des Vaters letzte Worte an mich, wenn du zur alten Brücke kommst, so denke an mich. — „Und thust du es auch immer und von Herzen?“ fragte der Alte weiter. — Sinnfried bejahte es ehrlich. — Weiter fragte er auch: „weißt du aber auch wohl, Knabe, was die Worte bedeuten?“ — Nun fiel dem Sinnfried gleichsam ein Stein vom Herzen; er sah mit offenen Augen den Greis an, und sagte: nein, ich weiß es nicht, aber eben wüßte ich es gerne; denn der Vater sah oft in den Strom, und horchte, als verstünde er des Flusses Stimmen. Auch sah ich ihn öfters traurig wann er in die Fluth hinab sah. Der Greis sagte nun zu dem jungen Menschen: „setze dich her zu mir, ich will dich die Stimmen des Flusses verstehen lernen.“

„Kind,“ so hob sodann der alte Mann an, „hat es dich nicht immer verwundert, wie das Strömen der Fluth immer und immer so ohne Aufhören und Rasten daher kommt; aber hast

du auch wohl bemerkt, daß er immer und immer nur fortgeht, und daß die vorübergewallte Fluth nicht mehr zurück kommt. — Hörst du nun des Flusses stärkste Stimme; sie heißt: Weggehen ohne Wiederkehr. — Sohn! wie greift diese Stimme ans Herz der Menschen! wie viele andere Stimmen tönen in und aus dieser Stimme! Vor allen diese an jeden, der über die Brücke geht: Gedenke der vorübereilenden Tage und Jahre!“

Der Greis wurde von innerer tiefen Empfindung ergriffen und bewegt. Er fuhr also fort: „Wisse auch, das Leben ist eine dahinströmende Fluth. Sie strömt dahin, dahin mit Stromeseile, nie wiederkehrend. Auf zerbrechlichen Pfeilern, das ist auf den hinfälligen Kräften unsers Körpers, baut sich die Brücke, über welche Gesundheit, Freude, Muth, Hoffnung uns dahin tragen. Verstehest du nun besser des Vaters Worte, Knabe: „wenn du zu der alten Brücke kommst, so denke an mich?“ — Sinnfried erschrak, denn vorher nie von ihm Empfundenes, wurde ihm anschaulich. — „Sieh!“ fuhr der Greis fort: „oft und vielmal ist er mit dir über jene Brücke gegangen, die ihn trug. Endlich sind ihre Pfeiler morsch und mürbe geworden. Da

ist er hinabgestürzt in die alles begrabende Fluth. So geht es über kurz oder lang auch uns. — Knabe! verstehst du nun besser des Vaters Worte: wenn du zu der alten Brücke kommst, so denke an mich.“ — Sinnfried schluchzte und konnte kein Wort antworten.

Der Greis fuhr also fort: „Auch ich war ein Knabe, wie du, und bin schon vor langen Jahren hier vorüber gegangen, bald werde ich zum letzten Male den Weg gemacht haben. Nun in Gottes Namen! — Bin ich doch oft mit beseligender Freude den Weg gegangen, und habe ich doch auch manchen schweren Kummer über die Brücke getragen, der mich nun nicht mehr drückt. Daher bewegt michs tief, wenn ich den Strom hier sagen höre: damals glaubtest du nicht, du würdest deine Last je wieder los werden. Nun ist auch sie dahin dem Meere zugeeilt. — Wie oft mag auch deinem Vater so zu Muthe gewesen sein, wenn er hier an überwundenes Weh dachte, denn wie du da die Holzbürde nach Hause zu tragen hast, so, mein Kind, hat jeder auch seine Last und Bürde, die das Herz drückt, zu tragen. — Du bist noch sehr jung, und doch hast du hier auch schon schwer

getragen, seitdem der Vater fehlt, so kommt immer neue Last auf unsern Rücken, aber vergiß es nicht: Es gibt kein Leid, das nicht endlich vorüber strömt. Und schiene es bisweilen, als müssen die Ufer sich aufthun, und die Pfeiler der Brücke brechen, doch lasse dichs nicht irren. So gewiß, daß du nach Wochen oder nach Monaten über die Brücke gehst, so gewiß sieht es dann mit dem Leid, das du trugst oder trägst, anders aus."

Der Greis hielt lange inne, nachdem er dies gesprochen, als erinnerte er sich vergangener Lebenszeiten. Er wurde von neuem ernst, wehmüthig, und wischte sich die Augen. Ja vieles, vieles hat mir der Strom weggetragen; aber auch vieles, das ich einst in Freude mein nannte. Knabe, wenn ich in einem andern Jahre noch einmal über diese Brücke gehe, und dich hier, wie heute, antreffen sollte, will ich dir einiges aus der Geschichte meines Lebens erzählen. Für jetzt höre mein letztes Wort: werde mit jedem Gang über diese Bücke deines Weges froher. Wer das Seine thut und gethan hat, der kann es, und sollte er auch das letzte Mal über die Brücke gehen. So hat dein

Vater, wie ichs aus den Abschiedsworten an dich vermuthe, seinen Weg sanft vollendet. Sei immer kindlich, wie jetzt, diene der Mühe und sei treu! dann wird dein Herz mit jedem Jahre dir besser sagen, als ich es kann, was die Worte deines Vaters heißen: „wenn du zu dem Strome und an die alte Brücke kommst, so denke meiner.“

Der Jüngling hatte sich indessen dem Greise fester angeschmiegt. Nie gehörte Stimmen waren in seinem Herzen rege geworden, denn so hatte noch niemand zu ihm gesprochen. Es war ihm wie ein Wunder, daß der alte Mann so daher gekommen sei, ihm vieles, das ihm nur dunkel vorgeschwebt hatte, zu deuten. Er hätte noch lange dem Greise zuhören, und noch vieles, woran er vormals nie gedacht hatte, fragen mögen, aber der Greis richtete sich auf, indem er sagte: „Es ist Zeit, daß wir weiter gehen, jeder auf seinem Wege, sonst dürfte der Strom uns schelten, den wir uns ja zum Freunde behalten wollen, denn siehst du, er steht nie stille.“

Sinnfried empfand eine so tiefe Ehrfurcht vor dem weisen Alten, daß er kein Wort zu sagen wagte. „Du gehst dorthin, nicht wahr,

wo die Hütten an dem alten Eichbaum lehnen? Ich bin da wohl sonst auch vorbeigegangen — mein Weg geht jetzt da hinaus. Auf der Mitte der Brücke wollen wir scheiden." Als sie auf der Mitte der Brücke waren, schloß der Greis den Jüngling liebend in seine Arme. „Komm an mein Herz, Knabe, meine Seele ist bei dir weich geworden, denn wie du den Vater nicht mehr dir zur Seite siehst, so sehe ich seit vielen, vielen Jahren das nicht mehr, was mir das liebste auf der Welt war." Einsam gehe ich über die morsch gewordene Brücke meines Lebens. Aber nein! habe ich nicht dich gefunden? Ich weiß, daß du mich lieb hast, wie ich dir liebend zugethan bin, und ich weiß, du wirst auch meiner gedenken, wenn du künftig daher kommst. Leb wohl, Knabe! Laß nie von der Mühe! und werde immer zufriedener, je länger du über die Brücke gegangen sein wirst. Endlich nimmt uns alle der Strom auf, der uns in das stille Meer der Ruhe, oder in die Arme der Mutter von allem, was war, ist und sein wird, zurückführt."

Sinnfried war tief bewegt. Der Alte lud

ihm die Bürde auf, und sagte: „in Gottes Namen." — „Kommst du nie mehr daher des Weges?" fragte der Jüngling. Der Greis antwortete: „weißt du es, oder weiß ich, woher der Strom kommt? wie lange er läuft, und wie lange er zu laufen hat?" — Ist es dessen Wille, der den Strom gemacht hat und das Meer, und dessen Händen auch unser Leben entronnen ist, dann sehen wir uns noch wieder, wie heute, oder dort unter jener alten Eiche, die schon wie jetzt da stund, als ich ein Knabe war, wie du, und hier vorbei in ein fernes Land zog. Damals hätte auch ich es wohl kaum geglaubt, daß ich je wieder daher kommen würde, und doch ist es geschehen. Noch einmal rief er: In Gottes Namen! und in kurzem waren die neuen Freunde weit aus einander.

Sinnfried fühlte sich seit diesem Tage wie ein anderer Mensch in der Welt. Ihm fehlte nicht mehr der Vater. Er stand nicht mehr einsam in der Welt. Er fing an zu leben in allem, und die Stimme des Lebens zu hören aus allem, und es überströmte sein Herz mit Seligkeit, daß er so vieles fremde Leben in sein eigenes aufnehmen, und

sein Leben hinwiederum über so vieles andere wohlthuend und lebenfördernd ausbreiten konnte. — So wurde er des Ganges über die Brücke immer froher, und immer froher stieg seine Liebe zu dem Greise, von dem er so vieles Gute behalten hatte, und immer mehr befestigte sich in seinem Herzen das Andenken seines Vaters, denn es kam ihm doch und fast so vor, als hätte der Vater von dem Greise gewußt, als er ihm die Worte sagte: „Wenn du zu der alten Brücke kommst, und in den Strom hinab siehst, so denke an mich.“

Karl Graß.

# St. Beat.

## Eine Legende.

Männiglich aus grauer Zeit
Eine alte Mähr erfreut.
Ist auch dick ein guter Sinn
Und wohl kluge Lehr' darin.
Will dermal denn fahen an
Ob ich's eben treffen kann.
Meine Mähr am vierten Blatt
In der alten Chronik staht.

Kam einmal vom Meeresstrand
Etwa her aus Engelland
Gar ein lieber Mann und fromm
In die heilig Stadt nach Rom.
Als nun Petrus ungefähr
Predigt' da des Meisters Lehr',
Traf er's Herz dem Männlein gut,
Macht ihm all ein'n neuen Muth,
Tauft' es bald und hieß es Batt,
Sandt' es aus an seiner Statt.

Und das wacker Männlein nahm
Pilgerstab und Hut, und kam
Ueber Meer und über Land
An den Wendelsee zuhand. —
Jämmerlich im Heidenthum
Da viel Volkes wohnt' herum,
Und erbarmend alsogleich
Ward das Herz Beato weich,
Sprach: o Gott, zu deiner Ehr'
Gieb daß ich das Volk bekehr'!

Aber weit und breit im Thal
Von den Heiden allzumal
Keiner nahm den Pilgersmann
In sein Hüttlein auf und an.
Doch Beati treuer Sinn
Baut auf Gott und wandert hin,
Zieht fürbas wohl um den See,
Sucht am Strand und in der Höh',
Bis er sieht am dritten Tag
Was sein Herz erfreuen mag:
Eine Höhl in grauser Fluh; —
Fröhlich steigt er schon hinzu. — —

Schrecken! Schrecken! aus dem Loch,
Als er sieben Schritte noch

Vor dem kühlen Felsenschlund
Gar in süßer Hoffnung stund,
Brach mit bösem Qualm und Dunst
Gräulich groß ein' Feuersbrunst
Aus der Höhl' und an das Thor
Schoß ein grimmer Drach' hervor.

Augen wie ein Wagenrad,
Stacheln auf dem Rückengrath,
Krallen wie der Vogel Greif
Hochgebäumt der lange Schweif
Und ein ungeheures Maul —
Glatt mit Panzer, Helm und Gaul
Einen guten Reutersknecht
Einzuschlucken ebenrecht —
Also lief der Höllenwurm
Auf den frommen Pilger Sturm.

Batt erschrak von Herzensgrund,
Dacht' an seine letzte Stund'
Und empfahl sein' Seele Gott
In der schweren Leibesnoth. —
Drauf im Kreuz die beiden Händ'
Vor sein Angesicht er wendt,
Mocht in Rachen nimmer seh'n
Drin er soll zu Stücken geh'n.

Aber flugs den Augenblick
Fährt das Ungethüm zurück
Und ein schrecklich Angstgeschrei
Deutet wer der Drache sei,
Denn im Schrei verräth sich gleich
Satan aus dem Höllenreich,
Der mit Listen in das Loch
An dem grausen Felsen kroch,
Ob er's Batt verleiden möcht'
Daß er drin zu hausen dächt'.

Als nun Batt den Teufel merkt
Ward ihm gleich das Herz gestärkt,
Und mit Fasten und Gebet
Vor dem Schlund er wachen thät.

Sieben Tag der Wurm sich hält,
Batt ihn sieben Tage quält,
Denn vor Zorn verbirst das Thier
Ob des Bruders Büssung schier,
Bis am achten Tag mit Braus
Und mit Stank es fährt hinaus.

Batt von Herzen thät sich freu'n
In die Klause schlüpft hinein
Siedelt sich und zimmert bald
Sich ein Schifflein in dem Wald

Daß er rings am Wendelsee
Christi Wort zu künden geh';
Und das Völklein mehr und mehr
Hört' begierlich seiner Lehr'. —

Aber Meister Satanas
Wurmt's in seinem Herzen bas
Daß der Bruder mit Gebet
Aus dem Loch ihn trieben hätt',
Sauset wieder bald daher,
Macht Beato viel Beschwer
Stürmt und bläst und hagelt dick,
Schmeißt in See viel Felsenstück,
Jagt die Wellen himmelan
Und zerschlägt dem frommen Mann
Daß er nicht zur Predigt fahr'
Schiff und Ruder ganz und gar.

Da — mit Leid — im grünen Gras
Batt an einem Morgen saß
Wohl auf seinem Mantel gut
Und bedacht' des Wassers Wuth,
Sprach im Herzen: Herre Gott!
Hilf aus dieser großen Noth,
Daß zu künden deine Lehr'
Mir nicht Satanas verwehr'. —

Das Gebet mit gutem Lauf
Stracks gen Himmel fährt hinauf,
Und vom Himmel gleich ein Wind
Lüpft Beatum gar geschwind
Auf dem Mantel hurtig fort,
Ueber Wasser, an den Ort,
Da die frommen Schäflein sein
Harrten an dem grünen Rain,
Wurd auch nicht ein Bienlein naß
Der'n ein Schock am Mantel saß.

Durch das Wunder bald im Land
Christi Macht ist wohl erkannt,
Und als Jahr und Tag vorbei
Steht ein Kirchlein frank und frei
Wo am See „im Paradies"
Gar ein lustig Oertlein hieß.
Da nun predigt' wie von Batt
Er die Lehr empfangen hatt'
Bruder Florus Tag um Tag
Und bekehrt so viel er mag.

Drauf am nächsten Osterfest
Florus thät das allerbest,
Und es kam zu Land und Schiff
Was das Kirchlein inbegriff.

Batt, weils eben auch ihn zog,
Auf dem guten Mantel flog
In das Kirchlein auch herzu,
Satzte sich in guter Ruh,
Hört andächtiglich das Wort
Als es Florus predigt dort. —

Doch dieweil des Volkes viel,
Ward's im Kirchlein eben schwühl,
Und so hub denn Mann um Mann
Allgemach zu schlafen an. —
Batt mit Herzenleid es sieht,
Hustet bas, nach Christenpflicht,
Winkt umher und guckt und schaut
Bis er trifft worob ihm graut.

Unter Florus Kanzel saß
In der Ecke Satanas,
Bückt' sich auf ein Stühlein krumm,
Schielt im Volke rings herum,
Hält ein Bocksfell ausgespannt,
Und ein' Feder in der Hand,
Schreibt die Schläfer allzuhauf
In ein lang Register auf,
Dacht', daß er am jüngsten Tag
Allzumal sie fischen mag,

Wenn er schwarz auf weiß es hätt'
Wer zur Predigt schlafen thät.

Emsig, emsig, ohne Rast
Schreibt er was die Haut nur faßt,
Und schon eilt zum letzten Rand
Hurtig fort die schwarze Hand. —
Jetzt, dieweils an Raum gebricht,
Und er mehr der Schläfer sicht,
Packt er tückisch gar die Haut
Mit dem schiefen Maul und kaut
Zieht und strecket, beißt und zerrt
Daß sie länger, länger werd' —
Bis vom Fell ein Stücklein bald
Reißt mit höllischer Gewalt
Daß des Teufels Kopf im Flug
Polternd an die Kanzel schlug.

Jetzt aus vollem Hals und Maul
Lacht Beatus auch nicht faul,
Daß der arge Höllenhund
Sich den Schädel halb zerschund;
Dacht', es kömmt noch mancher Wicht
Diesmal auf die Bockshaut nicht!

Satanas fuhr grimmig auf,
Und entwich mit schnellem Lauf;

Aber Florus wurd' erschreckt,
Und die Schläfer aufgeweckt;
Mit der Predigt dann war's aus,
Und ein jeder schlich nach Haus.

Aber jetzo nehmt in Acht
Was der Spaß Beato bracht! —
Wer von Herzen inniglich
Freut ob Andrer Schaden sich,
(Litt der Teufel auch die Noth,
Krieget Strafe drum von Gott).

Als dann Bat an's Ufer kam
Und vom Leib den Mantel nahm,
Und sich drauf, nach seiner Art,
Satzte zu der Wasserfahrt,
Blieb der Mantel — ach und weh! —
Mäusleinstill im grünen Klee,
Und von dieser Stunde muß,
Wie die Menschlein all, zu Fuß
Batt am bösen Ufer hin
Lebenslang die Straße zieh'n,
Wenn er will zur Predigt aus
Und von draussen will nach Haus.
Starb zuletzt in bittrer Reu'; —
Hoff' daß doch er selig sei! —

Joh. Rud. Wyß.

# Anmerkung.

Die vorstehende Legende ist nach Volkssagen erzählt, ohne daß ich zu sagen wüßte, ob sie irgendwo schon umständlich gedruckt sei.

Die Beatenhöhle, in der Volkssprache das Battenloch, oben an der rechten Seite des Thuner Sees, ist noch jetzt ein Gegenstand der Neugier für Reisende, zumal da ein Bach aus ihr hervorströmt, und in einem hübschen Wasserfall sogleich in den See hinunterstürzt. Noch lange nach der Reformation wallfahrteten Landleute aus den katholischen Kantonen zu der alten Siedelei des heiligen Beat.

Wendelsee ist der alte Name des Thuner Sees — vorgeblich von den Vandalonen, einem Volke dieser Gegenden, also benannt.

Die Kirche im Paradies ist die noch stehende Kirche zu Einigen, unten am Thuner See, eine halbe Stunde unter Spiez, wovon sie ein Filial ausmacht. Sie soll die älteste Kirche der Gegend sein, und den Namen im Paradies von dem schönen Geländ' empfangen haben, in welchem sie liegt. Noch hat man in Handschrift eine besondere Chronik von ihr, die, nach der Versicherung Joh. Müllers alte Thatsachen, durch mancherlei Fabeln und Mährchen durchschimmern läßt.

Von dem heiligen Beat steht eine gar erbauliche Inschrift in Reimen zu St. Beatenberg, oberhalb der Höhle, in der jetzt noch eine Pfarrei ausmachenden Kirche, und dieser Inschrift zufolge hat der Apostel Petrus selbst den Heiligen, der mit dem Namen Suetonius aus England kam, getauft, und als Apostel in die Schweiz gesandt.

---

# Scheik Ali.

Scheik Ali war, in seinem Wahn,
Ein grundgelehrter Scheik. Er sah in allen Dingen
Sich für den größten Weisen an.
Er machte manchen feinen Plan,
Um Ehr' und Schätze zu erringen;
Doch alle scheiterten, und oft auf halber Bahn.

Einst, als er sich, vor Bagdads Thoren,
Nach tiefer Denker Art, von seinem Pfad verloren:
Ersah der Neidische den Pascha Ibrahim,
Den sich das lose Glück zum Busenfreund erkohren.

— „Ha!" seufzte Ali voller Grimm:
„Von allen Tugenden ist Dummheit doch die beßte.
„So schaal, wie dieser eitle Fant,
„Wohnt keiner mehr in unserm Land;
„Doch hat er was er will: die prächtigsten Paläste;
„Ein Harem, dem Kalifen gleich;
„Kiosken, Gärten, Freudenfeste;
„Und ist geehrt, im ganzen Reich.

„O ungerechtes Glück: Wie platt sind deine Launen!
„Du suchst die Thoren, die dich flieh'n,
„Verdienten Weisen vorzuzieh'n.
„Du spielst die Tolle zum Erstaunen.
„Das ist doch kahler Eigensinn." —

Er machte hier, auf die Verschwenderin,
Noch manche freie Epigrame;
Als ein Verschnittner näher trat:
Und ihn, im Namen einer Dame,
Nach ihrem nahen Hause bat.
Die Neugier lockt auch öfters Weise.
Er folgte dem Jasmin, und fand:
Ein wahres Feenschloß, nach einer kurzen Reise.
Er glaubte sich in einem Zauberland.
Doch, weh, auch hier war Ibrahim der Gegenstand
Von seiner Eifersucht. Der saß im goldnen Saale,
Bei einer Grazie, im nymphichten Gewand.
Sie glich dem schönsten Morgenstrahle.
An ihrer rechten Seite stand
Ein Mahagonitisch, beschwert mit zwei Gefäßen,
Vom feinsten Gold; sie glichen beide sich.

Nun sprach die Dame: — „Höre mich:
„Du scheinst mir mißvergnügt. Du tadeltest vermessen,
„Das launenhafte Glück. Ein Knab behorchte dich.
„Dein Hader fiel mir auf. Sonst sind, gemeiniglich,
„Die Weisen nicht vom Neid besessen.
„Dem sei nun wie ihm will, ich winkte dir zu mir:
„Um dich dem Glücke zu empfehlen.
„Ein großer Reichthum liegt in diesen zwei Pokälen.
„Den Einen, Scheik, bestimmt es dir;
„Den Andern deinem Gegner hier.
„Allein, ich darf euch nicht verhehlen:
„Daß Einer nur der Schatzbehälter ist;
„Im andern gibt es nichts, als bloßen Sand zu zählen.
„Doch läßt es dir die Macht, zu wählen;
„Du wirst den Reichthum nicht verfehlen,
„Wenn du nur klug und weise bist.“ —

Der Sophi bückte sich, betroffen und verlegen;
Er sah die Becher lüstern an.

Sein Busen pochte warm dem theuren Reiz entgegen;
Doch nichts verrieth den goldnen Segen.
Er that daher, was Layen oft gethan:
Er wog die Becher ab. Bei solchen Lebensschätzen,
Wer kann auch zu behutsam sein?
Da wählt dann die Vernunft, nach Archimeds Gesetzen.
Die eine Schale sank. Hier aber fiel ihm ein:
Man will mich auf die Probe stellen.
Doch, läßt sich wohl ein Weiser prellen?
Drum, weil ich wählen darf, so sei die leichtre mein.

Jetzt säumten beide nicht, die Deckel abzunehmen;
Allein wie mußte sich der feine Weise schämen?
Er hatte nur den Sand gewählt.

Da sprach die Gönnerin: — „So gehts den klugen Herren,
„Ihr Wiz wird ihnen oft des Glückes Pfad versperren.
„Du hast die Schätze selbst verfehlt.

„Indessen weiß ich Rath, und wünsche dir zu zu dienen.

„Sieh drüben den Kiosk; es liegt in seinem Schoos
„Ein Kästchen, angefüllt mit indischen Rubinen.
„Ihr Werth und ihre Zahl ist groß;
„Es sei dem Thätigsten von beiden,
„Der diesen Ort zuerst erreicht.
„Drum müßt ihr jeden Abweg meiden;
„Und mit gesunden Augen ist es leicht
„Den rechten Weg zu unterscheiden,
„Sobald man nicht zur Seite weicht.“ —

Gern unternahm der Scheik die neue Hoffnungsreise,
Wie mancher feine Herr auf unserm Erdenkreise;
Er wollte, mit Gewalt, der Ueberwinder sein.
Das war ein Eilen, Jasten, Rennen.
Doch diese Hitze schmolz, wie alle Schwärmerei'n;
Wer wird auch immer laufen können?
Der Weg war nicht von Dornen rein;
Da zeigten sich dann oft bequemre Lebenspfade.
Sie führten zwar nicht gerade
Zu dem Kiosk, allein man schonte doch
Die Kleider vor den Dorngebüschen,
Und dabei konnte man sich noch,
Denn es war heiß, im Schatten oft erfrischen.

Sein Gegner ging indeß die Straße fort;
Zwar fand er Hecken hier und dort.
Allein er wußte sie geduldig zu besiegen,
Bald hier zu trotzen, bald sich dort zu schmiegen;
Und so erreicht er seinen Ort.

Genug! das Kästchen ward dem Ibrahim zu Theile;
Und erst nach einer langen Weile,
Kam auch der Scheik; allein zu spät.
Die Dame rief ihm schon entgegen:

— „Da lerne, wie es oft den Weisen geht.
„Zwar ist an Klugheit viel, in jedem Fach, gelegen;
„Allein Beharrlichkeit auf den geraden Wegen,
„Ist dienlicher, als Wiz, der sich in Wirbeln dreht.
„Verloren ist der Schatz; du hast ihn selbst verschmäht.

„Nun, eine Probe noch, sie kann dich nicht betrügen.
„Sieh diesen Haufen Gold, gewonnen ist er schon;
„Jetzt nimm, so viel du willst, davon.
„Hier hast du einen Sack, er sollte dir genügen,

„Doch überfüll' ihn nicht, denn Sorge wär' dein
Lohn;
„Er würde dir zu schwer zu tragen.
„Ein Kluger schränkt sich ein. Der Thor hat nie
genug.
„Du wirst bei meinem Schloß indessen nach mir
fragen;
„Ich habe dir vielleicht noch was ins Ohr zu
sagen.
„Mein lieber Weiser, sei nur klug." —

Getröstet lächelte der Scheik, und füllte
Den Sack nach Herzenslust. Allein sein Geiz
enthüllte
Sich bald in vollem Maas. Doch, o wo lebt der
Mann,
Der, auf des Glückes Pfaden,
Sich stets beschränken kann?
Er wog den Reichthum dann und wann,
Und seufzte bei der Zahl der glänzenden Monaden,
Die noch zurücke blieb; indem er, schwer beladen,
Zuletzt auf seinen Heimweg sann.

Im Anfang ging es gut, obwohl gemach und
schräge.
Die goldne Bürde fiel ihm schwer;

Sie drückt auch andre Herren mehr.
Bald aber ward er müde, träge;
Er sah nach Hilfe bang umher.
Schon hub er schmachtend an zu keichen,
Als da ein Araber zum guten Glücke kam,
Der seinen lieben Schatz zu tragen übernahm.
Der Weise dachte hier: — „Der soll mir Hilfe reichen.
„Kein Trug! Ich werde nie von seiner Seite weichen;
„So mach' ich alle Sorgen lahm.
„Und dann, was ist das Gold, wenn wir es nur verschließen?
„Der Kluge sucht es zu genießen.
„Die wahre Weisheit lehrt: daß man es nur besitzt,
„Wenn's auch in andrer Augen blitzt." —

Nun ging er leicht davon. Er schwebt in goldnen Träumen.
Er baute manchen Plan. Doch ungemischt
Bleibt keine Seligkeit; denn zwischen Strauch und Bäumen
War diebisch ihm im Hui der Araber entwischt.

Entgeistert stand der Weise da,
Als er zum drittenmal sein Heil verloren sah.
Doch Hoffnung, sie, die ew'ge Trösterin,
Goß Balsam auch auf Ali's Wunden.
Er wankte nach dem Schloße hin,
Wo seine Dame sich schon wieder eingefunden;
Und hoffte noch einmal auf diese Gönnerin.
Allein nun wieß die Hold' ihm ihre Tücke,
Und sprach:

— „Mein weiser Freund! Hier schließt das Drama sich.
„Du zanktest immer mit dem Glücke.
„Ich bin es selbst. Ich suchte dich,
„Auf manche Weise reich zu machen.
„Doch, du verderbtest selbst die bestgelenkten Sachen.
„Drum zürne ferner nicht auf mich;
„Bei dir ist alle Müh' verloren,
„Dich macht dein stolzer Witz zum Thoren.
„Du hast das erste Mal, durch ihn, den Sand erkohren.
„Das andre Mal versäumtest du,
„Aus Feigheit nur die größten Schätze.
„Und als ich sie so reichlich dir ersetze,

„So führte dich der Stolz dem Untergange zu.
„Nun magst du nach Gefallen leben;
„Mich mische ferner nicht in deine Händel ein.
„Denn, wollt ich dir ein Peru geben,
„Es würde nur verschwendet sein.“ —

Vom Einsiedler auf den Alpen.

---

## Das Schäfchen und der Löwe.

Zum königlichen Löwen trat
Ein sanftes Schäflein hin, und bat:
„Großmächtigster, geweihter Schutz der Schwachen!
„Der Wolf, der wüthende Kroat,
„Verfolgt mich stets mit offnem Rachen,
„Und droht mir schrecklich, wo er kann.
„Ich darf sogar zu ganzen Tagen,
„Mich nicht aus meiner Hürde wagen.
„O könntest du vor diesem bösen Mann,
„Mir der Gesetze Schirm versagen;
„Wer schützte mich Bedrückte dann?“ —

— „Ich kenne den Antropophagen —
Versetzte der Monarch — „Zwar, Lämmchen, über ihn,
„Hast du bis jetzt kein Recht zu klagen;
„Beccaria, Carpzov und andre Lehrer sagen:
„Das Drohen morde nicht. Drum such den Feind zu flieh'n.

„Doch würd' er einst so frech, den Zahn an dich
zu legen,
„Dann räch' ich dich von Rechtens wegen,
„So wahr ich König Löwe bin!" —

— „Ach Gott! — so seufzte tief, die arme
Bitterin;
„Dein Trost beruhiget mich schlecht.
„Denn Rache nach dem Tod' ist noch kein halbes
Recht."

Von Ebendemselben.

# Gedanken und Einfälle.

---

Der englische Zuschauer sagt, es sei recht verdrießlich, daß man nicht dahinter kommen könne, warum die Weiber immer und ewig zu plaudern haben, ohne doch was zu wissen? — Lieber Gott, eben darum, weil sie nichts verstehen.

---

Der Staat ist seinem Untergang nahe, wenn man die bloße Pflicht mit dem Namen der Tugend schmückt! — Da ist keine Vaterlandsliebe mehr, wo man ihr Lobreden halten muß.

---

Fontenelle hat gesagt: das Naive ist eine Nuance des Niedrigen und Unedeln. Lafontaine würde gesagt haben: das Naive ist das Erhabene des Natürlichen.

---

Eine Gesellschaft von Atheisten könnte recht gut beisammen bestehen, wenn der Quell ihrer Handlungen Tugend, der Grund ihrer Ueber-

zeugungen Wahrheit, ihr Wesen eine sich für das Ganze hinopfernde Liebe wäre, oder kurz, wenn all die Herren würdig wären — Christen zu sein.

---

Das Verdienst vieler Fürsten ist, daß sie Fürsten sind; bei andern ists wirklich ihr einziger Fehler.

---

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Auswahl kleiner Romane und Gedichte für Freunde einer aufheiternden Lektü
re

Bd.: 1

Aarau 1812

P.o.germ. 63 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104919-5